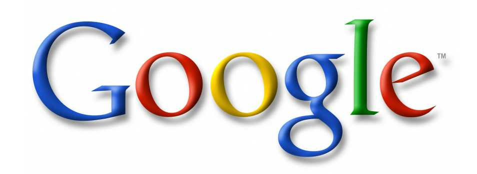
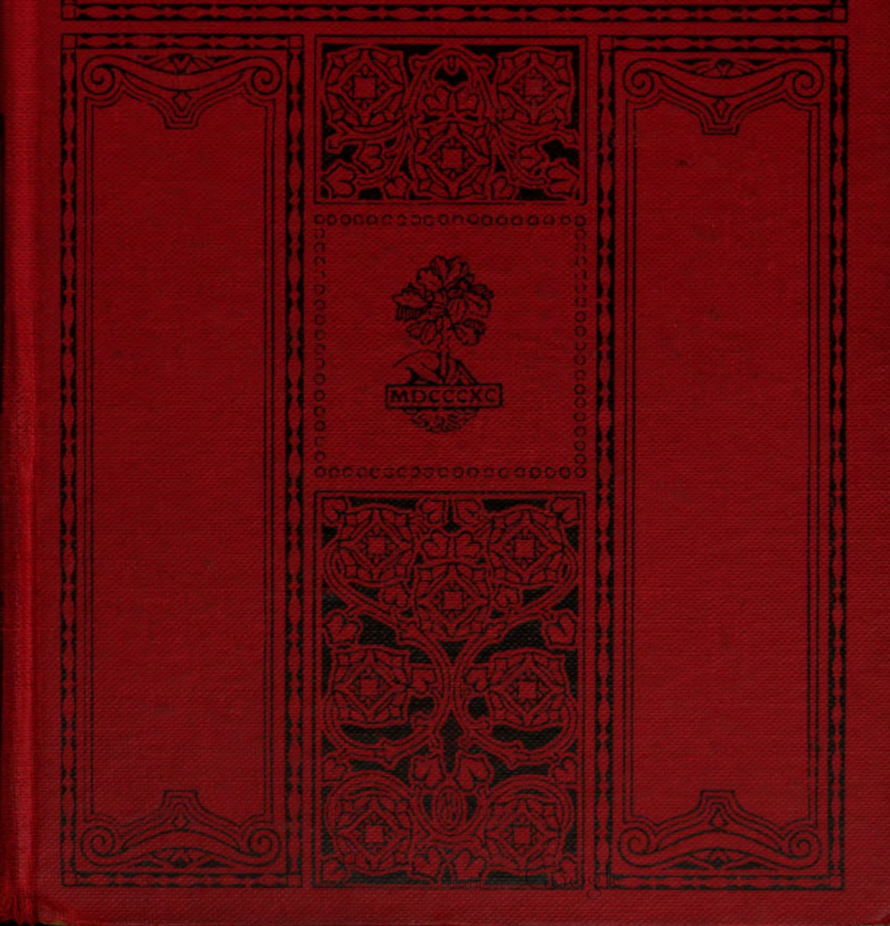
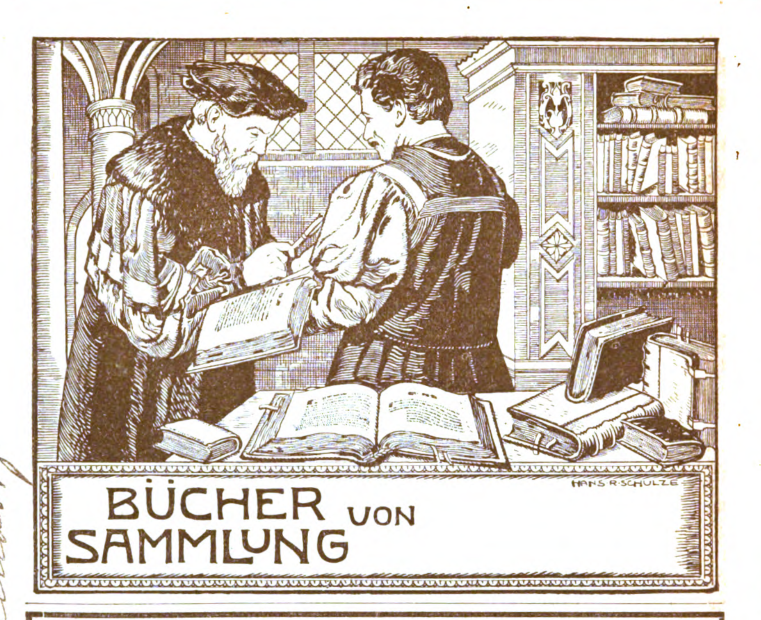


[BI]BLIOTHEK DER [UN]TERHALTUNG UND DES WISSENS




HANS R. SCHULZE
BÜCHER VON
SAMMLUNG

Eine rationelle Körperpflege



bedingt Gesundheit und langes Leben, erhält die Energie und Spannkraft, die Hauptfaktoren für das heutige wirtschaftliche Fortkommen!

Täglich 1/4 Stündchen Sanax-Massage

ist die beste und bequemste Körperpflege, festigt Gesundheit und Körperkraft, beugt der Entwicklung von Krankheiten vor und entfernt etwaige Krankheitsstoffe und krankhafte Ablagerungen aus den Geweben. Wer sich gesund erhalten will, muß für die Sanax-Massage 1/4 Stündchen täglich erübrigen.

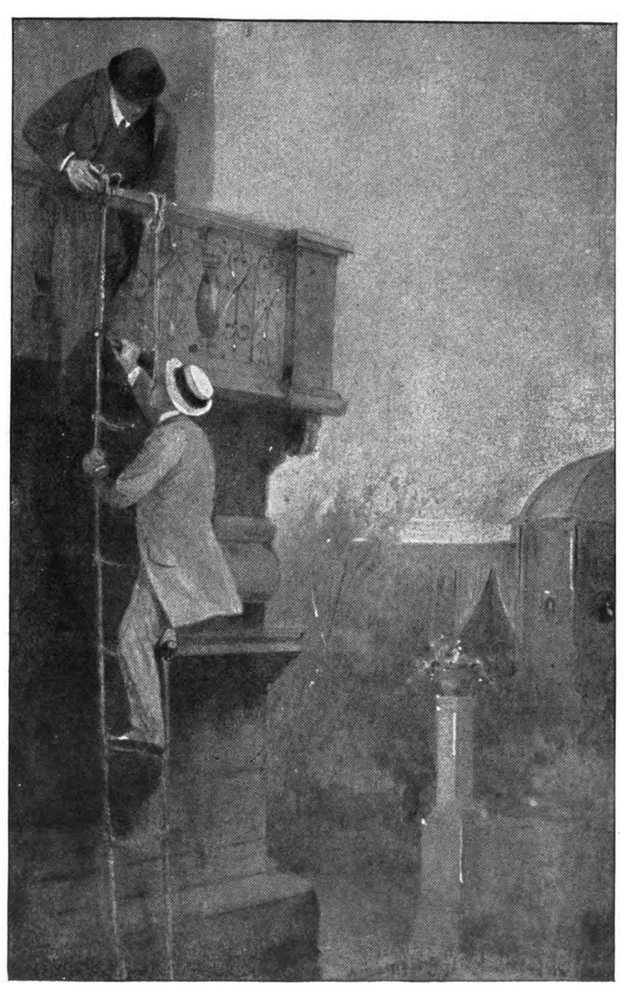
Zu beziehen durch alle Geschäfte,
□ wo obige Plakate ausliegen. □

Sanax-Fabrik: BERLIN N. 24, Friedrichstr. 131 d.



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





Zu der Erzählung „Reklame muß sein!“ von W. Granville Schmidt. (S. 14)
Originalzeichnung von Th. Volz.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

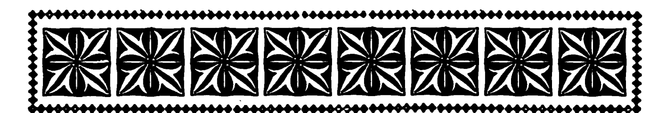


Jahrgang 1914 ❖ Zweiter Band



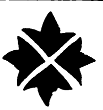
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ❖ Berlin ❖ Leipzig

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.



Reklame muß sein!

Eine Gaunergeschichte von W. Granville Schmidt.

Mit Bildern von Th. Volz.

(Nachdruck verboten.)

„So, das hätten wir hinter uns! Achtzehn Monate in diesem Kasten nehmen doch bös mit."

Der Sprecher, ein ungefähr dreißigjähriger Mann mit scheuem Blick und verschlagenen Gesichtszügen, warf noch einen haßerfüllten Blick auf den düsteren Backsteinbau des Zentralgefängnisses und zog dann die schwere eiserne Ausgangspforte hinter sich ins Schloß.

Sein jüngerer Gefährte nickte und entgegnete in einem Anfluge von Galgenhumor: „Vorteilhaft haben wir uns jedenfalls nicht verändert. Du siehst im Gesicht wie eine Wasserleiche aus, und ich, als hätt' man mich eben aus der Mehlkiste gezogen. Deinen Spitznamen, der ‚schöne Adolf', verdienst du wahrhaftig nicht mehr."

Der andere sah ingrimmig an seiner schlotternden Kleidung hinab und brummte: „Vierzig Pfund habe ich mindestens abgenommen. Und in dieser Kluft können wir uns in der Stadt nicht sehen lassen. Wir müssen uns vor allen Dingen neu einkleiden."

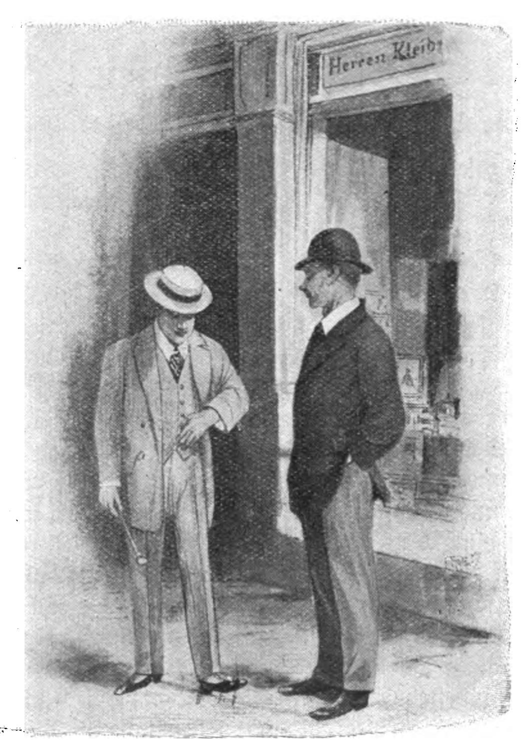
„Nee, vor allen Dingen möcht' ich anständig essen und mein ‚Diner' selbst bestimmen."

Der Ältere lachte rauh auf, erwiderte aber nichts. Schweigend schritten sie den staubigen Feldweg entlang, der nach der Stadt führte.

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später verließen die beiden Genossen neueingekleidet ein Trödelgeschäft in der Vorstadt.

„Ich fühle mich wie neugeboren,“ stellte der „schöne



Adolf“ mit innerer Befriedigung fest und zupfte sich noch einmal die Weste seines mausgrauen Jackettanzuges zurecht.

Auch der Jüngere machte sich ganz vorteilhaft in seinem neuen Sommeranzug. Von Zeit zu Zeit streiften seine Blicke wohlgefällig die scharfgeknifffte Bügelfalte in den Beinkleidern.

„Wie 'n Graf!" spöttelte der Ältere, der die Eitelkeit seines Begleiters kannte. Ernster werdend fügte er hinzu: „Nun ist mein Vermögen aber auch mächtig zusammengeschmolzen. Wenn wir nicht bald was ‚drehen' können, sitzen wir auf dem trockenen!"

„Ach was! Jetzt wollen wir erst einmal da drüben in die Weinstube. Mir ist ganz schwach. Das macht ja wohl die ungewohnte Freiheit. Eine Pulle Wein können wir uns schließlich zur Feier des Tages noch genehmigen. Wir können da gleich ungestört über unser nächstes Geschäft sprechen."

Der „schöne Adolf" zog mißmutig die Schultern hoch, folgte aber doch seinem jüngeren Genossen über die Straße. Vor dem Lokal musterte er sich noch einmal schnellen Blickes. Die Gewißheit, gut gekleidet zu sein, gab ihm schnell die alte, im Gefängnis verlorene Sicherheit wieder, und mit einem herablassenden Kopfneigen erwiderte er den Gruß des Kellners.

Behaglich ließen sie sich in einer versteckten Ecke auf dem Plüschsofa nieder, und als der Wein vor ihnen stand, leerten sie das erste Glas vergnügt auf die wiedergewonnene Freiheit.

Eine Weile saßen sie so in flüsterndem Gespräch, als zwei sehr elegant gekleidete Herren das Lokal betraten. Augenscheinlich schienen sie in der Weinstube bekannt zu sein, denn der eine Inhaber selbst begrüßte sie sehr entgegenkommend.

Die Herren nahmen in einem Verschlag Platz, neben dem die beiden Genossen saßen. Dort unterhielten sie sich ziemlich laut.

So erfuhren die Lauschenden bald, daß der eine Herr kein Geringerer war als der berühmte Geigenvirtuose Viktor Isaro. Sein Begleiter war zweifellos sein Impresario.

Anfangs horchte der „schöne Adolf“ nur gewohnheitsmäßig; aber plötzlich stellte er sein Weinglas geräuschlos nieder und ermahnte den Genossen durch einen warnenden Blick, still zu sein, denn die Unterhaltung in der Nebenbox nahm eine unerwartete Wendung.

Viktor Isaro schien schlechter Laune zu sein. Seine Stimme hatte einen grämlichen Klang, als er, zu dem Impresario gewandt, meinte: „Ich bin gar nicht recht zufrieden, mein lieber Landsky. Das vorige Konzert war viel besser besucht. Damals waren schon am Tage vor meinem Auftreten alle Karten ausverkauft, diesmal waren's kaum sechshundert. Es ist, als ob das Interesse des Publikums für mich erlahmte.“

Der Impresario rieb sich sinnend die Stirn.

„Ja, Sie haben recht. Wir müssen mal wieder etwas ausfindig machen, das Ihren Namen wieder mehr in den Mund der Leute bringt. So ein kleines Sensatiönchen könnte absolut nicht schaden. Voriges Jahr hatten wir ja die Sache mit der kleinen Amerikanerin, die Sie wegen Bruch des Eheversprechens auf eine halbe Million Schadenersatz verklagte. Vor zwei Jahren die Duellgeschichte. Ja, ja, ich sage immer: Reklame muß sein!“

Viktor Isaro winkte ungnädig ab. „Der Schwindel hat mich Geld genug gekostet. Erst gab der Kerl sich mit fünf blauen Scheinen zufrieden, und nachher verlangte er noch weitere fünf unter der Drohung, es sonst in die Presse zu bringen, daß das ganze Duell nur eine von mir in Szene gesetzte Komödie war und daß wir mit Platzpatronen geschossen haben. — Nein, Landsky, eine etwas originellere Reklame müßte es schon sein. Etwas ganz Neues, damit kein Verdacht erweckt wird.“

Der Impresario starrte nachdenkend in sein Glas. Dann sagte er: „Schön — sollen Sie haben. Wenn nicht

morgen die ganze Stadt von Ihnen spricht, dann will ich — ich wollte sagen, dann soll mein bester Freund auf der Stelle tot umfallen!"

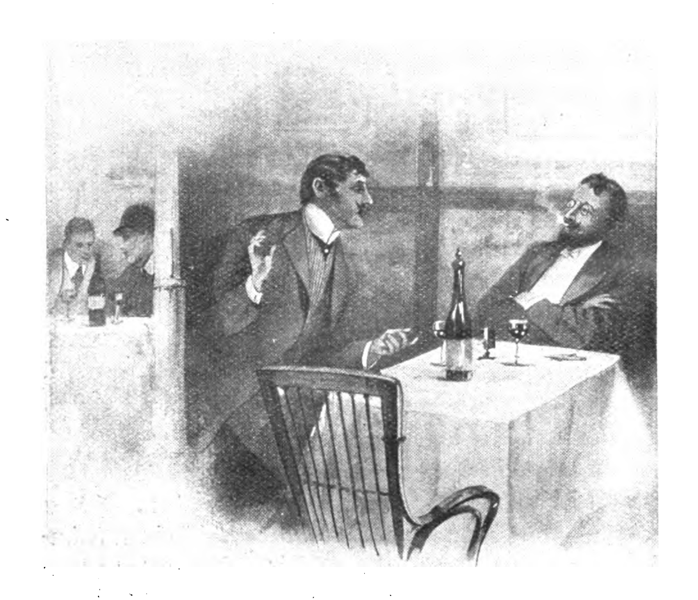
„Schießen Sie los, Landsky! Sie wissen, Geld spielt bei mir keine Rolle."

Landsky nahm einen tiefen Zug aus seinem Glase. „Sie wissen doch, was für einen Aufruhr es gegeben hat, als die ‚Mona Lisa' gestohlen wurde. Mit einem Schlage war Paris und der Louvre in jedermanns Mund. Was meinen Sie nun, wenn Ihnen plötzlich die Geige abhanden käme, Ihre berühmte Stradivari, auf der schon Paganini gespielt hat? Das wäre eine Sensation allerersten Ranges. Die Presse wird den Fall bearbeiten, in den Kaffeehäusern wird man von nichts anderem reden — kurz und gut: Sie bilden das Tagesgespräch."

Der Violinvirtuose hob entsetzt die Hand: „Aber, bester Landsky, welche wahnsinnige Idee! Meine Violine sollte ich mir stehlen lassen? Meine Stradivari, die einfach unersetzlich ist, für die mir Pierpont Morgan sofort eine Million Dollar in bar auf den Tisch zahlen wollte? — Nein, ich begreife einfach nicht —"

„Verehrtester, wozu die Aufregung! Natürlich soll die Geige nur zum Schein gestohlen werden. Hören Sie mich an. Ich kenne hier in der Stadt einen Filmfabrikanten, der Aufnahmen für Kinematographentheater liefert. An den wenden wir uns vertrauensvoll. Er wird uns ein paar als Einbrecher verkleidete Mitglieder seiner Truppe schicken, und Sie können sich darauf verlassen, daß die Leute den Einbruch bis ins kleinste täuschend inszenieren werden. Er hat nur bewährte Kräfte, auf deren Ehrlichkeit und Geschicklichkeit wir uns vollauf verlassen können. Sowie die Pseudoeinbrecher die Geige im Besitz haben, werden sie sich

mit ihrer Beute zu Herrn Vangelow begeben, und von dort holen wir sie zu gelegener Zeit wieder ab. Es heißt dann eben, ein von uns engagierter Privatdetektiv



hat sie wieder aufgespürt, oder der Dieb hat sie, von Gewissensbissen gepeinigt, anonym zurückgesandt, nachdem er erfahren, welchem gottbegnadeten Künstler sie gehört. Nicht wahr, der Plan ist famos und ohne Risiko?"

„Sie sind ein Genie, Landsky!“ rief Isaro begeistert und schenkte neu ein. „Wahrhaftig, das wird eine Sensation werden, und ich werde mit meiner Geige einmal wieder das Tagesgespräch. Die Leute werden allein schon deshalb in hellen Scharen kommen, um zu hören, ob ich mein Reserveinstrument ebenso beherrsche. Wissen Sie was — meine Ehrengaben von Fürstlichkeiten müssen mir Ihre famosen Einbrecher auch noch stehlen. Die Liste der gestohlenen Sachen wird ja in allen Tageszeitungen unter Angabe des Schenkers veröffentlicht werden. Dann wird das Publikum doch einmal wieder daran erinnert, daß mir der Zar eine kostbare Uhr, der König von Spanien eine wundervolle Busennadel und der Sultan einen prächtigen Diamantring verehrt haben. Ich kann ja meinen Schmuckschrank offenstehen lassen, damit die ‚Einbrecher‘ nicht zu viel Zeit verlieren.“

„Nein, es ist besser, wir verschließen die Sachen. Das Schloß ist ja sehr leicht herauszunehmen. Wenn nicht ein bißchen Gewalt angewendet wird, könnte es leicht Verdacht erregen. Ihre Idee ist übrigens vorzüglich.“

„Schmeichler!“ entgegnete Isaro lächelnd und fuhr dann eifrig fort: „Natürlich müssen wir diesen Plan unverzüglich ins Werk setzen. Ich brenne darauf, wieder Mittelpunkt zu werden und die Leute reden zu machen. — Wann kann die Sache also gemacht werden?“

„Noch morgen in aller Frühe, damit schon die Morgenzeitungen berichten können. Vielleicht wird gar ein Extrablatt erscheinen.“ Der Impresario rieb sich schmunzelnd die Hände, ehe er fortfuhr: „Ich gehe noch heute nachmittag zu Direktor Vangelow. Zwei Leute stehen uns immer von seinen bewährten Kräften zur Verfügung. So zwischen vier und fünf Uhr morgens finden die meisten Einbrüche statt, denn um diese Zeit

schlafen die Menschen am tiefsten. Es genügt wohl, wenn die beiden Leute um halb oder ein Viertel fünf kommen. Wir verstecken uns vorher im kleinen Gartenhäuschen. Von dort können wir die ganze Front der Villa übersehen, und Sie können sich durch den Augenschein überzeugen, wie gewandt die Leute arbeiten. Sowie die ‚Einbrecher' verschwunden sind, verlassen wir den Gartenpavillon, begeben uns ins Haus und legen uns zur Ruhe, als ob nichts passiert sei. Wenn dann die Dienstboten um sechs zum Reinmachen kommen, werden sie uns schon wecken. Also, abgemacht: die Geige sollen sie holen und die Geschenke der Fürstlichkeiten! Ich werde Herrn Vangelow noch instruieren, daß seine Leute das Schloß vom Silberschränkchen nicht sprengen und dadurch den ganzen Schrank verderben, sondern daß sie es möglichst glatt herausstemmen."

„Teilen Sie dem Herrn auch mit, daß ich die Geige und den Silberschrank im Balkonzimmer belassen will, damit die Leute nicht mit Suchen zuviel Zeit verlieren," warf Isaro ein.

„Wird alles gemacht! Sie sollen schon mit mir zufrieden sein," versicherte der Impresario siegesgewiß. „Sie sollen sehen, der Erfolg wird enorm. Wie gesagt, meine Devise ist: Reklame muß sein!"

Gleich darauf zahlten die Herren und verließen das Lokal.

Auch der „schöne Adolf" winkte den Kellner heran, und während er die Zeche berichtigte, horchte er den jungen Menschen geschickt über die Lage der Isaroschen Villa aus.

Als die beiden Genossen ins Freie traten, sahen sie sich mit verständnisinnigem Grinsen in die Augen, und der Jüngere meinte: „Du, ich glaube, die Flasche Wein macht sich bezahlt. — Ich bin pünktlich da und werde

noch heute abend telephonieren, damit wir freie Bahn haben."

Einen festen Händedruck wechselten sie noch, dann trennten sich ihre Wege.

* * *

Kurz nach vier Uhr morgens klopfte der Impresario, der das Fremdenzimmer in der Isaroschen Villa bewohnte, an die Schlafstubentür des Virtuosen.

Viktor Isaro öffnete ihm verdrießlich. „Ich habe eine recht unruhige Nacht gehabt, mein lieber Landsky. Sie wissen ja, wie nervös ich bin. Wenn nur alles ordentlich klappt!"

„Keine Sorge!" tröstete der Impresario. „Ein kleiner Nervenkitzel läßt sich nicht vermeiden. Große Ereignisse werfen eben ihre Schatten voraus."

Er lachte selbstgefällig über seine Bemerkung und schritt dem Künstler leise voran die breite Treppe vom Oberstock hinab. Unten öffneten sie geräuschlos die Haustür.

Es war Spätsommer, und draußen wurde es eben erst dämmerig.

Fröstelnd traten sie in den Vorgarten hinaus und eilten nach dem kleinen Pavillon, der hart an dem Gitter lag, das den Garten von der Straße trennte. Als sie die fensterlose Tür hinter sich zugezogen hatten, stellten sie sich an das winzige ovale Seitenfenster auf ihren Beobachtungsposten. Von hier aus hatte man die Front der Villa gerade vor sich und konnte das Balkonzimmer zum Teil übersehen.

Reichlich eine Viertelstunde verging, die den Harrenden zu Ewigkeiten wurde, da knarrte leise die Gartenpforte, und zwei Männer betraten den Kiesweg. An dem Pavillon vorbei gingen sie geradeswegs auf das Haus zu.

„Aha, endlich!“ seufzte Isaro.

„Nun passen Sie nur gut auf!“ mahnte Landsky. „Sie werden Ihr Wunder erleben, wie die Leute klettern können.“

Wirklich entwickelten die beiden Männer eine fabelhafte Geschwindigkeit. Der größere von beiden kletterte auf des Genossen Schulter und von da, die Mauervorsprünge benützend, auf den Balkon im ersten Stock. Aus einem Sack, den er bei sich führte, holte er eine Strickleiter hervor und befestigte sie am Geländer. Jetzt klomm auch der Zurückgebliebene mit Leichtigkeit hinauf*).

Sachgemäß drückte der eine einen mit Seife bestrichenen Lappen gegen die Scheibe der Balkontür, bis das Glas mit leichtem Knistern barst und die Splitter an dem Lappen hängen blieben.

Dann verschwanden die beiden im Innern des Zimmers.

Isaro hatte den Vorgang mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt. „Fabelhaft,“ lobte er, „wie die Kerle geschwind und geräuschlos zu Werke gehen! Besser hätten professionelle Einbrecher es auch nicht gekonnt.“

„Na ja, hab' ich's nicht gesagt!“ triumphierte Landsky, der sich schon im Besitz einer fürstlichen Belohnung für seine smarte Reklameidee sah. Plötzlich zuckten die beiden Beobachter zusammen. Ein schwerer Schritt näherte sich auf der Straße, und wenige Augenblicke später klinkte wiederum die Gartenpforte.

„O weh, das ist der Wächter!“ stöhnte Isaro. „Ich habe vergessen, ihn gestern abend abzubestellen. Wenn er das zertrümmerte Fenster sieht, schlägt er Lärm und

---

*) Siehe das Titelbild.



bringt uns damit in eine fatale Lage. Es hilft nichts, wir müssen ihn einweihen, wenn auch noch ein blauer Lappen flöten geht."

In diesem Augenblick hatte der Wächter auch schon die scheibenlose Balkontür bemerkt. Er zauderte und machte dann Miene, auf das Haus zuzueilen.

Geschwind steckte der Impresario den Kopf zur Tür hinaus und winkte den Mann durch einen leisen Anruf heran.

Der machte ein recht einfältiges Gesicht, als er Isaro selbst gewahrte; aber als der ihm in Kürze den wahren Sachverhalt mitteilte und ihm ein blaues papierenes Schweigegeld in die Hand drückte, wollte er sich königlich amüsieren und stellte sich ebenfalls mit ans Fenster.

Zehn Minuten vergingen, da tauchten die beiden Einbrecher wieder im Türrahmen auf. Der eine trug den Geigenkasten, der andere einen ziemlich prallgefüllten Sack.

Behende kletterten sie die Strickleiter hinab.

„Na ja," meinte der Wächter bedächtig, „da ist es kein Wunder, wenn die Bilder im Kientopp immer so natürlich sind. Die können's reichlich so gut wie ein paar abgefeimte Spitzbuben. Der eine hat 'n richtiges Galgengesicht und hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem berüchtigten Adolf Pingel — wissen Sie nicht mehr, der erst vor zwei Jahren zu Zuchthaus verurteilt wurde. Ich hab' sein Bild damals in der Zeitung gesehen."

Die beiden „Einbrecher" hatten inzwischen die Erde erreicht. Sie kamen nicht wieder an dem Pavillon vorbei, sondern überquerten im Geschwindschritt den Rasen und schwangen sich über die seitliche Einfriedigung, die auf eine Nebenstraße führte.

Sowie sie verschwunden waren, verließen die drei ihren Beobachtungsposten.

„Was wohl in dem Sack war?" forschte Isaro nachdenklich.

„Ihr Geschirr. Vielleicht haben Sie auch noch 'n bißchen anderen Plunder mitgehen lassen, um die Sache natürlicher zu machen," meinte der Impresario, der

sehr viel von der Darstellungskunst dieser „Kientopp-schauspieler“ hielt.

Der Virtuose schickte den Wächter nach Hause und begab sich dann mit dem Impresario lautlos nach oben.

Als er die Tür zum Balkonzimmer öffnete, blieb er mit einem Ausruf peinlichster Überraschung stehen.

In dem Zimmer sah es wüst aus. Alle Behälter waren erbrochen, und der Inhalt der Schreibtischschubladen lag zerstreut auf dem Perserteppich.

„Zum Teufel,“ zürnte der Künstler, „die Leute haben ihre Mission aber gar zu naturgetreu ausgeführt! Etwas mehr Schonung hätte ich doch erwartet!“

Plötzlich weiteten sich seine Augen, und seine Finger umkrampften des Impresarios Arm.

Keuchend kam es über seine Lippen: „Landsky, um Gottes willen, das Geheimfach im Schreibtisch, das geschlossen war, ist ja auch geöffnet! Dort lagen noch ungefähr fünfzehntausend Mark in Wertpapieren. — Und die beiden schwersilbernen Leuchter auf dem Kamin — wo sind die geblieben?“

„Ich — ich weiß nicht!“ stammelte der Impresario erbleichend und blickte mit stieren Augen umher.

Da wurden unten im Garten leise, knirschende Schritte vernehmbar.

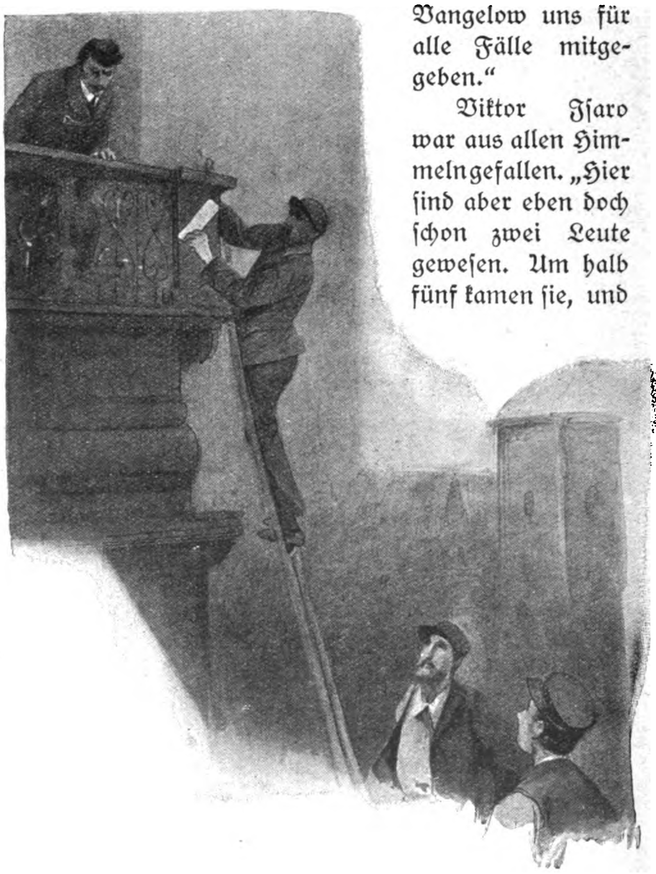
Nichts Gutes ahnend trat Isaro auf den Balkon hinaus und bemerkte drei Männer, von denen der eine gerade eine Leiter an die Hauswand lehnen wollte.

„Was wollen Sie hier?“ rief der Künstler vom Balkon. — „Landsky, schnell kommen Sie her und bringen Sie meinen Revolver aus dem Schlafzimmer mit!“

Der auf der Leiter Stehende prallte erschrocken zurück und zog schnell ein Papier aus der Brusttasche. Entrüstet rief er dann: „Aber Herr, was wollen Sie eigent-

lich? Wir kommen von Herrn Vangelow und sind hier herbestellt. — Hier ist eine Legitimation, die hat Herr Vangelow uns für alle Fälle mitgegeben.“

Viktor Isaro war aus allen Himmeln gefallen. „Hier sind aber eben doch schon zwei Leute gewesen. Um halb fünf kamen sie, und



zu der Zeit hatte ich sie auch bestellt. — Warum kommen Sie denn jetzt erst?“

Der Mann auf der Leiter zuckte beleidigt die Schultern. „Wir sind pünktlich gekommen. Ihr Impresario

hat noch gestern abend telephoniert, wir sollten erst um fünf kommen, halb fünf sei Ihnen noch zu früh."

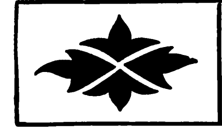
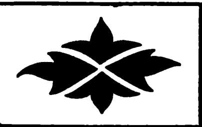
„Das ist mir nicht eingefallen," beteuerte Landsky, der auch auf den Balkon hinausgetreten war. „Ich bin gestern nachmittag persönlich bei Ihrem Chef gewesen und weiß nichts von einer telephonischen Bestellung."

„Dann sind wir 'reingelegt worden durch ein paar echte Gauner!" ächzte Isaro ganz gebrochen. „Oh, Landsky, Sie sind ein — sind ein —!"

Er sprach lieber nicht aus, was er dachte, sondern wankte ins Zimmer zurück.

Ein weißer Zettel, der ihm jetzt erst auffiel und der auf der Kante des Schreibtisches lag, enthielt folgende, mit Bleistift hingekritzelte Worte: „Geehrter Gönner! Nach einer längeren Ruhepause, die wir uns unfreiwillig auferlegen mußten, hatten wir nun endlich einmal wieder Gelegenheit, zu beweisen, daß wir unsere Arbeit noch nicht verlernt haben. Den Ruhm wollten wir uns nicht nehmen lassen, und Sie wissen ja — Reklame muß sein!"



Kupplerinnen.

Der Roman eines Leutnants. Von Horst Bodemer.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Maria Hoffmann wartete in Ungeduld. Vier Wochen waren eine lange Zeit! Und wie sollte sie den überhaupt kennen lernen, der ihr Mann werden würde, wenn sie nicht in Gesellschaft ging?

Da redete sie sich in stillen Stunden ein: der Onkel ist meine Kette; an der kann ich zerren, so viel ich will, ich werde sie nicht los! Warum hat mir der Vater das angetan? Ich wäre hinausgezogen nach dem Westen, hätte Fühlung mit den Kreisen bekommen, in die meine Genfer Pensionsfreundinnen geheiratet haben. Es wär' alles ganz anders geworden!

Mit Onkel Konrad konnte sie dort natürlich keinen Staat machen. Der fand sich in diese Kreise gar nicht hinein, der ehemalige Unteroffizier und Feldwebel. Gewiß, er war ein ehrenwerter Mann, ehrenwerter vielleicht wie mancher, der im Westen das große Wort führte, aber —

Da seufzte die lebenshungrige Maria Hoffmann, ihre Lippen zitterten, Tränen traten ihr in die Augen, die Finger spreizte sie und drückte sie wieder zu Fäusten zusammen. Vierundzwanzig war sie schon geworden, eine wilde Sehnsucht fraß ihr am Herzen. Sie war doch reich und hübsch! — Aber Onkel Konrad ließ sich

nicht abschütteln, der nicht! Was der gelobt, hielt er auch. Ein spöttisches Lächeln zuckte um ihren Mund. Für den war Christian Meinhold ein Freier, der in jeder Beziehung willkommen zu heißen war! —

Ein Ende mußte gemacht werden, dies Leben hielt sie nicht länger aus.

Es waren zwar kaum drei Wochen vergangen, aber warum sollte sie nicht heute schon zur Frau Skodrowsky gehen? Es war ja so erstaunlich, was die Karten gesagt hatten, es grenzte fast ans Wunderbare!

Eine Stunde später meldete die Vertraute der Kartenlegerin, daß das reiche Fräulein wieder da sei.

Frau Skodrowsky erhob sich. Sie hatte ein gutes Gedächtnis. Die vier Wochen waren noch nicht vorüber. Aber es paßte soweit alles ganz gut.

Dann ging sie in das reservierte Zimmer, in dem Maria wartete. „Guten Tag, mein liebes Fräulein! Schade, daß Sie gerade heute kommen! Aber ich kann leider jetzt unmöglich eine Sitzung mit Ihnen abhalten! Eine Prinzessin hat sich bei mir angesagt. Solch hohe Damen darf man nicht warten lassen. Mir liegt ja auch besonders viel daran, gerade gegen das Vorurteil dieser hohen Kreise anzukämpfen. Die Wahrheit bricht sich ja immer nur sehr langsam Bahn. — Aber bestimmen Sie mir Tag und Stunde, dann halte ich mich frei für Sie!“

Der kommende Montag, nachmittags vier Uhr, wurde verabredet.

Frau Skodrowsky notierte es sich. Dann gab sie Maria freundlich die Hand, nickte ihr aufmunternd zu und begab sich wieder in ihr „Sitzungszimmer“. —

Am Sonntag gab es wieder einen Tanz mit dem Onkel. Maria war in ihrer Nervosität recht ausfallend geworden.

„Du verstehst mich eben nicht, kannst mich gar nicht verstehen! Ich bin doch in ganz anderen Kreisen groß geworden wie du! — Ich mach' dir keinen Vorwurf — wie sollte ich! Aber daß der Vater dich mir vor die Nase gesetzt — das — das —"

Sie würgte nach Worten und fand sie nicht.

Der Rechnungsrat blies bedächtig den Rauch seiner Zigarre vor sich hin. „Dein guter Vater hat sein Lebtag gewußt, was er tat. Ständest du ganz allein in der Welt, da möchte ich wetten, du wärest schon kreuzunglücklich geworden. Ich aber halte die Augen offen. — Und daß du dich immer noch sperrst gegen ein Verlöbnis mit dem jungen Meinhold, das ist direkt töricht! Sieh mal, Kind, der braucht doch nur die Finger auszustrecken! Wer so —"

Weiter kam er nicht, denn Maria hielt sich die Ohren zu. „Du und dein Christian Meinhold! Es ist zum Lachen! Zum Lachen ist's!"

Sie verließ das Zimmer und schlug die Türe hinter sich zu.

Als der Rechnungsrat nebenan ihr Schluchzen hörte, wollte er den Schaden wieder einrenken. Er ging zu ihr hinein. „Herrgott, Maria, ich dränge dich doch nicht! Ich stelle dir nur vor, daß mir diese Verbindung in jeder Weise vorteilhaft für dich erscheint. So weit kenne ich mich doch in dir aus! Du möchtest gerne heiraten, das ist auch ganz selbstverständlich. Und der Christian Meinhold bereut ehrlich, daß er — hm ja — so scharf vorgegangen ist! Aber er ist doch, Gott sei Dank, auch jung! Es war nicht recht, aber es war begreiflich! — Und nun sei nicht so! Unser Verkehr ist doch beschränkt, was seine großen Vorteile hat —"

„Nein," schrie sie ihren Onkel an. „Das ist ja gerade das Traurige! Da hockt man hier oben im Norden,

lernt keinen vernünftigen Menschen kennen, denn die einem in unseren Kreisen über den Weg laufen — ach du lieber Gott!“

Für solche Ansichten hatte der Rechnungsrat nicht das geringste Verständnis. Die Hoffmanns waren einfache, anständige Leute, und Maria sollte einfach und anständig bleiben, das hatte er seinem Bruder in die Hand gelobt.

Eine weitere Auseinandersetzung hatte jetzt aber keinen Sinn, da verließ er achselzuckend das Zimmer.

Maria aber saß da mit zusammengekniffenen Lippen und geballten Fäusten. Es war ja Unsinn, wenn die Kartenlegerin ihr gesagt, daß sie in allernächster Zeit den kennen lernen sollte, den sie heiraten würde. Sie kam ja mit keinem „vernünftigen“ Menschen zusammen!

Aber am Montag fand sie sich doch pünktlich um vier Uhr bei Frau Skodrowsky ein.

Die sah sofort, daß es in dem jungen Mädchen stürmte und wetterte. „Na, nun wollen wir einmal sehen, ob uns die Karten mehr verraten! Bitte dreimal abzuheben — nach sich zu, liebes Fräulein!“

Sehr langsam legte Frau Skodrowsky die vier Reihen zu je acht Karten, hielt manchmal inne, dann aber lief ein Strahlen über ihr freundliches Gesicht.

„Also wir erfahren heute mehr! Aber bitte Ruhe, mein Fräulein!“

Sie lehnte sich in ihren Sessel zurück und schloß die Augen.

Dann öffnete sie sie wieder, tat, als ob sie halb im Traume sei, gab sich einen Ruck und beugte sich über die Karten: „Sehr, sehr bald lernen Sie den kennen, dem Sie angehören werden! Es kann sich nur noch um Tage, vielleicht um Stunden handeln! — Oh! Oh! Oh! — Er ist groß, sehr vornehm und hat eine lange Fahrt

über das Wasser hinter sich! — Reich ist er aber nicht! — Er scheint auch nicht ganz gut zu sehen! — Im Alter paßt er sehr gut zu Ihnen!“

Wieder lehnte sich die Kartenlegerin in ihren Sessel zurück. Ganz erschöpft schien sie zu sein.

Marias Nerven aber waren angespannt bis zum Äußersten. Sie konnte es nicht glauben! Wie sollte sie eine solche Bekanntschaft machen? Aber was Frau Skodrowsky ihr bisher gesagt, hatte doch alles gestimmt!

Die Hauptsache wollte sie endlich wissen. Die Worte zischten durch ihre Zähne. „Werde ich mit ihm glücklich?“

Erst bekam Maria keine Antwort. Die Kartenlegerin schloß die Augen und rührte sich nicht. Dann endlich nahm sie die Karten zusammen, mischte sie sehr lange und ließ wieder abheben.

Und dieses Mal dauerte das Auflegen noch länger. Ganz leise sprach Frau Skodrowsky, als sei sie mit ihrer Kraft zu Ende: „Ja! Sehr, sehr glücklich! — Das heißt, ganz glatt geht nicht alles. Sie werden Widerstand zu überwinden haben, heftigen sogar. Tränen werden dabei überreichlich fließen. Aber Sie setzen Ihren Willen durch. Und das schlägt gut aus. — Ein paar Enttäuschungen — da und da — bleiben Ihnen allerdings nicht erspart! Wer erlebt denn die nicht? — Aber die zerrütten Ihr Glück nicht, im Gegenteil, nachher wird das Leben für Sie — und ihn — doppelt schön!“

Da sank Frau Skodrowsky zum dritten Male in ihren Sessel zurück — ganz teilnahmlos.

Maria erhob sich. Straff stand sie da und mit blitzenden Augen. Wenn das wahr würde! Oh, wenn das wahr würde! Sie war ja reich. Wenn der Mann groß und vornehm war und sie liebgewann, ach Gott, dann war es ihr doch ganz einerlei, ob er arm war.

Ihre Handtasche klappte sie auf und zog einen Hundert-

markschein heraus. „Liebe Frau Skodrowsky! Wenn Sie recht hätten! Und ich komme wieder und sag's Ihnen, wenn ich wirklich den gefunden habe, den Sie mir prophezeit haben. — Ich kann's noch gar nicht glauben — wirklich nicht!“

Die alte Frau lächelte und sah Maria dankbar an. „Das ist wieder so eine Stunde, die mir gefällt! Sie sind nicht die erste, die strahlend von mir geht — und strahlend wiederkommt. Freilich, nicht vielen hab' ich so Gutes vermelden können. Und hätt' es doch immer so gern getan! Aber die Wahrheit ist unerbittlich. — Ja, kommen Sie, wenn Sie ihn gefunden haben. Ich brauche Freude bei meinem schweren Beruf. — Neulich, die Prinzessin, in heller Verzweiflung mußte ich sie gehen lassen! Und sie ist sicher eine liebe, gute Frau. Wie leid mir das immer tut! — Da gibt's Kämpfe, liebes Fräulein, da möchte man so gern schweigen! Aber Wissenschaft ist Wissenschaft!“

Schwerfällig erhob sie sich, nahm den Kopf des jungen Mädchens in ihre beiden Hände und küßte es auf die Stirn.

„Sie sind gut! Ja, Sie sind gut!“

Das Blut brauste Maria Hoffmann in den Ohren, Tränen stürzten ihr aus den Augen. Sie ging, die linke Hand auf die Augen gedrückt. „Wenn das wahr wäre! Wenn das wahr wäre!“

Frau Skodrowsky aber setzte sich wieder würdevoll in ihren Sessel, um die nächste Dame zu empfangen. Aber erst verschwand mit raschem Griff der Hundertmarkschein in der weiten Tasche ihres Rockes.

* * *

Maria war so erregt, daß sie ganz vergessen hatte, den Schleier wieder herunterzuziehen, bevor sie Frau

Skodrowskys Zimmer verließ. Als sie auf die Straße trat, war die Dämmerung schon hereingebrochen, die Laternen flammten gerade auf, Schneeflocken wirbelten vereinzelt vom Himmel. Ihr Herz war übervoll. Immer wieder sagte sie vor sich hin: „Wenn das wahr wäre! Wenn das wahr wäre!“

Da blieb eine kleine Dame vor ihr stehen. Ein leiser Schrei, sie humpelte zum nächsten Laternenpfahl und hielt sich an dem fest. Dabei blickte sie Maria bittend an.

Helfen, Gutes tun, danach verlangte jetzt ihr Herz! Sie trat sofort heran an die Dame und fragte teilnehmend: „Gnädige Frau, ist Ihnen nicht wohl?“

„Es wird ja weiter nichts sein. Ich bin ausgerutscht bei der Glätte. Und da ich an Krampfadern leide, empfinde ich ungeheure Schmerzen. Würden Sie so freundlich sein und so lange bei mir stehen bleiben, bis ein leeres Automobil vorüberfährt, es anrufen und mir in den Wagen helfen? — Ich wohne nämlich ganz draußen im Westen.“

Die ältliche Dame machte einen so hilflosen Eindruck, der Schmerz zuckte so deutlich über ihr Gesicht, daß Maria gar nicht anders konnte, als eine zusagende Antwort zu geben. Sie tat's mit Freuden. Ihr Herz war ja so voll, nur sprechen jetzt — und wenn es die gleichgültigsten Worte waren! Was sollte sie auch zu Hause? Mit Onkel Konrad ließ sich doch nicht reden! Mit dem begann zuerst der Tanz — falls Frau Skodrowsky recht behielt. Wenn sie ihm sagte, sie werde einen sehr vornehmen, aber armen Mann heiraten, da wußte sie schon, was er antworten würde. Die Skodrowsky hatte ihr ja auch verraten, viele Tränen blieben ihr nicht erspart, denn sie müsse sich ihr Glück erkämpfen!

In der Brunnenstraße fauchen aber leere Auto-

mobile nicht hin und her wie Unter den Linden. Da stand sie nun neben der Dame, sah nach der Fahrstraße, aber Minute verstrich auf Minute. Und da die Schmerzen der Dame einen leisen Seufzer nach dem anderen entrangen, fragte sie teilnahmvoll, ob sich die Dame nicht lieber in einen Laden setzen wolle und dort warten.

„Nein — ich danke sehr. Der Schreck, als ich ausglitt, hat auch auf mein Herz eingewirkt, es steht mit ihm nicht zum besten. Da tut mir frische Luft besser.“

„Wenn Sie aber ohnmächtig werden, gnädige Frau!“

„Das fürchte ich nicht. Ich kenne den Zustand bei mir. Es dauert ein halbes Stündchen, dann ist's vorüber!“

Endlich kam ein leeres Auto. Maria hob die Hand, der Chauffeur fuhr heran an den Fußsteig.

„Ich werde Sie nach Hause bringen, gnädige Frau, habe wirklich nichts zu versäumen.“

„Darf ich denn so viel Liebenswürdigkeit nur annehmen?“

Maria machte kurzen Prozeß, half der Dame in den Wagen, bettete ihr die Füße hoch, ließ sich die Adresse sagen und rief sie dem Chauffeur zu.

Dankbar streckte die Dame dem jungen Mädchen die Hand hin. „Sie sind wirklich zu rührend! Es geht mir schon besser! Wenn ich in solchem Zustande nicht allein bin, beruhigt sich mein Herz immer schnell wieder. — Mein Name ist Frau Heisterloh.“

Maria nannte den ihrigen, dann schwiegen die beiden einige Zeit.

Schließlich sagte Frau Heisterloh: „Selten genug komme ich hier heraus nach dem Norden. Nur, wenn ich für die Jungens meiner Schwester Einkäufe mache.

In der Brunnenstraße ist nämlich ein Konfektionsgeschäft, in dem man sehr gut und preiswert kauft. Da war ich gerade."

Maria nahm den Norden in Schutz. Sie wohne selbst da. So schlimm, wie die Leute im Westen ihn machten, wäre er wirklich nicht.

Frau Heisterloh schien ihre Schmerzen ganz vergessen zu haben. Sie wurde sehr freundlich, fragte alles mögliche, und Maria stand ihr willig Rede und Antwort. Sie war ja so froh, jetzt harmlos plaudern zu können.

Da fuhr das Automobil schon den Kurfürstendamm entlang, bog rechts ein, und eine Minute später hielt es vor der Wohnung der Frau Heisterloh.

Die zog die Füße von dem Polster. „Gott sei Dank, der Anfall ist fast ganz überwunden. Kommt man auf andere Gedanken, fühlt man die Schmerzen nicht so — und das Herz beruhigt sich. — Nun müssen Sie aber eine Tasse Tee bei mir trinken, Sie gütige Samariterin!"

„Gnädige Frau, in Ihrem Zustand! Ich fürchte, ich bin Ihnen lästig."

Frau Heisterloh versicherte, daß davon gar keine Rede sein könne. „Erstens tut mir das jetzt nur gut und zweitens will ich hoffen, bei der flüchtigen Bekanntschaft bleibt es nicht."

Das Herz schlug Maria schneller. Vielleicht eröffneten sich ihr durch diese Dame Möglichkeiten, in Kreise zu kommen, die ihr bisher verschlossen gewesen waren. Der Zufall geht ja so absonderliche Wege. Und was hatte Frau Skodrowsky gesagt? In den allernächsten Tagen, vielleicht schon in Stunden, würde sie den kennen lernen, der sie heiraten werde!

Da nahm sie dankbar an.

Im Aufzug fuhren sie zum zweiten Stockwerk. Das Dienstmädchen öffnete und griff auf eine Handbewegung der gnädigen Frau gleich stumm unter den Arm. Sie schien deren „Anfälle“ zu kennen.

Fünf Minuten später saßen sich die beiden Damen in dem netten Empiresalon gegenüber, den Teewagen mit dem brodelnden Samowar zwischen sich.

Frau Heisterloh erkundigte sich sehr teilnehmend und zartfühlend nach den Familienverhältnissen von Fräulein Hoffmann. „O weh! O weh! Keine Eltern mehr — und gar keine Geschwister! Sie müssen sich doch sehr vereinsamt fühlen!“

Maria nahm sich kein Blatt vor den Mund. Frau Skodrowsky hatte ihr Blut in Wallung gebracht. „Ja, sehen Sie, da hause ich nun mit meinem alten Onkel! Wie ein Dornröschen komme ich mir vor, da oben im Norden!“

Frau Heisterloh begriff vollkommen. „Aber warum leben Sie denn so zurückgezogen? Ein junges Mädchen will sich amüsieren! In Berlin ist es doch nicht schwer, geeigneten Anschluß zu finden!“

„Wenn man mich nicht in die Genfer Pension gesteckt hätte, gnädige Frau, hätte ich vielleicht gar nicht das Bedürfnis dazu empfunden. Aber ich war nun einmal dort. Zusammen mit den Töchtern vieler guter deutscher Familien. Die haben sich nachher amüsiert, verlobt, verheiratet, einige haben schon Kinder. Ich aber wurde unter Verschluß gehalten!“

Frau Heisterloh schüttelte erst nur stumm den Kopf, dann aber redete sie — eindringlich und doch taktvoll. „Ich kann die Ihrigen verstehen. Aber ich kann auch Sie verstehen. Ganz gewiß kann ich das! — Und die Lebenden haben bekanntlich recht! — Nun, ich habe

einige Beziehungen, allerdings nicht allzuviel. Wenn ich Ihnen also auf diese Weise meinen Dank abstatten kann, Sie liebe Samariterin."

Maria wischte sich die Tränen aus den Augen. „Wie dankbar würde ich Ihnen sein, gnädige Frau! Freilich mein Onkel —"

Frau Heisterloh winkte sehr energisch mit der Hand ab. „Den lassen wir aus dem Spiele. Wir leben in Berlin — nicht in einer Kleinstadt!"

Maria atmete erleichtert auf. „Da wäre ich allerdings über ein großes Hindernis hinweg!"

Es klingelte, das Dienstmädchen trat ein und meldete: „Gnädige Frau, Frau Baronin Lehrburg-Blankenbach fragt an —"

„Ich lasse bitten, Lina!" — Als das Dienstmädchen verschwunden war, griff Frau Heisterloh nach Marias Hand. „Das paßt ja ausgezeichnet! Sie werden der Baronin gefallen, denn sie ist eine herzensgute Frau, viele Wohltätigkeitsveranstaltungen legen Wert auf ihre Mitwirkung, sie kennt ganz Berlin. Wenn die Sie unter ihre Fittiche nimmt, werden Sie sich bald wohl fühlen! Lassen Sie mich das nur machen!"

Das junge Mädchen schloß die Augen und hielt den Atem an. War es zu begreifen, daß es so komisch auf der Welt zuging? Vor anderthalb Stunden hatte sie noch bei der Frau Skodrowsky gesessen, halb ungläubig, halb hoffnungsfreudig ihrer Weisheit gelauscht — und nun? Und nun?

Da öffnete sich die Tür, die Baronin kam hereingerauscht, ganz Dame der großen Welt.

„Meine liebe Frau Heisterloh! Ihr Mädchen sagte mir, Sie hätten wieder einen Ihrer bösen Anfälle gehabt. O weh! O weh!" — Und als die lächelnd erwidert hatte, daß das schon fast ganz überwunden sei,

gab die Baronin ihrer herzlichen Freude Ausdruck. „Das ist aber schön! Ja, ja, jünger werden wir nicht!"

Jetzt erst stellte Frau Heisterloh Maria der Baronin vor. Die nahm die Lorgnette an die Augen und nickte recht hochmütig. Als aber Frau Heisterloh erzählte, wie ungeheuer hilfreich Fräulein Hoffmann gewesen sei, verschwand der hochmütige Ausdruck aus dem Gesicht der Baronin. Sie wurde hinreißend liebenswürdig. Herzlich drückte sie dem jungen Mädchen die Hand.

„Da muß ich Ihnen auch danken, liebes Fräulein! Das läßt auf ein sehr gutes Herz schließen. Heutzutage eine Seltenheit. Jeder denkt ja nur an sich — es ist ein Elend!"

Maria wurde ganz verwirrt. „Es war doch einfach meine Pflicht, die ich gern erfüllt habe!"

„Ich gebe sehr viel auf den ersten Eindruck, liebes Fräulein. Und ich glaube Ihnen, daß Sie gern meiner Freundin Ihren Beistand gewährt haben."

Die Baronin blieb zu einer Tasse Tee. Frau Heisterloh schmiedete das Eisen. Sie erzählte der Baronin, daß sich Fräulein Hoffmann als „Dornröschen" fühle. Sehr ausführlich erzählte sie, was sie wußte.

Maria war das nicht recht, ein paarmal unterbrach sie schüchtern den Redeschwall der Frau Heisterloh. Aber die ließ sich nicht stören.

Die Baronin führte oft die Lorgnette an die Augen und musterte sie. Wie furchtbar peinlich das war! Immer schwächer wurden ihre Einwendungen, immer wieder mußte sie daran denken, was ihr Frau Skodrowsky heute nachmittag gesagt. Also mochte das Schicksal seinen Lauf nehmen! Sich dagegen stemmen, wäre doch töricht gewesen! Die elegante Baronin mit ihren vielen Beziehungen — da eröffneten sich

vielleicht Ausblicke, an die sie vor ein paar Stunden nicht im Traume zu denken gewagt hatte. Ihr Onkel erschien auf einmal vor ihrem geistigen Auge in seiner ganzen biederen Behäbigkeit, mit seinem beschränkten Gesichtskreis — und hier saß eine, die nur den Mund aufzutun brauchte, um sie ins brausende, lockende Leben zu bringen!

Ganz still war Maria geworden, und Frau Heisterloh redete immer noch weiter. An den schmalen Händen der Baronin blitzten die Diamanten, das vornehme Gesicht hatte einen nachdenklichen Ausdruck bekommen. Aber kein Wort entschlüpfte ihren Lippen.

Marias Herz schlug stürmisch. Was würde nun kommen? Sollte Frau Skodrowsky wirklich recht behalten?

„So, liebe Baronin," sagte Frau Heisterloh endlich mit einem Seufzer. „Ich lege Ihnen also die junge Dame dringend ans Herz. Nehmen Sie sie unter Ihre bewährten Fittiche."

Da glitt ein herzgewinnendes Lächeln über das Gesicht der Baronin Lehrburg. „Was haben Sie sich doch für einen brillanten Anwalt erwählt, Fräulein Hoffmann! — Oh, bitte, es sollte nur eine kleine Schmeichelei für die liebe Frau Heisterloh sein! — Sie könnten mir sogar sofort einen großen Gefallen tun. Weil Sie mir so sehr gut gefallen. Ich sitze nämlich etwas in der Tinte. Der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Pfungstedt, ein alter lieber Herr — er war bis zu seiner Pensionierung Vortragender Rat im Handelsministerium — und die Gräfin Reinstorff kommen heute abend zum Whist zu mir. Und nun hat sich ein Regimentskamerad meines verstorbenen Mannes — er stand einige Jahre bei seiner Schwadron — der Oberleutnant v. Uffeln von den Gardejägern zu Pferde, bei mir angesagt. Ich wollte ihm nicht abschreiben. Es

ist doch rührend, wenn so ein junger, lebenslustiger Herr mich nicht ganz vergißt in meiner Grunewalder Einsamkeit. Aber er würde sich sicher heute fürchterlich langweilen. — Nun wie wär' es da, wenn Sie mir aus dieser Verlegenheit helfen würden?"

Ihr bezaubterndstes Lächeln hatte sie aufgesetzt. Maria brauste das Blut in den Schläfen. Ein Gardekavallerieoffizier! Vielleicht der, den ihr Frau Skodrowsky aus den Karten verraten? — Ja, sie wollte mit Freuden annehmen, aber erst mußte sie sich etwas sperren.

„Wirklich zu liebenswürdig, Frau Baronin! Leider bin ich nur ganz einfach angezogen und —"

„Es gibt in Berlin doch Automobile, liebes Fräulein Hoffmann, wenn Sie sich noch schöner machen wollen! — Halb neun, bitte — jetzt ist's doch erst reichlich sechs!"

„Aber ich muß Ihnen doch eigentlich erst meinen Besuch machen —"

„O je, diese Umstände! Das holen Sie einfach nach! — Ich sagte Ihnen doch schon, ich sitze in der Tinte! Und ich will nicht, daß es bei meinem lieben, alten Regiment heißt: Bei der Baronin Lehrburg mopst man sich zu Tode! — Also Sie tun mir wirklich einen Gefallen! Und Herr v. Uffeln versteht zu plaudern. Er hat auch den Feldzug in Südwestafrika mitgemacht. Von dem erzählt er gern."

Ein Zucken lief durch Marias Körper. Wie hatte Frau Skodrowsky gesagt: Übers große Wasser ist er gefahren! — Sollte er's wirklich sein? Er, der für sie bestimmt war vom Schicksal?!

Sie erhob sich und küßte der Baronin die Hand. „Vielen, vielen Dank!" Sie wandte sich an Frau Heisterloh. „Gnädige Frau, unter diesen Umständen darf ich mich wohl verabschieden?"

„Natürlich — natürlich!“

Und während die beiden Kupplerinnen die Köpfe zusammensteckten und sich zufrieden die Hände rieben, fuhr Maria Hoffmann im Automobil nach Hause. Rote Flecken brannten auf ihren Wangen, stürmisch hob und senkte sich ihre Brust. Ein wilder Taumel hatte sie erfaßt. Ihr war's, als hätte sie eine Kette zersprengt. Frei war sie, unabhängig, nur noch ein Lachen hatte sie für den spießbürgerlichen Onkel und seinen Christian Meinhold übrig! Bedenken kamen ihr gar nicht. Ihre Freundin Dorothee hatte einen leibhaftigen Grafen geheiratet, der als Hauptmann im Generalstab in Metz stand. Warum sollte sie nicht auch nach den Sternen greifen? —

Die beiden Mädchen zu Hause mußten springen. Vier Toiletten lagen auf Bett und Chaiselongue ausgebreitet, die Friseuse waltete ihres Amtes. Sie mußte ihren guten Rat auch geben. Eine kirschfarbene, kostbare Seidenrobe, reich mit Valenciennespitzen garniert, stand ihr unzweifelhaft am besten. Zwar meinte das eine Mädchen, pickfein sei ja das Kleid, aber in ihm sähe sie nicht wie ein Mädchen, sondern wie eine junge, sehr schöne Frau aus.

Da lachte Maria, jagte die drei zum Zimmer hinaus und besah sich in dem großen Spiegel. Das satte Rot hob ihre jugendliche Gestalt, ihr Blondhaar flimmerte, das Näschen zuckte, die blauen Augen strahlten, ein gesundes Rot lag auf den Wangen ihres schmalen Gesichtes. Ja sie konnte sich sehen lassen!

Bevor sie die Wohnung verließ, ging sie in ihrer Pracht zum Onkel, der beim Abendbrot saß. Sein Lieblingsgericht hatte er sich bestellt. Matjeshering in Sahnensoße mit Pellkartoffeln. Ein großer Krug Bier stand vor ihm.

„Du willst fort!“ fragte er verwundert.

„Ja, Onkel.“

„Wohin denn?“

Neugier schwang durch seine Frage. Da lachte sie ihn aus.

„Hinaus will ich fliegen — ins Leben!“

Da wurde er ärgerlich. „Das ist keine Antwort auf meine Frage, Kind!“

„Nun, das ‚Kind‘ wird sich schon nicht die Flügel verbrennen!“

Hinaus war sie. Vor der Haustür stand das Automobil schon bereit.

Dem Rechnungsrat aber schmeckte sein Lieblingsgericht gar nicht mehr.

* * *

Helmut v. Uffeln stand im graugrünen Überrock der Gardejäger zu Pferde in seinem Zimmer mit nachdenklichem Gesicht. Durch ein Knopfloch gezogen trug er das schwarz-weiße Band des Kronenordens mit Schwertern, den er sich in Südwest erworben. Auf seiner hohen Stirn zuckten die Nerven. Die Kriegszeiten, in denen er halb verdurstet durch das wüste, ausgetrocknete Land gezogen war, jeden Augenblick gewärtig, aus den dornigen Büschen, die die morschen Kleider in Fetzen rissen, eine feindliche Kugel in die Rippen zu bekommen, waren die reine Wonne gewesen, gegen den heutigen Zustand. Der elende Mammon! Als ob seine Gläubiger sich verbunden hätten gegen ihn! Sie hetzten ihm einen Zahlungsbefehl nach dem anderen ins Haus. Und der Onkel half nicht mehr. Die beiden Schwestern waren verheiratet, die eine an einen Landrat in Ostpreußen, die andere an einen Deutzer Kürassier, hatten Kinder. Wenn er an sie

schrieb, holte er sich doch nur einen Korb, oder sie schickten ihm ein Sümmchen, das nicht hinreichte, um auch nur die allernotwendigsten Löcher zuzustopfen. So hatte ihm die Not noch nie auf den Nägeln gebrannt!

Als er heute mittag vom Dienst gekommen war, hatte er einen Rohrpostbrief von der Baronin vorgefunden. „Vielleicht lernen Sie heute abend die junge Dame bei mir kennen. Ich habe noch ein paar Leute eingeladen, und so sieht die Sache ganz harmlos aus. Kommen Sie pünktlich um acht, damit wir vorher noch einiges besprechen können!"

War das ekelhaft! Aber was blieb ihm anderes übrig, als in den sauren Apfel zu beißen? Wenn sie nur erträglich war!

Wenn sie ihn aber sofort mit einer Handbewegung abtat?

Da schoß Helmut v. Uffeln die Röte ins Gesicht. Soweit war's also schon mit ihm gekommen? Da stand er vom Kopf bis zu den Füßen in Schulden gehüllt! Das Geld verkrümelte sich aber auch geradezu unter seinen Fingern! Na ja, er hatte ja auch manchen Spaß davon gehabt! Aber nun kam der Katzenjammer!

Da rieb er sich die Stirn, schüttelte den Kopf. Nein, ein schlechter Kerl war er nie gewesen! Ein bißchen arg sorglos höchstens! Und wenn er nicht zugriff, dann war alles aus!

Aber wenn er das Mädchen, das ihm vertrauensvoll die Hand reichen würde, nicht in Ehren hielt, dann wäre er ein kompletter Schuft! Nein, das würde nicht geschehen! Er würde es ja allein ihr verdanken, wenn er wieder festen Boden unter die Füße bekam!

Der Bursche brachte ihm den Stahlhelm mit dem langen Nackenschutz, über den Arm trug er den grauen

Mantel mit dem grünen Kragen. „Das Automobil ist vorgefahren, Herr Oberleutnant!“ meldete er.

Uffeln nickte und dachte dabei: Die Baronin weiß schon, warum sie in einer so verschmitzten Ecke wohnt. In die schnüffelt so leicht keine Kriminalpolizei.

Ein eisiger Schauer jagte über seinen Rücken hin. Ach was! Jetzt nur keine Nerven!

Entschlossen warf er die Tür des Autos hinter sich zu. —

Beide Hände streckte ihm die Baronin entgegen, als er bei ihr eintrat.

„Himmel, was für ein Gesicht Sie machen!“ rief sie lachend. „Nun, es wird eine erfreuliche Enttäuschung für Sie geben!“

Da atmete Uffeln tief auf. „Wenn man in einer Haut steckt wie ich, da gibt es wahrhaftig nichts zu lachen!“

Die Baronin wurde ernst. „Kann eine sich in Ihre Lage versetzen, dann bin doch ich es! — Was meinen Sie, wie mir zumute war, als aus heiterem Himmel das Unglück über mich hereinbrach! Und ich saß da mit zwei kleinen Kindern! Faßt man da nicht fest zu, hält man da sich nicht gewaltsam auf der Höhe, dann ist man verloren! — Aber setzen Sie sich, bitte. Wir werden nicht lange mehr allein sein. Der Oberregierungsrat Pfungstedt kommt und die Gräfin Reinstorff. Die ist zwar gräßlich neugierig, aber absichtlich hab' ich sie eingeladen — Ihretwegen. Die verkehrt ja bei Pontius und Pilatus, und wenn die das Lob des jungen Mädchens singt, bekommt die ganze Geschichte einen harmlosen Anstrich! Also seien Sie zu der recht liebenswürdig. — Ja, und nun hören Sie weiter!“

Uffelns Gesicht wurde recht lang. Der Rechnungsrat mußte an die Wand gedrückt werden — da hatte

die Baronin entschieden recht. Und wenn sie die junge Dame herausstrich wie ein Pferdehändler seinen Gaul, so war das vom geschäftlichen Standpunkte aus ganz begreiflich. Ein Schlauberger war diese Frau! — Aber wenn er nun merkte, es ginge über seine Kraft — was dann?

Er sagte seine Bedenken der Baronin, aber die lachte ihn aus.

„Du lieber Himmel, nehmen Sie doch nicht alles so tragisch, mein lieber Herr v. Uffeln! Sie verstehen sich doch aufs Flirten — das weiß ich ja von früher her! — Na, was macht man da, wenn einem zwei Millionen in erreichbarer Nähe winken? Man geht mit dem ganzen Pack unbezahlter Rechnungen zu einem Anwalt, zu dem ich Sie führen werde, der schreibt einfach Ihren Gläubigern: ‚Herrschaften, ein halbes Jahr Schonzeit für Herrn v. Uffeln! Bis dahin rangiert er sich. Wer nicht wartet, bekommt keinen roten Pfennig!' — Dann wird einer nach dem anderen Ihrer Gläubiger sich zum Anwalt begeben, weil doch keiner sein Geld verlieren will und der wird den Leuten etwas vorgeigen, sehr leise, sehr eindringlich — und man wird sich gedulden!“

Uffeln atmete erleichtert auf, erwiderte aber nichts.

Die Baronin fuhr energisch fort: „Sie allein bringen das sicher nicht fertig, denn Ihnen wird man gar nicht glauben! Lassen Sie das also meine Sorge sein!“

Und dann kam noch ein sehr peinlicher Augenblick. Uffeln mußte seinen Namen unter fünf Wechsel zu je zehntausend Mark setzen.

„Natürlich werden die nur präsentiert,“ erklärte die Baronin, „wenn die Heirat zustande kommt. Daß Sie das nötige Geld hierzu von Ihrer Braut erhalten

und noch beträchtlich mehr, dafür lassen Sie mich sorgen! — Das ist übrigens nicht alles für mich, es geht in viele Teile! Ja, man will leben, Herr v. Uffeln!"

Wie fürchterlich das war! Am liebsten hätte er der Baronin den Federhalter, den sie ihm in die Hand gedrückt, ins Gesicht geworfen. Aber die Schlinge hing ihm zu fest um den Hals. Würde nichts aus der Heirat, würde sich die Baronin schön hüten, die Wechsel kursieren zu lassen. Da konnte er ihr einfach das Genick brechen — und zu holen war doch nichts von ihm!

Mit einem tiefen Seufzer schob er die unterschriebenen Papiere von sich.

„So!" Die Baronin schloß die Wechsel weg und schüttelte sich. „Ja, ja, Herr v. Uffeln, so ganz los wird man die schönen Zeiten von einst, die gute Erziehung, doch nicht! — Machte ich aber das Geschäft nicht, machte es eine andere, und wir beiden hätten das Nachsehen! Wäre uns damit geholfen? — Und schließlich machen wir es noch verhältnismäßig anständig! Vorausgesetzt, Sie vergessen nicht, daß ein Menschenleben in Ihre Hand gegeben wird, das Ihnen vertraut!"

Das war in der Tat ein Anklang aus den besseren Tagen.

Er sagte gar nichts; er nickte nur. Seine Augen aber waren feucht geworden.

* * *

Zuerst kam der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Pfungstedt. Ein Herr, der sich trotz seiner siebzig Jahre noch stramm aufrecht hielt. Der lange, am Kinn ausrasierte weiße Vollbart, die breite, eckige Stirn, der ruhige, gemessene Gang gaben ihm ein sehr würdevolles Aussehen. Er küßte der Baronin die Hand. Sie stellte ihm Uffeln vor.

die Baronin entschieden recht. Und wenn sie die junge Dame herausstrich wie ein Pferdehändler seinen Gaul, so war das vom geschäftlichen Standpunkte aus ganz begreiflich. Ein Schlauberger war diese Frau! — Aber wenn er nun merkte, es ginge über seine Kraft — was dann?

Er sagte seine Bedenken der Baronin, aber die lachte ihn aus.

„Du lieber Himmel, nehmen Sie doch nicht alles so tragisch, mein lieber Herr v. Uffeln! Sie verstehen sich doch aufs Flirten — das weiß ich ja von früher her! — Na, was macht man da, wenn einem zwei Millionen in erreichbarer Nähe winken? Man geht mit dem ganzen Pack unbezahlter Rechnungen zu einem Anwalt, zu dem ich Sie führen werde, der schreibt einfach Ihren Gläubigern: ‚Herrschaften, ein halbes Jahr Schonzeit für Herrn v. Uffeln! Bis dahin rangiert er sich. Wer nicht wartet, bekommt keinen roten Pfennig!‘ — Dann wird einer nach dem anderen Ihrer Gläubiger sich zum Anwalt begeben, weil doch keiner sein Geld verlieren will und der wird den Leuten etwas vorgeigen, sehr leise, sehr eindringlich — und man wird sich gedulden!“

Uffeln atmete erleichtert auf, erwiderte aber nichts.

Die Baronin fuhr energisch fort: „Sie allein bringen das sicher nicht fertig, denn Ihnen wird man gar nicht glauben! Lassen Sie das also meine Sorge sein!“

Und dann kam noch ein sehr peinlicher Augenblick. Uffeln mußte seinen Namen unter fünf Wechsel zu je zehntausend Mark setzen.

„Natürlich werden die nur präsentiert,“ erklärte die Baronin, „wenn die Heirat zustande kommt. Daß Sie das nötige Geld hierzu von Ihrer Braut erhalten

und noch beträchtlich mehr, dafür lassen Sie mich sorgen! — Das ist übrigens nicht alles für mich, es geht in viele Teile! Ja, man will leben, Herr v. Uffeln!"

Wie fürchterlich das war! Am liebsten hätte er der Baronin den Federhalter, den sie ihm in die Hand gedrückt, ins Gesicht geworfen. Aber die Schlinge hing ihm zu fest um den Hals. Würde nichts aus der Heirat, würde sich die Baronin schön hüten, die Wechsel kursieren zu lassen. Da konnte er ihr einfach das Genick brechen — und zu holen war doch nichts von ihm!

Mit einem tiefen Seufzer schob er die unterschriebenen Papiere von sich.

„So!" Die Baronin schloß die Wechsel weg und schüttelte sich. „Ja, ja, Herr v. Uffeln, so ganz los wird man die schönen Zeiten von einst, die gute Erziehung, doch nicht! — Machte ich aber das Geschäft nicht, machte es eine andere, und wir beiden hätten das Nachsehen! Wäre uns damit geholfen? — Und schließlich machen wir es noch verhältnismäßig anständig! Vorausgesetzt, Sie vergessen nicht, daß ein Menschenleben in Ihre Hand gegeben wird, das Ihnen vertraut!"

Das war in der Tat ein Anklang aus den besseren Tagen.

Er sagte gar nichts; er nickte nur. Seine Augen aber waren feucht geworden.

* * *

Zuerst kam der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Pfungstedt. Ein Herr, der sich trotz seiner siebzig Jahre noch stramm aufrecht hielt. Der lange, am Kinn ausrasierte weiße Vollbart, die breite, eckige Stirn, der ruhige, gemessene Gang gaben ihm ein sehr würdevolles Aussehen. Er küßte der Baronin die Hand. Sie stellte ihm Uffeln vor.

„Ah — Gardejäger zu Pferd! — Alte Anhänglichkeit! Das ist recht, Herr v. Uffeln!“ Und dann lächelte er der Baronin zu. „Wer käme nicht gern in Ihren molligen Winkel, zu einer Hausfrau, unter deren Dach man sich direkt sehnt!“

Die Baronin drohte ihm mit dem Finger. „Ihre beiden Söhne, die Straßburger Husaren, haben also von Ihnen das Flirten gelernt! — Ich sage Ihnen, Herr v. Uffeln, wenn die kommen, da schweb' ich immer in Todesängsten, daß einer von ihnen mir alten Frau noch einen Heiratsantrag macht!“

„Alte Frau?! Oh! Oh! Ich weiß Bescheid! Und wer es nicht weiß, taxiert höchstens auf dreißig! — Hab' ich nicht recht, Herr v. Uffeln?“

Die Baronin lachte ihr sonnigstes Lachen. Ein bißchen Flirten gehörte zu ihrem Wohlbefinden. Zwischen ihr und dem alten Herrn prasselte ein geistreiches Feuerwerk hin und her, bis die Gräfin Reinstorff, eine kleine, rundliche Dame mit schneeweißem Haar und jugendlich-hastigen Bewegungen, erschien. Kaum war ihr Uffeln vorgestellt, wußte sie schon in der Familiengeschichte Bescheid.

„Uffeln, kurhessischer Uradel — nicht wahr? — Sehen Sie, ich bin im Bilde! — War das Ihr Herr Vater, der in Kassel die Husaren kommandiert hat?“

„Ja, gnädigste Gräfin.“

„Natürlich! Diese Ähnlichkeit! So eine dumme Frage von mir! Ein eleganter Mann war's. Ein Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle! — In Wiesbaden hab' ich ihn vor Jahren einmal kennen gelernt. — Ihre beiden Schwestern waren damals noch Mädelchen mit langen, goldblonden Haaren. Hatten zu bald die Mutter verloren — ich weiß!“

Die Gräfin hörte nicht auf mit Fragen.

Die Baronin wurde ungeduldig. „Einen Augenblick, bitte, meine Herrschaften! Es kommt noch eine junge Dame, ein Fräulein Hoffmann. Herr v. Uffeln hatte sich heute bei mir angesagt — wieder einmal im letzten Augenblick! Und wir alten Leutchen — protestieren Sie nicht, Wirkliches Geheimrätchen — wollen aber doch nicht um unseren Whist kommen. Da hab' ich mir die junge Dame extra wegen Herr v. Uffeln verschrieben. Ist das nicht rührend von mir?“

Es war rührend, darüber war man sich einig.

Ein Automobil tutete. Uffeln schlug das Herz bis zum Hals hinauf. Da saß er drinnen im Hexenkessel! Nun hieß es mit den Wölfen heulen! Hoffentlich wurde es ihm nicht zu schwer gemacht.

Die Baronin nickte ihm auch noch aufmunternd zu. Es war ekelhaft!

Das Dienstmädchen meldete feierlich an. Uffelns Herzschlag setzte aus. Da kam sie ja schon, das „Objekt“. Die Mundwinkel des Offiziers zuckten — und dann riß er die Augen weit auf.

Es war wirklich eine angenehme Enttäuschung — nein, es war mehr!

Die Baronin war Maria mit ausgestreckter Hand entgegengegangen. Gut erzogen war das junge Mädchen in ihrer Pension. Sie küßte die Hand der Damen, neigte respektvoll das Haupt vor dem Wirklichen Geheimen Rat und lächelte höflich, als ihr Uffeln vorgestellt wurde. Bei dem stand es sofort fest: die wußte nicht, was man mit ihr vorhatte!

Man nahm Platz. Der Baronin kribbelte es in den Fingern. Zu viele Spitzen an dem sonst sehr gut gearbeiteten Kleid Marias, da hätte sie am liebsten die Schere zur Hand nehmen mögen. Die schöne Figur wäre weit besser zur Geltung gekommen.

Als habe sie immer in diesen Kreisen verkehrt, so bewegte sich Maria Hoffmann. Sie fühlte, hier gehörte sie hin, der Ton, der angeschlagen wurde, schwang bei ihr nach, traf die gleichen Saiten.

Und dann ging man zu Tisch. Der Wirkliche Geheime Rat führte die Baronin, Uffeln die Gräfin.

Die Baronin rief ihm zu: „Nehmen Sie Fräulein Hoffmann an den anderen Arm! Es kommt schließlich schon einmal vor, daß die Damen in der Überzahl sind!"

Das bestätigte der Wirkliche Geheime Rat mit einem Lachen.

Maria saß links neben Uffeln. Im ersten Augenblick, als sie ihn sah, hatte sich ihr Herz zusammengekrampft. Was hatte Frau Skodrowsky gesagt? „Er" scheint nicht ganz gut zu sehen! Und Uffeln trug Monokel! Es stimmte aber auch alles!

Ein Mädchen wie sie ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen. Nur jetzt nicht an die Kartenlegerin denken, sondern allein an die Gegenwart! Die war ja so schön!

Zwar war Herr v. Uffeln erst etwas einsilbig, aber ihr scharfer Verstand arbeitete. Sie wollte ihm schon die Zunge lösen.

Und es gelang ihr bald. Denn die Gräfin haspelte mit dem Wirklichen Geheimen Rat die Minister und Staatssekretäre durch, und die Baronin schien das sehr zu interessieren. Sie sorgte dafür, daß dies Gespräch nicht zur Ruhe kam.

Maria Hoffmann hütete sich sehr, sich eine Blöße zu geben. Sie sprach nicht von Dingen, von denen sie nichts verstand. Den Feldzug in Südwest hatte sie einst mit großem Interesse verfolgt. Uffeln mußte von den Strapazen da unten erzählen. Wie häufig

hatte er das nicht schon getan, oft recht widerwillig! Heute aber war er ganz bei der Sache. Und wenn sie dann ein „Schrecklich — schrecklich!“ dazwischen warf, lachte er.

„Ja, jetzt denkt man an die Zeiten mit einem vergnügten Schmunzeln, damals freilich war's keinem von uns zum Lachen.“

Es wurde schnell serviert, zwei Mädchen bedienten. Nach einer halben Stunde erhob man sich vom Tische und kehrte in den Salon zurück. Da war der Spieltisch schon aufgeschlagen.

„Unsere liebe Gräfin kann es ja doch nicht erwarten,“ sagte die Baronin lachend. Und dann wandte sie sich an Maria. „Da nebenan ist ein kleines Zimmerchen. Entführen Sie den Kriegsheld dorthin und lassen Sie sich gut unterhalten, von Zeit zu Zeit stecke ich die Nase schon herein! Auf Wiedersehen, glückliche Jugend!“

Der Wirkliche Geheime Rat meinte: „Eigentlich sollte man Sie selbst zu der Jugend stecken!“

„Da kratzte Ihnen die Gräfin die Augen aus. Wenn ich den Strohmann beim Spiel habe, werden Sie Ihre Wunder erleben, denn natürlich bringen Sie die falsche Karte heraus!“

Die Gräfin mischte schon eifrig. Whist spielen war eine ernste Sache, der man sich mit Hingabe zu widmen hatte. Familienbeziehungen, Minister und Staatssekretäre waren ihr jetzt ganz gleichgültig.

Mit einem lustigen Lachen hatte Maria Uffelns Arm genommen. Das schmale, einfenstrige Zimmer, das eine rotverhangene Lampe matt erleuchtete, hatte eine nette Plauderecke mit bequemen Polsterstühlen.

Uffeln nahm dem jungen Mädchen gegenüber Platz. Auf einem Tischchen standen Wein und Zigaretten.

Er hielt ihr die Schachtel hin.

„Danke! Aber, bitte, rauchen Sie nur! Ich hab' das gern!"

Er brannte sich eine Zigarette an, rückte an seinem Monokel und beugte sich vor. Er wollte Maria Hoffmann auf die Probe stellen.

„Gnädiges Fräulein, nun aber erzählen Sie, bitte, zunächst auch etwas von sich."

„Interessiert es Sie wirklich?" fragte sie schelmisch.

„Ja," erwiderte er ehrlich.

Sie sah ihn an. Ruhig und fest. Er war ein schöner, eleganter Mann. Ein Gardekavallerieoffizier. Was für ein Gesicht würde er machen, wenn sie ihm die Wahrheit sagte? Diese Herren mit ihrem Dünkel! Aber jedenfalls — reiner Tisch!

Sie erzählte von ihrer Jugend, von des Vaters Fleiß, vom frühen Tod der Mutter, von den Genfer Tagen, dem Onkel Rechnungsrat. Von ihrem Reichtum und Christian Meinhold sagte sie aber nichts.

Uffeln saß da, vornübergeneigt, die gespreizten Fingerspitzen gegeneinanderdrückend, und hörte den Unterton, den sie ihm unter ein paar lustigen Bemerkungen verbergen wollte. „Mich hungert nach dem Leben! Ich bin vierundzwanzig und hab' Sehnsucht nach einem Manne, der mich in die Arme reißt!" — So lautete der.

„Nun wissen Sie Bescheid," schloß sie mit zuckenden Lippen. „Eine Enttäuschung — nicht wahr?"

Er aber sagte nichts, zog nur ihre Hand an seine Lippen.

Und sie ließ ihm die Hand für einige Augenblicke.

Gerade als die Hand wieder in ihren Schoß zurückgefallen war, steckte die Baronin den Kopf durch den Vorhang. „So schweigsam?"

Da erhob sich Helmut v. Uffeln und sagte ernst: „Wir unterhalten uns ausgezeichnet, Frau Baronin.“

„Recht so! Wir sind nämlich bei der Arbeit, die Gräfin ein wenig einzuseifen. Das gelingt selten. Der Tag muß ausgenützt werden!“

Der Türvorhang fiel zurück. Uffeln biß die Zähne aufeinander. Er hatte die Baronin verstanden. Wie ekelhaft das war! Wie gräßlich! — Aber jetzt nur um Himmels willen nicht verspielen! Es kam ja ein Tag, er mußte kommen, an dem er vor Maria Hoffmann auf den Knien lag. „Du, hör zu — und behalt mich lieb!“ — Er hatte sie wirklich lieb, das Mädel ohne Falsch, die hier geschmort werden sollte an einem höllischen Feuer! — Und wenn er Herr über Millionen gewesen wäre und die da ein armes Hascherl — er hätte sie lieb gehabt! — Herrgott, warum war es nicht so?!

Ein Druck lag jetzt auf den beiden. Sie sahen sich nicht mehr gerade in die Augen. Das Gespräch schleppte sich hin. Waren denn die da drüben immer noch nicht fertig?

Endlich! Die beiden standen auf, sahen sich an eine Sekunde lang. Um beider Mund lag ein müdes Lächeln.

Die Baronin kam hereingerauscht. „Na, war's nett?“

Maria Hoffmann bog sich dankerfüllt über der Baronin Hand, und Helmut v. Uffeln bekam einen roten Kopf, als ihm die Hausherrin einen nicht mißzuverstehenden Blick zuwarf.

Man brach auf.

„Lieber Herr v. Uffeln! Sie bringen wohl Fräulein Hoffmann nach Hause? Ich hab' schon nach einem Automobil geschickt!“

Er schlug die Sporen zusammen. „Wenn das gnädige Fräulein es gestattet.“

Die war ganz Dame geworden. Kühl war ihr Blick, hochaufgerichtet stand sie da. „Ich gestatte es gerne, Herr v. Uffeln!“

Er saß ihr respektvoll gegenüber auf dem Rücksitz in der anderen Ecke. Sie hatten sich nichts zu sagen mit Worten. Aber die Gedanken arbeiteten.

Sie begriff das noch nicht ganz. Wie konnten die Karten solche Dinge verraten? War bis jetzt alles eingetroffen, warum sollte nicht auch das letzte noch eintreffen?

Diese schweigende Fahrt! — Webten da nicht Zaubermächte ein festes Band? Eines, das hielt ein ganzes, langes Leben?!

Christian Meinhold schob sich mit einem Male vor ihr geistiges Auge. Höhnisch krümmten sich ihre Lippen. Dieser alberne Rüpel und hier — der Kavalier, der sich bescheiden in die andere Ecke drückte und wartete, bis er angeredet wurde. Wie eine Königin behandelte er sie!

Da sauste das Automobil schon an der Gedächtniskirche vorüber. Das riß sie aus ihren Träumen. Jetzt an die Gegenwart gedacht, denn die Zukunft lag nicht in ihren Händen, sondern in den sehnigen Reiterfäusten da drüben.

„Herr v. Uffeln, ich hab' eine Bitte!“

Er reckte sich auf. „Sie brauchen nur zu befehlen, gnädiges Fräulein.“

„Setzen Sie mich jetzt in ein anderes Automobil! Da, im Norden vor meiner Haustür möcht' ich nicht mit Ihnen vorfahren. Sie begreifen, man würde reden!“

Die Sporen klirrten, eine stumme Verbeugung.

Am Brandenburger Tor drückte er auf den Gummi-

ball. Das Automobil fuhr an den Fußsteig und hielt.

Uffeln sprang heraus, winkte einem leer vorbeifahrenden Auto. Dann reichte er Maria die Hand.

Ein Weib drängte sich an die beiden, ein Körbchen in der Hand. Höhnische Augen sahen ihn an, aus einem verlebten Gesicht. Die keifende Stimme bettelte: „Herr Oberleitnant, e Sträußeken vor det Fräilein Braut! Zwee Groschen nur!“

Er drehte sich um. Zehn Sträußchen mindestens lagen noch in dem Korb. Kleine, dürftige, halbverwelkte Dingerchen.

Seine Hand griff in den Korb, raffte die Sträußchen zusammen, legte sie neben das junge Mädchen. Dann fuhr die Hand an den Stahlhelm. „Schlafen Sie gut, gnädiges Fräulein!“

„Danke — danke!“

Der Schlag fiel zu, fort sauste das Automobil. Dem Weib warf er einen Taler in den leeren Korb.

* * *

Der Rechnungsrat hatte auf die Rückkehr seiner Nichte gewartet. Mitternacht war längst vorüber, als sie endlich kam mit blitzenden Augen, die halbwelken Veilchensträußchen in der Hand.

„Wo warst du denn nur?“ fuhr er sie an, bevor sie noch ein Begrüßungswort sagen konnte.

„Ich hab' mich gut unterhalten, sehr gut sogar, Onkel!“

„Das seh' ich dir an. Aber es ist keine Antwort auf meine Frage.“

Sie setzte sich und legte die Veilchensträußchen vor sich hin. Jetzt begann also der Tanz! Nur keine Schwäche gezeigt! Sie ging jetzt ihren Weg allein und ließ sich

von keinem Menschen zur Seite führen. Lange genug hatte sie nach Selbständigkeit, nach dem Glück gehungert.

„Erlaube, lieber Onkel, ich bin vierundzwanzig Jahre alt und niemandem mehr Rechenschaft schuldig!“

Der Rechnungsrat zog die Augenbrauen hoch. Ein Ton schwang durch Marias Worte, ihre Augen strahlten, ein Lächeln lag um ihren Mund, ein Lächeln, das ihn ahnen ließ, da hatte einer ihre Pfade gekreuzt, der Eindruck auf sie gemacht hatte. Da hieß es vorsichtig sein.

„Hab' ich dich je bevormunden wollen?“ fragte er.

„Oft genug, Onkelchen.“

„Nein, mein Kind, das ist mir nie eingefallen. Und wenn du es so aufgefaßt hast, tut es mir leid. Ich fühle mich nur verpflichtet, das Versprechen, das ich deinem sterbenden Vater in die Hand gelobt, getreulich zu erfüllen. — Vielleicht hab' ich dabei nicht immer den richtigen Ton getroffen. Ich bin eben nur ein einfacher Mann! Aber an meinem guten Willen dir gegenüber zu zweifeln, dafür liegt wohl kein Grund vor!“

Da war schwer zu antworten! — Ach was, jetzt nur nicht den kleinen Finger hingehalten!

„Es stimmt in der Tat! Du hast oft nicht den richtigen Ton getroffen, Onkel Konrad! Auch heute abend nicht! — Und ich brauche jetzt meine ganze Kraft. Zur rechten Zeit wirst du schon erfahren, was du wissen mußt und sollst. Aber schon jetzt darüber zu reden, hat gar keinen Sinn! — Bitte, mach' mir das Leben nicht schwer! Nie habe ich einen so klaren Kopf gebraucht, wie gerade jetzt! Ich taumle nicht leichtsinnig an eine Männerbrust, da darfst du dich drauf verlassen!“ Sie erhob sich. „Gute Nacht, Onkel!“

Der Rechnungsrat sah ihr verblüfft nach. Also ihr Herz hatte doch gesprochen! Er zermarterte sich den Kopf, aber er fand sich in seiner Nichte nicht mehr zurecht. Wo mochte sie diese Bekanntschaft gemacht haben? Wie war sie zu dieser Einladung heute abend gekommen? Diese Heimlichtuerei war jedenfalls verdächtig. — Und wie spät sie zurückgekommen war! Allein! Tat das ein Mädchen aus guter Familie?

Dem alten, braven Mann trat der Schweiß auf die Stirn. Was nun? Was nun? An wen sollte er sich um Rat wenden?

Der Rechnungsrat fand in dieser Nacht keinen Schlaf. Tausend Pläne wälzte er durch den Kopf und alle verwarf er wieder. Seiner Weisheit letzter Schluß war: Abgewartet, was die Zukunft bringt, und zur rechten Zeit, wenn es sein muß, dazwischen gefahren mit starker Hand! — Ja, wann war aber die „rechte Zeit"? Da schütterte ein Krampf durch seinen massigen Körper. Ratlos starrten seine Augen in die schwarze Nacht!

* * *

Uffeln hatte sein Automobil bezahlt und war mit hochgeschlagenem Mantelkragen und die Hände in die Taschen vergraben in den Tiergarten hineingebummelt. Unter seinen Lackstiefeln knirschten Sand und Schnee. Bitterkalt war's geworden.

Aber nur jetzt allein sein mit den Gedanken! Im Traume hätte er ja nicht gedacht, daß der Abend so endigen könnte. Er, der so oft über das Hofparkett gegangen war, der so manches Mädel im Arm gehalten, nach dem sich andere die Finger geleckt — er liebte dieses Mädchen aus dem Norden, die dort zusammen mit ihrem Onkel Rechnungsrat hauste!

von keinem Menschen zur Seite führen. Lange genug hatte sie nach Selbständigkeit, nach dem Glück gehungert.

„Erlaube, lieber Onkel, ich bin vierundzwanzig Jahre alt und niemandem mehr Rechenschaft schuldig!“

Der Rechnungsrat zog die Augenbrauen hoch. Ein Ton schwang durch Marias Worte, ihre Augen strahlten, ein Lächeln lag um ihren Mund, ein Lächeln, das ihn ahnen ließ, da hatte einer ihre Pfade gekreuzt, der Eindruck auf sie gemacht hatte. Da hieß es vorsichtig sein.

„Hab' ich dich je bevormunden wollen?“ fragte er.

„Oft genug, Onkelchen.“

„Nein, mein Kind, das ist mir nie eingefallen. Und wenn du es so aufgefaßt hast, tut es mir leid. Ich fühle mich nur verpflichtet, das Versprechen, das ich deinem sterbenden Vater in die Hand gelobt, getreulich zu erfüllen. — Vielleicht hab' ich dabei nicht immer den richtigen Ton getroffen. Ich bin eben nur ein einfacher Mann! Aber an meinem guten Willen dir gegenüber zu zweifeln, dafür liegt wohl kein Grund vor!“

Da war schwer zu antworten! — Ach was, jetzt nur nicht den kleinen Finger hingehalten!

„Es stimmt in der Tat! Du hast oft nicht den richtigen Ton getroffen, Onkel Konrad! Auch heute abend nicht! — Und ich brauche jetzt meine ganze Kraft. Zur rechten Zeit wirst du schon erfahren, was du wissen mußt und sollst. Aber schon jetzt darüber zu reden, hat gar keinen Sinn! — Bitte, mach' mir das Leben nicht schwer! Nie habe ich einen so klaren Kopf gebraucht, wie gerade jetzt! Ich taumle nicht leichtsinnig an eine Männerbrust, da darfst du dich drauf verlassen!“ Sie erhob sich. „Gute Nacht, Onkel!“

Der Rechnungsrat sah ihr verblüfft nach. Also ihr Herz hatte doch gesprochen! Er zermarterte sich den Kopf, aber er fand sich in seiner Nichte nicht mehr zurecht. Wo mochte sie diese Bekanntschaft gemacht haben? Wie war sie zu dieser Einladung heute abend gekommen? Diese Heimlichtuerei war jedenfalls verdächtig. — Und wie spät sie zurückgekommen war! Allein! Tat das ein Mädchen aus guter Familie?

Dem alten, braven Mann trat der Schweiß auf die Stirn. Was nun? Was nun? An wen sollte er sich um Rat wenden?

Der Rechnungsrat fand in dieser Nacht keinen Schlaf. Tausend Pläne wälzte er durch den Kopf und alle verwarf er wieder. Seiner Weisheit letzter Schluß war: Abgewartet, was die Zukunft bringt, und zur rechten Zeit, wenn es sein muß, dazwischen gefahren mit starker Hand! — Ja, wann war aber die „rechte Zeit"? Da schütterte ein Krampf durch seinen massigen Körper. Ratlos starrten seine Augen in die schwarze Nacht!

* * *

Uffeln hatte sein Automobil bezahlt und war mit hochgeschlagenem Mantelkragen und die Hände in die Taschen vergraben in den Tiergarten hineingebummelt. Unter seinen Lackstiefeln knirschten Sand und Schnee. Bitterkalt war's geworden.

Aber nur jetzt allein sein mit den Gedanken! Im Traume hätte er ja nicht gedacht, daß der Abend so endigen könnte. Er, der so oft über das Hofparkett gegangen war, der so manches Mädel im Arm gehalten, nach dem sich andere die Finger geleckt — er liebte dieses Mädchen aus dem Norden, die dort zusammen mit ihrem Onkel Rechnungsrat hauste!

Nun, das war keine Schande! Eine Schande aber war's, wenn dies herzige, taufrische Mädel verkuppelt wurde! Und wenn es auch an ihn war! An ihn, der sie lieb hatte!

Wenn er Maria Hoffmann klaren Wein einschenkte? Ach, er hätt' es ja von Herzen gern getan! Aber wenn sie sich dann von ihm abwandte? Ja, läge ihm der Strick nur nicht so fest um den Hals! Und am Ende mußte er doch auch die Baronin schützen!

Nun, wenn er auch diesen Schritt in seiner Verzweiflung getan hatte, ein Schuft war er deshalb noch nicht, wollte es auch nicht sein Maria Hoffmann gegenüber. Wenn er sie auf Händen trug, wenn sie überzeugt war von seiner Liebe, dann kam schon einmal die große Stunde, die ihn vor ihr entsündigen würde!

Da knirschte er mit den Zähnen. Also so lange wurde gefrevelt — gefrevelt an einem Mädchenherzen.

Er schlug wild mit der Faust in die Luft. Jetzt mußte Schluß gemacht, Schlag auf Schlag geführt werden, damit der Frevel nicht länger dauerte, als er unbedingt dauern mußte!

* * *

Die Baronin Lehrburg hatte am nächsten Morgen zeitig ihre Villa verlassen. Sie fuhr zu Frau Heisterloh.

„Alles wird wunderschön klappen! Dieses Mal ist's ein leichtes Geschäft! — Da, ein Wechsel über zehntausend Mark für Sie, die beiden anderen geben Sie an Frau Skodrowsky! Fahren Sie sofort hin! Er braucht mindestens hunderttausend Mark in die eigene Hand!"

Langsam schlenderte dann die Baronin an dem kalten Wintermorgen nach Hause. Kam das Geschäft zustande, machte sie ihre kleine Villa ganz lastenfrei. So viel und so glatt wurde selten verdient!

Als das Dienstmädchen auf ihr Klingeln die Haustür öffnete, sagte es: „Der Herr Oberleutnant v. Uffeln wartet schon seit einer halben Stunde auf die Frau Baronin.“

Da blitzten ihre braunen Augen.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Rechnungsrat hatte am nächsten Morgen nochmals sein Heil probiert — in aller Ruhe. Aber Maria hatte nur stumm und energisch den Kopf geschüttelt.

Und doch war ihr bange. Unmöglich war's nicht, daß die Baronin zu ihr kam. Oder Herr v. Uffeln! Das war sehr wahrscheinlich. Natürlich erschien er in Uniform, denn hoffentlich hatte Uffeln sie gestern nacht verstanden und war so taktvoll und kam nicht etwa in Zivil!

Das hatte man aber davon, wenn man im Norden wohnte! Kränkungen dieser Art war man hier ausgesetzt!

Als ihr Onkel zum Dämmerschoppen gegangen war, atmete sie auf. Kam er jetzt, so konnte sie ihn wenigstens allein empfangen — und deutsch mit ihm reden! Das mußte sein, so schwer es ihr fallen würde — schrecklich schwer!

Und wenn dann alles — gewesen war?

Ihre Augen wurden feucht. Die Nerven meldeten sich.

Da brachte ihr das Mädchen einen Rohrpostbrief. Große, eckige Schriftzüge — sie wußte sofort, der kam von der Baronin. Erleichtert atmete sie auf und öffnete den Umschlag so hastig, daß ihr der Siegellack ins Gesicht splitterte.

Die Baronin schrieb: „Sie haben mir da ein schönes Unheil angerichtet! Denken Sie nur, Herr v. Uffeln

war heute morgen schon wieder bei mir — Ihretwegen! Und gebettelt hat er zum Steinerweichen! — Ja, was soll man da tun? — Also ich bitte Sie, mir morgen um fünf Uhr Ihren offiziellen Besuch zu machen, zum Tee zu bleiben — und hoffentlich auch zum Abendbrot! — Bin neugierig, ob Sie kommen werden? Würde es Sie sehr wundern, wenn Sie einen gewissen Jemand bei mir antreffen würden? — Der möchte Ihnen gern seinen Besuch machen, will aber doch lieber erst morgen abwarten! Ich bin nicht recht daraus klug geworden, er meint aber, das wäre wohl in Ihrem Sinne! Nein, bin ich neugierig! Und viele herzliche Grüße von

Ihrer

Gertrud v. Lehrburg."

Maria ließ den Bogen sinken. Also wirklich? Also wirklich!

Und wenn sie hinging, vergab sie sich da etwas?

Doch wohl nicht! Sie liebte ihn doch! Und er?! Es war nicht auszudenken, das große Glück.

Aber sie würde der Baronin nicht antworten! Er sollte zappeln!

Und dann sprang sie auf, sang ein lustiges Liedchen und — verstummte plötzlich.

Am anderen Morgen ganz früh ging sie zur Frau Skobrowsky. Bis jetzt hatten die Karten nicht gelogen, warum sollten sie es auf einmal tun?

Die Kartenlegerin hätte gar nichts wissen brauchen, sie sah es dem jungen Mädchen sofort an, wie die Dinge standen.

„Schon wieder da?"

„Ich glaube, ich habe wirklich den schon kennen gelernt, den ich heiraten werde!"

Bei dem Nachsatze wurde sie über und über rot.

Die Kartenlegerin sah sie treuherzig an und lachte dann. „Nun soll ich Ihnen wohl sagen, ob es wahrhaftig ihr zukünftiger Bräutigam ist?“

„Ja, Frau Skodrowsky — bitte!“

Maria saß schon ungeduldig auf dem Stuhle, nervös fuhren ihre Hände auf der Tischplatte hin und her.

Die Kartenlegerin machte ein ernstes Gesicht und dachte dabei: „Es ist doch zum Lachen, wie dumm die Menschen sind!“

Und dann mischte sie lange. Das junge Mädchen hob ab, zu sich zu — dreimal. Langsam legte Frau Skodrowsky die Karten auf. Aber sie sagte nichts, zählte bloß immer wieder ab.

„Aber so reden Sie doch!“ sagte Maria erregt.

„Wollen Sie die volle Wahrheit wissen?“

Es lag ein Drohen in ihrer Stimme. Maria war die Kehle wie zugeschnürt. Rote Flecken tanzten ihr vor den Augen, in den Ohren lag ein Brausen.

„Ja!“ preßte sie endlich heraus.

„Der, den Sie kennen gelernt haben, wird Ihr Ehemann! Aber nur Geduld, denn so einfach liegen die Dinge nicht! Große Hindernisse stehen im Wege. Auf seiner Seite wie auf der Ihren. — Warten Sie, warten Sie! — Ein Berufswechsel liegt da. Seine Angehörigen scheinen den nicht zugeben zu wollen! — Doch das wird zu regeln sein! — Aber da — o weh, o weh!“ Sie tippte auf die Treffzehn. „Da liegt der Hase im Pfeffer! — Wissen Sie, was das bedeutet? Schulden, viel Schulden!“

Da lachte Maria hell auf.

Erstaunt sah die Kartenlegerin sie an.

„Ja, können Sie sich denn einen Gardekavallerieoffizier vorstellen, der keine Schulden hat?“ Da merkte

Maria, daß sie sich verschnappt hatte. „Na, was hilft es! Nun wissen Sie es ja!“ schloß sie.

Frau Skodrowsky machte große Augen. „Ein nobler Gardekavallerieoffizier?“

„Und ein bildhübscher, eleganter, lieber Mensch! — Und wenn die Schulden das schlimmste Hindernis sind — na, dann reiß' ich das herunter, indem ich unter einen Scheck meinen Namen schreibe! Der wiegt nämlich ziemlich schwer, Frau Skodrowsky!“

„Freilich, wenn Sie so reich sind! Na, wir wollen einmal sehen!“ — Wieder begann sie zu zählen. „Ja, dann wär' das Schlimmste überwunden! — Aber es scheint, es scheint, liebes Fräulein, es ist doch eine sehr beträchtliche Summe!“

Maria erhob sich. „Ihre Weisheit ist mir gut noch einmal hundert Mark wert! — Da! Adieu, Frau Skodrowsky! In die Luft muß ich jetzt — in die Luft! Am liebsten möcht' ich fliegen!“

Frau Skodrowsky ließ sich von ihrer Vertrauten Feder und Papier bringen und schrieb einen sehr ausführlichen Rohrpostbrief an Frau Heisterloh. Denn seitdem die Baronin Frau Heisterloh einmal hatte „ausschalten“ wollen, wünschte sie mit der vornehmen Dame keinen direkten Geschäftsverkehr mehr.

In Geldangelegenheiten mußte es reell zugehen — streng reell!

* * *

Die Baronin gab Maria einen Kuß auf jede Wange, hielt sie auf Armlänge von sich und schüttelte den Kopf. „Soll man das für möglich halten? — Sie kam, sie sah, sie siegte! — Ich bin Uffeln gestern morgen gar nicht wieder los geworden, so übervoll war sein Herz. Nur gut, daß Sie nicht die ganze Beichte gehört haben!“

Maria Hoffmann klangen die Worte wie Sphärenmusik. Sie wurde über und über rot und sah sich um.

Die Baronin lachte. „Nein, er ist noch nicht da! Er kommt erst in einer Stunde. Ich hab' ihm das beigebracht!“ Sie seufzte. „Ich kenne ihn seit dreizehn Jahren! Als blutjunger Leutnant kam er zur Schwadron meines Mannes. Und wenn ich auch nicht viel älter bin als er, immer hat er mir sein Herz ausgeschüttet, und dann hab' ich ihm wieder den Kopf grade auf die Schultern gesetzt! — Diese Leutnants! Diese leichtsinnige Rasselbande! — Aber lassen Sie sich erst einmal bewundern, mein liebes Fräulein Hoffmann! — Hm! Hm! Dieses elfenbeinfarbige Kleid mit dem rosigen Unterton steht Ihnen famos! Überhaupt, Sie haben Geschmack. In jeder Beziehung — ja, ja! In Balltoilette müssen Sie herrlich aussehen. Blond hat zarte, weiße Haut! Und es steht schon in der Bibel: die Frau aber sehe, wie sie dem Mann gefalle. Das ist also ganz in der Ordnung! — Aber nun wollen wir uns setzen und Tee trinken. Vor allen Dingen meinen herzlichsten Dank für Ihren offiziellen Besuch!“

Die Baronin lachte wieder, gab Maria noch einen Kuß, dieses Mal auf den Mund und drückte sie in einen bequemen Sessel.

„Nun sagen Sie mir, bitte, wie stellen Sie sich denn zu diesen unerwarteten Ereignissen?“

Maria hätte am liebsten laut hinausgejubelt, aber sie beherrschte sich. Erst reiner Tisch! Und den Männern gefiel es ganz sicher nicht, wenn sie nicht auf ein wenig Widerstand stießen. Die gesellschaftlichen Unterschiede waren doch reichlich groß, da hieß es doppelt vorsichtig sein.

„Frau Baronin,“ sagte sie, „es kann doch nicht alles im Leben mit Eilzugsgeschwindigkeit gehen!

Ich kenne Herrn v. Uffeln kaum. Und er mich nicht besser!"

Diese Antwort hatte die Baronin nicht im Traume erwartet. Die konnte ja ihren ganzen Plan über den Haufen werfen! Das durfte nicht sein! „Nun, nun — Liebe auf den ersten Blick! Meinen Sie wirklich, es käme im Leben nicht vor?"

Maria wurde verlegen. „Ganz sicher. Aber ich meine, auch an Hindernissen fehlt es nicht."

Die Baronin atmete auf. Da kam sie wieder ins rechte Fahrwasser. Jetzt das Steuer aber nicht wieder aus der Hand gegeben! Wenn Uffeln kam, mußten die „Hindernisse" völlig beseitigt sein. „Ganz gewiß sind auch Hindernisse vorhanden. Über die hab' ich gestern mit Uffeln lange gesprochen und deshalb wurde ich ihn ja gar nicht wieder los! Er hat mich gebeten, als seine gute Freundin die Steine des Anstoßes aus dem Wege zu räumen. Nur kein fataler Rest, der doch später ans Tageslicht kommt und die Harmonie stört! An mangelnder Ehrlichkeit gehen ja so viele Ehen zugrunde! — Das sehen Sie doch ein, liebes Fräulein Hoffmann — nicht wahr?"

Maria nickte nur. Kein Wort brachte sie aus der Kehle, denn jetzt mußte sich's ja zeigen, ob die Karten auch in diesem Punkte recht behielten.

„Wissen Sie, das ist für mich eine sehr peinliche Aufgabe," meinte die Baronin seufzend. „Und wenn mir Uffeln nicht so nahe stände, ließ ich die Finger lieber davon."

Absichtlich schwieg sie jetzt. Maria Hoffmann sollte sie drängen. Aus der Art, wie das geschah, ließen sich Schlußfolgerungen ziehen.

Über Maria war eine Ruhe gekommen — eine eisige Ruhe. „Frau Baronin, sprechen Sie doch unge-

scheut! Ich weiß, Sie meinen es auch mit mir gut. Ich habe für Ehrlichkeit unbedingtes Verständnis."

Da faßte die Baronin nach Marias Hand. „Das war eine vernünftige, eine anständige Antwort! Und übelnehmen gibt es nicht — nicht wahr?"

„Nein!"

Die Baronin ließ die Hand Marias nicht los. „Ich weiß nicht, ob Sie das Leben in unseren Kreisen, bei der Gardekavallerie, beurteilen können. Ich glaube es nicht. Neben riesigem Reichtum — Sie brauchen nur einmal die Rangliste aufzuschlagen, Herzöge, Fürsten und Prinzen stehen da in Massen bei diesen Regimentern — finden Sie aber auch Herren von altem Adel, die nicht übermäßig mit Glücksgütern gesegnet sind, Namen, die sich auf den Schlachtfeldern wie im Hofdienst bewährt haben, deren Väter mit diesen stolzen Regimentern hinausgezogen sind gegen den Feind. Ja, du lieber Gott, das ist recht und gut. Es ist Tradition. Auf die hält ein anständiger Mensch. Nun aber kommt die Kehrseite der Medaille! Man lebt heute nicht mehr so einfach wie vor zweihundert, hundert, vor fünfzig Jahren. Heute ist ein Zehnmarkstück nicht mehr so viel wert wie vor fünfzig Jahren ein Taler! Was soll nun so ein Gardekavallerist machen? Er kann sich doch nicht zurückziehen! Er macht also Schulden. Und die läppern sich auf — rasend schnell! Sie glauben gar nicht, wie schnell, liebes Fräulein Hoffmann! Ein Gardekavallerieoffizier hat ja Kredit. Er wird ihm förmlich aufgedrängt. Alter Name, hervorragendes Regiment, die Herren meistens auch sehr elegant, von gutem Aussehen — also es hat keine Gefahr! Und wenn schon mal an dem einen verloren wird, da bekommen dafür die anderen eben ein bißchen mehr angekreidet. Die Geschäftsleute kommen auf

Maria, daß sie sich verschnappt hatte. „Na, was hilft es! Nun wissen Sie es ja!“ schloß sie.

Frau Skodrowsky machte große Augen. „Ein nobler Gardekavallerieoffizier?“

„Und ein bildhübscher, eleganter, lieber Mensch! — Und wenn die Schulden das schlimmste Hindernis sind — na, dann reiß' ich das herunter, indem ich unter einen Scheck meinen Namen schreibe! Der wiegt nämlich ziemlich schwer, Frau Skodrowsky!“

„Freilich, wenn Sie so reich sind! Na, wir wollen einmal sehen!“ — Wieder begann sie zu zählen. „Ja, dann wär' das Schlimmste überwunden! — Aber es scheint, es scheint, liebes Fräulein, es ist doch eine sehr beträchtliche Summe!“

Maria erhob sich. „Ihre Weisheit ist mir gut noch einmal hundert Mark wert! — Da! Adieu, Frau Skodrowsky! In die Luft muß ich jetzt — in die Luft! Am liebsten möcht' ich fliegen!“

Frau Skodrowsky ließ sich von ihrer Vertrauten Feder und Papier bringen und schrieb einen sehr ausführlichen Rohrpostbrief an Frau Heisterloh. Denn seitdem die Baronin Frau Heisterloh einmal hatte „ausschalten“ wollen, wünschte sie mit der vornehmen Dame keinen direkten Geschäftsverkehr mehr.

In Geldangelegenheiten mußte es reell zugehen — streng reell!

* * *

Die Baronin gab Maria einen Kuß auf jede Wange, hielt sie auf Armlänge von sich und schüttelte den Kopf. „Soll man das für möglich halten? — Sie kam, sie sah, sie siegte! — Ich bin Uffeln gestern morgen gar nicht wieder los geworden, so übervoll war sein Herz. Nur gut, daß Sie nicht die ganze Beichte gehört haben!“

Maria Hoffmann klangen die Worte wie Sphärenmusik. Sie wurde über und über rot und sah sich um.

Die Baronin lachte. „Nein, er ist noch nicht da! Er kommt erst in einer Stunde. Ich hab' ihm das beigebracht!“ Sie seufzte. „Ich kenne ihn seit dreizehn Jahren! Als blutjunger Leutnant kam er zur Schwadron meines Mannes. Und wenn ich auch nicht viel älter bin als er, immer hat er mir sein Herz ausgeschüttet, und dann hab' ich ihm wieder den Kopf grade auf die Schultern gesetzt! — Diese Leutnants! Diese leichtsinnige Rasselbande! — Aber lassen Sie sich erst einmal bewundern, mein liebes Fräulein Hoffmann! — Hm! Hm! Dieses elfenbeinfarbige Kleid mit dem rosigen Unterton steht Ihnen famos! Überhaupt, Sie haben Geschmack. In jeder Beziehung — ja, ja! In Balltoilette müssen Sie herrlich aussehen. Blond hat zarte, weiße Haut! Und es steht schon in der Bibel: die Frau aber sehe, wie sie dem Mann gefalle. Das ist also ganz in der Ordnung! — Aber nun wollen wir uns setzen und Tee trinken. Vor allen Dingen meinen herzlichsten Dank für Ihren offiziellen Besuch!“

Die Baronin lachte wieder, gab Maria noch einen Kuß, dieses Mal auf den Mund und drückte sie in einen bequemen Sessel.

„Nun sagen Sie mir, bitte, wie stellen Sie sich denn zu diesen unerwarteten Ereignissen?“

Maria hätte am liebsten laut hinausgejubelt, aber sie beherrschte sich. Erst reiner Tisch! Und den Männern gefiel es ganz sicher nicht, wenn sie nicht auf ein wenig Widerstand stießen. Die gesellschaftlichen Unterschiede waren doch reichlich groß, da hieß es doppelt vorsichtig sein.

„Frau Baronin,“ sagte sie, „es kann doch nicht alles im Leben mit Eilzugsgeschwindigkeit gehen!

Ich kenne Herrn v. Uffeln kaum. Und er mich nicht besser!"

Diese Antwort hatte die Baronin nicht im Traume erwartet. Die konnte ja ihren ganzen Plan über den Haufen werfen! Das durfte nicht sein! „Nun, nun — Liebe auf den ersten Blick! Meinen Sie wirklich, es käme im Leben nicht vor?"

Maria wurde verlegen. „Ganz sicher. Aber ich meine, auch an Hindernissen fehlt es nicht."

Die Baronin atmete auf. Da kam sie wieder ins rechte Fahrwasser. Jetzt das Steuer aber nicht wieder aus der Hand gegeben! Wenn Uffeln kam, mußten die „Hindernisse" völlig beseitigt sein. „Ganz gewiß sind auch Hindernisse vorhanden. Über die hab' ich gestern mit Uffeln lange gesprochen und deshalb wurde ich ihn ja gar nicht wieder los! Er hat mich gebeten, als seine gute Freundin die Steine des Anstoßes aus dem Wege zu räumen. Nur kein fataler Rest, der doch später ans Tageslicht kommt und die Harmonie stört! An mangelnder Ehrlichkeit gehen ja so viele Ehen zugrunde! — Das sehen Sie doch ein, liebes Fräulein Hoffmann — nicht wahr?"

Maria nickte nur. Kein Wort brachte sie aus der Kehle, denn jetzt mußte sich's ja zeigen, ob die Karten auch in diesem Punkte recht behielten.

„Wissen Sie, das ist für mich eine sehr peinliche Aufgabe," meinte die Baronin seufzend. „Und wenn mir Uffeln nicht so nahe stände, ließ ich die Finger lieber davon."

Absichtlich schwieg sie jetzt. Maria Hoffmann sollte sie drängen. Aus der Art, wie das geschah, ließen sich Schlußfolgerungen ziehen.

Über Maria war eine Ruhe gekommen — eine eisige Ruhe. „Frau Baronin, sprechen Sie doch unge-

scheut! Ich weiß, Sie meinen es auch mit mir gut. Ich habe für Ehrlichkeit unbedingtes Verständnis."

Da faßte die Baronin nach Marias Hand. „Das war eine vernünftige, eine anständige Antwort! Und übelnehmen gibt es nicht — nicht wahr?"

„Nein!"

Die Baronin ließ die Hand Marias nicht los. „Ich weiß nicht, ob Sie das Leben in unseren Kreisen, bei der Gardekavallerie, beurteilen können. Ich glaube es nicht. Neben riesigem Reichtum — Sie brauchen nur einmal die Rangliste aufzuschlagen, Herzöge, Fürsten und Prinzen stehen da in Massen bei diesen Regimentern — finden Sie aber auch Herren von altem Adel, die nicht übermäßig mit Glücksgütern gesegnet sind, Namen, die sich auf den Schlachtfeldern wie im Hofdienst bewährt haben, deren Väter mit diesen stolzen Regimentern hinausgezogen sind gegen den Feind. Ja, du lieber Gott, das ist recht und gut. Es ist Tradition. Auf die hält ein anständiger Mensch. Nun aber kommt die Kehrseite der Medaille! Man lebt heute nicht mehr so einfach wie vor zweihundert, hundert, vor fünfzig Jahren. Heute ist ein Zehnmarkstück nicht mehr so viel wert wie vor fünfzig Jahren ein Taler! Was soll nun so ein Gardekavallerist machen? Er kann sich doch nicht zurückziehen! Er macht also Schulden. Und die läppern sich auf — rasend schnell! Sie glauben gar nicht, wie schnell, liebes Fräulein Hoffmann! Ein Gardekavallerieoffizier hat ja Kredit. Er wird ihm förmlich aufgedrängt. Alter Name, hervorragendes Regiment, die Herren meistens auch sehr elegant, von gutem Aussehen — also es hat keine Gefahr! Und wenn schon mal an dem einen verloren wird, da bekommen dafür die anderen eben ein bißchen mehr angekreidet. Die Geschäftsleute kommen auf

ihre Kosten. Denn eines Tages heiraten doch die Herren, die Schwestern reicher Kameraden — oder in die Hochfinanz hinein! Daß der Herr Schwiegerpapa einen Packen Schulden, meistens einen tüchtigen, zu bezahlen hat, damit rechnet er von allem Anfang an als eine selbstverständliche Voraussetzung! — In Einzelheiten möcht' ich mich nicht weiter verlieren. — Können Sie sich das vorstellen, mein liebes Fräulein Hoffmann?"

Die schloß die Augen. Nur ein Gedanke hatte vollkommen Besitz von ihr genommen: die Karten! War es denn überhaupt denkbar, daß die so deutlich alles verraten konnten? Und was hatte Frau Skodrowsky noch gesagt? Sehr glücklich würde sie werden! Das war der springende Punkt!

Die Augen riß sie auf und lächelte versonnen. „Frau Baronin, ich kann es mir vorstellen."

„Das hab' ich mir gedacht, daß Sie so vernünftig sein würden. Wollen Sie es auch weiter sein? Denn nun muß ich auch ehrlich über Sie selbst sprechen dürfen."

Sie wußte, was nun kommen würde — der „Berufswechsel". Das sah sie ohne weiteres ein, in den Kreisen der Herzöge, Fürsten und Prinzen hatte sie nichts zu suchen.

„Hab' ich in dem einen Punkt Verständnis gezeigt, warum sollte ich es nicht in dem anderen?"

„Gott, wie sind Sie vernünftig! Ihr Mann wird einmal ein leichtes Auskommen mit Ihnen haben. Und das verbürgt ein glückliches Leben. — Also hören Sie! Herr v. Uffeln hat gerade darüber sehr ausführlich mit mir gesprochen. Sagt er es selbst, klingt es ungeheuer peinlich. Und ich kenne auch angenehmere Dinge, als Ihnen das mitzuteilen. Nun, wir wollen es kurz machen. Er hat Sie so lieb, daß er seine glänzende

Uniform ausziehen will. Aber er will arbeiten. Den Prinzgemahl spielen, wär' ihm zu erbärmlich! — Würde es nicht möglich sein, daß Sie ein Gut kaufen? Er will sich einarbeiten, es bewirtschaften mit aller Pflichttreue. Und Sie, mein liebes Fräulein Hoffmann, hätten ihn dann ganz für sich!"

Da öffneten sich ihre vollen Lippen. Der Atem pfiff ihr durch die Zähne. Sie glaubte, ihr Herz könne zerspringen. — Da war ja das Glück, das große Glück! Der elegante Uffeln brauchte doch nur die Hand auszustrecken, die Hochfinanz hätte ihn mit offenen Armen aufgenommen! Und er zog die glänzende Uniform aus — ihretwegen! Nur ihretwegen!

Des Vaters Blut erwachte in ihr. Kerzengerade setzte sie sich in ihren Sessel. Jetzt ganz reiner Tisch. Jeden Augenblick konnte er ja kommen!

„Frau Baronin, wie viel braucht Herr v. Uffeln?"

„Ein rundes Sümmchen. Er muß auch noch etwas in der Hand behalten. Das wird ihm angenehm sein, denn seine einzige Angst ist, daß Sie ihn zum ‚Prinzgemahl' degradieren könnten. Also sagen wir: hunderttausend Mark!"

„Die Angst soll er nicht haben. Er bringt mir doch auch ein Opfer! Ich werde ihm hundertfünfzigtausend zur Verfügung stellen."

Da sprang die Baronin auf und drückte Maria an sich. „So edel — so gut! Ist doch ein Menschenkenner, der Teufelskerl, daß er Ihren Wert sofort erkannt hat! Lassen Sie sich küssen, Maria! So — und so! Und wie lieb Sie sich verraten haben! — Oh, oh, werden Sie doch nicht rot! Ich hatte solche Furcht vor heute nachmittag! Und nun — es war süß, einfach himmlisch! — Noch einen Kuß auf gute Freundschaft, Maria! Nun aber wollen wir Tee trinken und warten! Auf ihn! Er wird

nicht Durst haben auf das lapprige Zeug, sondern auf sein herziges Mädel!“

* * *

Das Dienstmädchen meldete Uffeln an. Keinen Wagen hatte man vorfahren hören, keine Klingel schrillen.

Die Baronin zuckte zusammen. Während sie saßen und warteten, war sie die Angst nicht losgeworden, im letzten Augenblick könne doch sich noch irgend etwas ereignen, das den ganzen Plan über den Haufen warf. Uffeln war so schrecklich aufgeregt gestern gewesen und sie hatte ihn durchschaut. Daß er sich in den Handel eingelassen hatte, empörte ihn. Aber er saß in der Falle, konnte sich nicht mehr rühren. Ekelhaft war es ihm sicher, hierher zu kommen. Und er mußte doch! —

In ähnlichen Lagen war die Baronin schon selbst ein paarmal gewesen. Heute war sie abgebrüht. Sie wußte: sind die ersten Schritte getan, hat man die Wechsel der Herren in der Tasche, dann dürfen sie nicht mehr mucksen!

Aber Uffeln betrachtete die Angelegenheit nicht rein geschäftlich. Sein Herz hatte wider Erwarten gesprochen. In solchem Zustande macht ein Mensch leicht Dummheiten. Sie hatte die Absicht gehabt, ihn abzufangen, erst einmal deutsch mit ihm unter vier Augen zu reden, sehr kurz und sehr bündig. Nun war's zu spät!

Die Gedanken zuckten blitzartig durch ihren Kopf. Sie sah Maria Hoffmann an. Die saß glutübergossen da, wagte es nicht, den Blick zu heben.

Sporen klirrten; Uffeln trat ein und schlug die Hacken zusammen. Zwei Rosensträuße trug er in der Hand.

Die Baronin verließ ihre Spannkraft nicht. Hoffentlich genügte ein warnender Blick, ein aufmunterndes Nicken.

„Da sind Sie ja! — Ah, zwei Rosensträuße! Sie sehen, Sie haben sich nicht verrechnet!"

Ganz dicht war sie vor ihn getreten, ihre Augen sprachen. Er verstand sie. Und doch zuckten seine Mundwinkel — geradezu höhnisch sah das aus.

Nun, zwanzigtausend Mark waren kein Pappenstiel für sie! Und wenn er erst verheiratet war, ging sie die Angelegenheit nichts mehr an. Dann mochten sich die beiden allein zurechtfinden!

Maria hatte sich auch erhoben. Sie sah Uffeln an und senkte die Augen verwirrt nieder, als er auf sie zutrat.

„Mein gnädigstes Fräulein! — Und vielen, vielen herzlichen Dank, daß Sie gekommen sind!"

So viel Innigkeit schwang durch seine Worte, daß ihr das Herz weit wurde. Sie wollte einen Scherz machen, aber ihre Lippen verzogen sich nur.

Da half die Baronin, wie sie es immer tat, mit einem lustigen Lachen. „Ich fühle mich wahrhaftig überflüssig hier! — Wollen Sie wieder da hinübergehen? Ja? — Es wird wohl das einzig richtige sein. — Keine Sorge um mich! Ich hab' einen ausgezeichneten Roman, riesig spannend, der wird mir die Zeit bis zum Abendessen vertreiben, denn vor Mitternacht laß ich Sie beide nicht wieder fort!"

Uffeln verbeugte sich vor Maria. „Wenn Ihnen der Vorschlag recht ist, mein gnädiges Fräulein —"

Stumm reichte sie ihm den Arm, wie im Traum ging sie dahin. Dunkelrote Rosen trug er in der Hand. Für sie! Für sie!

Und was dann kam? Gab es überhaupt ein solches

Glück? Der große, elegante Gardekavallerieoffizier liebte sie, die Maria Hoffmann?

Es war kein Zweifel! Sie hörte es an seiner Stimme, fühlte es aus jedem Blick!

Der schwere Vorhang fiel zurück. Er drückte ihr die Rosen in die Hand, sah ihr in die Augen. Ein stummes Werben war's.

„Maria!"

Ganz leise sprach er das Wort und mit einer Innigkeit, die ihr die Tränen in die Augen trieb.

„Maria!"

Seine Hand umfaßte ihre Schultern.

„Maria, ich hab' dich ehrlich lieb!"

Da sank sie an seine Brust, fühlte den stürmischen Schlag seines Herzens. Er sah auf sie nieder. Liebe und Schmach stritten einen harten Kampf in seinem Herzen. Wenn er jetzt beichtete, war das nicht Frevel? Frevel an dieser reinen Mädchenblüte? — Und doch wollten sich die Worte auf seine Zunge drängen. Er hatte es sich genau überlegt, wie er es ihr sagen wollte — schonend und doch ehrlich.

Aber da hob sie den Kopf und sah ihn selig an. Wartete auf seine Küsse.

Ein Beben ging durch seine Glieder, fester zog er sie an sich, ihre Lippen lagen aufeinander. Immer wieder! Immer wieder! Fest klammerten sich ihre Arme um seinen Hals. So fest, als sei er ihre Rettung.

Nein — jetzt nichts sagen! Die große Stunde kam schon noch! Wenn er erst bewiesen hatte, wie er sie liebte! — Jetzt nur Seligkeit — Seligkeit!

„Maria!"

Immer wieder legten sich seine Lippen auf die ihren, konnten sich nicht satt trinken an dieser Mädchenblüte. Wonneschauer jagten über die beiden — nur

ausdehnen diesen seligen Augenblick zu Minuten — zu Viertelstunden!

„Maria — wie hab' ich dich lieb! Wie hab' ich dich lieb!"

„Du! Du! O du! — Und ich kenne nicht einmal deinen Vornamen!"

„Helmut!"

Das übervolle Mädchenherz fand gleich einen Kosenamen.

„Heller — mein Heller!"

Stürmisch riß er sie an sich. Wie das klang! Wie lieb und süß und gut! An diesem Mädchenherzen war seine Heimat. Was scherte ihn der äußere Prunk? Eine Heimat hatte er gefunden! Oh, er wollte es ihr danken! — Heller — wie das klang! Nicht nur lieb und süß und gut — kampfesmutig klang es! Herrgott, was konnte die Liebe aus einem Manne machen! Der Schmutz würde von ihm abfallen! Er stand seinen Mann im Leben — und sie stand an seiner Seite!

Da zog er sie auf seinen Schoß. Den Arm legte Maria um seinen Hals, den Kopf auf sein Achselstück.

„Sitz still, Heller, ganz still! So ist's schön! Und ich kann dich ansehen. Grade und stark die Nase. Also — du hast Energie. Lange Wimpern und kleine Ohren. Nein, wie kann ein Mann nur so kleine Ohren haben! Und dein Mund, Gott, ist der süß, Heller! Die Stirn hoch und eckig. Ja, ja, Heller, du weißt, was du willst! — Oh, werde doch nicht ungeduldig! Ich bin noch lange nicht fertig! — In dem blonden Haar haben freilich die Mäuschen schon ein bißchen gehaust. Das kommt wohl von Südwestafrika?"

Da mußte er lachen. Und sie kicherte mit. Drückte den Kopf noch fester auf sein Achselstück.

„Oh, du sollst auch über deine Frau lachen. Alle

sieben Tage in der Woche. Noch, wenn du steinalt bist! — Heller, dreh deinen Kopf mal ein bißchen 'rum zu mir! Deine guten, lieben, blauen Augen will ich sehen!“

Er tat es und küßte sie gleich wieder. Jetzt in diese reinen Augen blicken — es war eine Qual! Das brachte er nicht fertig! Aber er würde es schon lernen — bald, bald!

„Bist du stürmisch, bist du süß, Heller! — Du, und morgen sprechen wir von der Zukunft, nicht heute! — Wenn du nur willst, dann geht alles Schlag auf Schlag!“

Uffeln bekam einen roten Kopf.

Da hing Maria schon wieder an seinem Halse. „Die Wolken scheuch' ich dir von der Stirne! Wir sind ja nun eins! Wir sind ja nun eins!“

Stumm zog er ihre Hände an seine Lippen.

„Nun — und mein Mund?“

Herrgott war dieses taufrische Mädel süß! Nur jetzt nicht an das Böse denken! An das reine, liebe, gute Mädel, das er in seinen Armen hielt! — Der große Tag kam schon — und wurde überwunden!

Die beiden fuhren auseinander, als die Baronin eine halbe Minute mit einer kleinen Schelle läutete und dann erst den Kopf durch den Vorhang steckte.

Ein warmes Gefühl wallte in Maria auf. Sie fiel ihr um den Hals. „Frau Baronin — Frau Baronin! Nein, wie glücklich bin ich!“

Fest zog sie das junge Mädchen an ihre Brust und sah mit einem vielsagenden Lächeln Uffeln an.

Der nagte an den Lippen und machte ein finsteres Gesicht.

Aber das störte die Baronin nicht weiter, sie lachte ihn aus, gab Maria voller Überschwang ein halbes

Dutzend Küsse und wünschte mit herzlichen Worten Glück. Dann aber legte sie sich Reserve auf. Uffeln hatte moralischen Katzenjammer, und wenn sie zu heftig Theater spielte, konnte ein Trauerspiel aus dem Schwank werden.

Die Männer waren doch zu komische Geschöpfe! Ein Weib war ganz anders, wenn es galt, mit diplomatischem Geschick Fäden zu ziehen. Das einmal Gewollte verfolgte ein Weib mit unerschütterlicher Kraft, hielt alle unnützen Gedanken von sich fern. Das begriffen die Männer, das „starke Geschlecht", so selten. —

Nach dem Abendbrot brannte Uffeln der Boden unter den Füßen.

Maria aber bettelte: „Noch ein ganz knappes Stündchen, Heller!"

„Wir sind doch morgen wieder hier, müssen jetzt Rücksicht auf die Frau Baronin nehmen!"

Die wehrte sehr geschickt ab. „Na, ein Stündchen noch, Herr v. Uffeln! Herrschaften, dann ist's aber wahrhaftig für heute genug! Das ging ja alles rasend geschwind!"

Er war wieder nett mit Maria. Sie merkte gar nicht, daß er schließlich recht ungeduldig wurde.

Als sie aber endlich im Automobil saßen, griff er nach ihrer Hand. „Maria, ich bitte dich, laß es morgen bei der Baronin zum letzten Male sein! Ich komm' doch tausendmal lieber zu dir!"

Da nickte sie. „Das sollst du auch. Von übermorgen an! Dann hab' ich mich mit meinem Onkel ausgesprochen."

Er öffnete ihren Handschuh, drückte stumm einen Kuß auf die innere Handfläche und setzte sie am Brandenburger Tor wieder in ein anderes Automobil.

Als Maria nach Hause kam, brannte noch Licht in

ihres Onkels Zimmer. Aber sie huschte gleich in ihr Schlafzimmer. Nur jetzt allein sein mit ihrem übervollen Herzen! Morgen war auch ein Tag. Und gleich in der Frühe sollte die große Schlacht geschlagen werden. Dazu würde sie alle ihre Kräfte brauchen.

* * *

Nachdem Onkel und Nichte gemeinschaftlich Kaffee am nächsten Morgen getrunken, sagte Maria: „Ich möchte dich bitten, Onkel, die Vermögensverwaltung von jetzt ab mir zu überlassen."

Ruhig antwortete der Rechnungsrat — er hatte ja schon seit einiger Zeit mit dieser Möglichkeit gerechnet —: „Eigentlich sollte ich es nicht. Ich hab' den Wunsch deines Vaters zu respektieren. Aber ich weiß, gesetzlich kann ich nichts dagegen tun. Sogar gezwungen kann ich werden, durch das Gericht, deinem Ansuchen nachzukommen."

„Du bist ja ausgezeichnet informiert!"

„Wie du soeben gehört hast — ja. Reden wir nicht weiter darüber. — Also in einigen Tagen werde ich dir die Bücher und Bankauszüge übergeben."

„Ich bitte dich, das lieber sofort zu tun."

Langsam hob der Rechnungsrat den Kopf und sah seine Nichte scharf an. „Ich will von dir Entlastung in aller Form haben. Da müssen alle Bücher abgeschlossen, alle Belege zur Hand sein. Das macht mir ein paar Tage Arbeit."

„Nun, die Entlastung erteile ich dir auf der Stelle, Onkel! Wenn du es haben willst, sogar schriftlich!"

„Selbstverständlich will ich es schriftlich haben! Ordnung muß sein. Aber ordnungsgemäß muß auch alles übergeben werden."

Nur jetzt Ruhe! sagte sich Maria, denn binnen drei

Stunden mußte sie über ihr Guthaben auf der Bank verfügen können. „Mit den Häusern — ich seh' das ja ein, bei all den kleinen Reparaturen und was sonst noch drum und dran hängt — dazu brauchst du Zeit. Aber was auf der Bank liegt, das macht dir doch keine Arbeit! Gib mir einfach das Scheckbuch heraus, ich hab' ja doch immer meinen Namen darunter setzen müssen, wenn wir etwas brauchten. Die Werte sind auf meinen Namen deponiert, gehören mir ja auch allein."

„Weshalb willst du denn das Scheckbuch haben, Maria?"

Sie tat gleichgültig. „Sagte ich dir's, so rempelten wir uns doch nur wieder an. Leider ist das in der letzten Zeit sehr häufig vorgekommen. In Zukunft möcht' ich das vermeiden. Laß es also vorläufig mit diesem Grunde genug sein!"

Der Rechnungsrat hatte sich schon längst seinen Vers gemacht. Also nun kam die Stunde! Er hatte nicht geglaubt, daß sie so rasch schlagen würde. „Ich werde gar nichts erwidern. Sag mir nur ruhig die volle Wahrheit, Maria! Du hast allerlei Pläne. Mangelt es dir an Vertrauen, die mir mitzuteilen?"

„Nein, Onkel, die sind bloß noch nicht ganz spruchreif. — Aber ich denke morgen."

„Und trotzdem brauchst du heute unbedingt das Scheckbuch?"

„Ja."

„Du, da kommt man auf allerlei Gedanken!"

„Die dir kein Mensch verwehrt. Über mein Vermögen aber hab' doch nur ich zu verfügen!"

Der Rechnungsrat sah seine Nichte lange an, dann holte er tief Atem, ging in sein Arbeitszimmer und entnahm seinem Schreibtisch das Scheckbuch. Lange

hielt er's in der Hand, sah nachdenklich auf das schmale Heft. Dann brachte er es seiner Nichte.

„Maria, als dein Vater seine Sache auf seinen Kopf und seine Hände setzte, da hat er schwerlich gewußt, was ein Scheckbuch ist. Ich habe auch nie eines besessen und werde auch keines besitzen. Es geht auch so. — Auch an rechtmäßig erworbenem Gelde kleben Sorge und Ärger und schlaflose Nächte, Maria! Anfangs hat es dein Vater talerweise auf die Bank getragen. Er hat mir's oft gesagt, wenn ich zu Besuch kam: Das Kind soll es einmal leicht im Leben haben! — Hunderttausend auf hunderttausend sammelten sich dann an, aber übermütig ist dein Vater nie geworden — ganz im Gegenteil, er ist der einfache, sparsame Mann geblieben. Und deshalb hat Segen auf seiner rechtschaffenen Arbeit geruht. — Ein Federstrich von dir, und Hunderttausende werden dir auf die Zahlbretter gelegt. — Wenn du also das Buch zur Hand nimmst, dann frag dich immer: Was würde mein Vater dazu sagen? — Ich will hoffen, bei dieser Frage kann dein Herz stets ruhig schlagen!"

Der Rechnungsrat nahm wieder am Frühstückstisch Platz. Nun würde seine Nichte wohl Worte finden.

Aber die legte die Stirn in Falten, schob das Scheckbuch zur Seite und griff nach der Zeitung.

Zehn Minuten wartete der alte Mann, dann erhob er sich mit einem Seufzer und ging in sein Arbeitszimmer.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen, stand Maria auf, nahm das Scheckbuch und verließ den Raum.

Als sie aber an ihrem Schreibtisch saß, war ihr's doch, als stände der Vater hinter ihr. Der hätte schön gebrummt und gewettert. Nun, er wie sein Bruder waren aus dem engen Rahmen nie herausgekommen.

Sie aber war nun hinausgetreten in die große Welt. Das war ja der Mutter Ehrgeiz gewesen. Die hatte dafür gesorgt, daß sie eine tadellose Erziehung genossen, hatte sie hungrig gemacht nach dem Tische der Höchsten. Und Hoffmannsches Blut verfolgte zäh seine Pläne.

Ruhig füllte sie den nächsten Scheck aus, setzte ihren Namen darunter, löste ihn aus dem Buch, faltete ihn säuberlich zusammen und steckte ihn in einen Umschlag. Heller sollte sehen, wie lieb sie ihn hatte. Taten beweisen, nicht Worte! Der herzige Heller, der sollte den Kopf ganz frei haben. Der vornehme Gardekavallerieoffizier sollte erkennen, daß nicht nur er zu opfern fähig war. Und bald begann ja nun ein Leben an seiner Seite, in seinen Armen!

Da lachte sie im stillen ihren alten, einfachen Onkel aus. Na ja, der hatte Frauenliebe wohl nie so recht zu kosten bekommen, vielleicht einmal schön getan mit einem kleinen Ladenmädchen, einer drallen Köchin, wie es die Gardefüsiliere machten, die in der Nähe lagen. Man sah sie ja abends an den Haustüren, Sonntags Arm in Arm mit ihren Schätzen.

* * *

Der Rechnungsrat war auch ein Hoffmann vom alten Schlage. Zäh und gewissenhaft. Aber er stak wirklich drinnen im engen Rahmen, hatte sich in dem immer wohl gefühlt und hatte immer getreulich erfüllt, was er seinem Bruder gelobt.

Da stand er nun an den Schranken! Wenn die seine Nichte nicht respektierte, er konnte nichts tun! — Oder doch? Sie vor einer Dummheit bewahren? — Ja, du lieber Gott, wie sollte er das? Sie sagte ja nichts! Und wenn sie erst redete, war es sicher zu spät!

Nachdenklich ging er in seinem Zimmer auf und ab, schüttelte immer wieder den Kopf. Ach was, jetzt durfte nicht mehr der Mund bloß gespitzt, jetzt mußte auch gepfiffen werden! Und wenn es der Generalagent falsch auslegte, konnte er's auch nicht ändern. Er hatte dann jedenfalls getan, was in seinen Kräften stand.

Da zog er sich an und verließ das Haus.

Im Privatbureau der Generalagentur schüttete er Herrn Meinhold sein Herz aus. Sehr gründlich tat er das.

„Hm — hm," brummte Meinhold von Zeit zu Zeit, unterbrach aber seinen Stammtischfreund nicht.

Erst als der geendet, kniff Herr Meinhold das rechte Auge zu. „Na, Herr Rat, verstehen Sie denn das nicht?"

„Sie meinen wegen des Scheckbuches?"

„Allerdings! Einfachste Sache von der Welt! Sie ist einem Hochstapler in die Hände gefallen!"

„Um Gottes willen!"

„Oh, das kommt in Berlin alle Tage vor! — Ja, warum haben Sie sich denn nicht einfach auf das Scheckbuch gesetzt, klaren Wein verlangt, und es nicht herausgerückt?"

„Gesetzlich —"

„Ach was — gesetzlich! Hätten Sie doch Ihre Nichte auf Herausgabe klagen lassen! Bis dahin wäre Zeit gewonnen worden. Und das ist sehr viel wert, wenn man's mit einem verliebten Mädel zu tun hat. — Gehen Sie jetzt nach Hause, und nehmen Sie Ihrer Nichte das Scheckbuch schleunigst wieder ab!"

„Sie gibt mir's nicht wieder! Da kenn' ich sie zu gut!"

„Dann weiß ich nur einen Weg. Und ganz sicher

ist der auch nicht: Sie nehmen einen Privatdetektiv. Ich kenne einen ganz ausgezeichneten, der schnüffelt alles heraus. — Und dann heißt es dem Mädel die Augen geöffnet, aber was noch besser wäre, man könnte den Kerl beim Kragen nehmen und ihn nach Moabit bringen."

„Herr Meinhold, tun Sie mir den Freundschaftsdienst und setzen Sie sich gleich mit dem Detektiv in Verbindung. Die Kosten trage ich selbstverständlich."

Meinhold wiegte den Kopf hin und her. „Ja freilich, das kostet eine Menge Geld! Na, darauf käm' es in diesem Falle wohl weniger an. Aber nach der dummen Geschichte mit meinem Christian — wie sieht das denn aus?"

„Ich binde es doch meiner Nichte nicht auf die Nase! Und wenn sie es später erfahren sollte, da hätte sie Ihnen und Herrn Christian doch nur dankbar zu sein!"

Meinhold rieb sich das Kinn und sagte schließlich: „Meinetwegen denn, Herr Rat! Aber nur aus purer Freundschaft für Sie steck' ich meine Hände in die Geschichte! Gehen Sie jetzt schleunigst nach Hause und sorgen Sie dafür, daß Ihre Nichte vor drei Stunden das Haus nicht verläßt. Und wenn sie Briefe schreibt: in vierundzwanzig Stunden kommen die auch noch früh genug zur Post — verstanden?"

„Ja, aber wenn sie nun schon —"

„Erwischen Sie nur erst das Scheckbuch! Dann werden wir weiter sehen. Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird! Ja, ja, kommen die Mädels erst in das heiratsfähige Alter, da heißt es die Ohren steif halten! Ich könnte Ihnen auch ein Liedchen vorsingen, von meiner Ältesten!"

Wenigstens etwas beruhigt kehrte der Rechnungsrat nach Hause zurück. Seine Nichte war noch da, und die

Mädchen hatten keinen Brief zur Besorgung erhalten. —

Meinhold aber hatte eine Aussprache mit seinem Sohne Christian. „Vielleicht läßt sich doch alles wieder einrenken! Zwei Millionen sind schon einiger Mühe wert! Und du kannst zeigen, daß du ein tüchtiger Kerl bist — das imponiert den Mädels immer!"

Darauf setzte sich Christian telephonisch mit dem Kriminalwachtmeister a. D. Wackernagel in Verbindung.

Eine halbe Stunde später sprach der im Bureau vor und erhielt seine Instruktionen.

* * *

Am Nachmittag erst ging Maria aus, hielt auf der Straße das erste leere Automobil an und fuhr hinaus zur Baronin Lehrburg.

Ihr Heller war schon da. Er küßte ihr die Hand, etwas förmlich, aber sie fand es in der Ordnung, denn die Baronin stand ja hinter ihm.

Von der bekam Maria einen Kuß. „Ja, ja, liebes Fräulein Hoffmann, des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zuteil! Das heißt, solange er nicht sein eigener Herr ist! Denken Sie, der glückliche Bräutigam muß heute abend eine Abfütterung mitmachen bei seinem Kommandeur! Da darf er nicht absagen; denn Vorgesetzte sind sehr empfindlich! Na, was tut's? Da heißt's eben die Stunden nützen! Die Plauderecke da drüben wartet auf zwei verliebte Menschenkinder."

Maria wurde verlegen. „Frau Baronin, da wären wir doch schmähliche Egoisten!"

„O bitte — Verlobte sind das naturgemäß. Und das ist nur in der Ordnung."

Uffeln hatte sich erhoben und nickte Maria zu. Da hing sie schon lachend an seinem Arm — und nachdem der dicke Vorhang zurückgefallen war, an seinem Mund.

„Heller — mein Heller! — Ach, es ist ja dumm, daß du heute abend zu deinem Kommandeur mußt, aber das ist doch zu ertragen! Mach also kein böses Gesicht, Heller — bitte, bitte!"

Da zog er sie auf seinen Schoß. „Maria, ich hab' geschnurrt! — Ja, wie drück' ich's nur aus? — Hab Geduld mit mir und glaub an meine Liebe! — Aber das Zusammentreffen hier bei der Baronin wird mir lästig!"

„Oh, das verstehe ich. Morgen kommst du zu mir. Machst meinem Onkel deinen Besuch — ich hab' ihm schon ein paar Andeutungen gemacht. — Natürlich wollte er genauere Auskunft haben. Da hab' ich ihn aber zappeln lassen. Nun brummt er — tüchtig sogar! — Herziger Heller, wie mag es dir vorkommen, wenn du einen einfachen Rechnungsrat um die Hand seiner Nichte bitten sollst? Es ist aber Formsache, und du wirst die Form wahren — nicht wahr?"

Er zog Maria dicht an sich und suchte nach Worten. Er hatte herausgehört, daß es einen Tanz mit dem Onkel gegeben hatte. Und er saß da mit seinen Schulden — neben seiner Braut, die er von Herzen lieb hatte! — Vorhin hatte ihm die Baronin gehörig die Leviten gelesen. „Was wollen Sie eigentlich, Herr v. Uffeln?" hatte sie zu ihm gesagt. „Wer so in der Tinte sitzt, sollte mir gegenüber doch nicht so ein Gesicht aufsetzen, wie Sie es zu tun belieben! — Was wär' denn aus Ihnen geworden? Und zu den rührseligen Naturen gehör' ich nicht mehr. Säß' ich sonst hier in meiner kleinen Villa? Ich müßte wahrscheinlich als Hausdame mir mein Brot verdienen oder in ähnlicher Stellung als

fünftes Rad am Wagen. Nein, da stift' ich schon lieber Ehen und verdiene dabei! Ordentlich, Herr v. Uffeln! Denn wenn ich genug für mich und meine beiden Mädels zusammengescharrt habe, mach' ich Schluß. Hoffentlich recht bald! Dann ziehe ich in eine kleine Residenz, führe dort meine Töchter auf die Bälle — sie werden standesgemäß heiraten, und ich hab' mir einen Lebensabend zurechtgezimmert, wie ich ihn mir wünsche. Man setzt elegant über einen Graben, wenn es auch aus dem übel duftet. Ist man hinüber, sieht man sich nicht mehr um." Ja, gewiß — sie hatte recht. Nicht mehr sich umzusehen brauchen — wer das könnte! Ihm war's nicht gegeben.

„Das ist's ja — die ganze Situation bedrückt mich! Sie muß ein Ende nehmen! Natürlich halte ich in aller Form um dich bei deinem Onkel an! — Weißt du, ich möchte aber vorläufig nicht, daß dein Onkel die näheren Umstände erfährt, wie wir uns kennen gelernt haben."

Maria begriff das nicht. Aber sie machte sich nicht viel Gedanken — wenn es Heller so wollte, war's recht so. Nur erst einmal die leidigen Schulden aus der Welt geschafft! Die waren es, die ihn so arg bedrückten!

Sie griff nach der Handtasche, die auf dem Tische lag, und händigte ihm den Scheck im geschlossenen Umschlag aus. „Da, Heller! Steck's ein! — Nein, nein — nicht öffnen!"

„Warum denn nicht? Hast wohl gar ein Gedicht auf mich verbrochen? — Du, das wär' eigentlich meine Sache! Aber so etwas liegt mir nicht."

Maria wurde über und über rot und barg ihren Kopf an seiner Brust. „Heller, laß doch!"

Aber der hatte den Scheck schon entfaltet und schüttelte den Kopf. „Nein, du Liebe, Gute! Ich danke dir

gewiß von Herzen, aber damit wollen wir warten, bis ich bei deinem Onkel gewesen bin!“

„Ach, Heller, der ist ein so einfacher Mann! Der fällt auf den Rücken, wenn du ihm sagst, daß du einen solchen Haufen Schulden hast! Woher soll der's auch verstehen? — Ich versteh's ja selbst noch nicht, daß du mich so lieb hast!“

Uffeln konnte eine Zeitlang gar nichts sagen. Wenn er doch erst aus diesem Sumpf heraus wäre! — Wahrhaftig, die Kuppelei brachte ein schönes Geld ein! — Und da auf seinem Schoße saß seine Braut, die er von Herzen lieb hatte! Die wollte er nicht verlieren! Nur das nicht! Nur das nicht!

Da legte er den Scheck wieder in ihre Tasche, drückte den Verschluß zu und gab Maria einen langen Kuß.

Sie fühlte, wie lieb er sie hatte. Sie schlang die Arme um ihn.

So saßen sie stumm. Dann sprang sie auf, legte ihre Hände auf seine Schultern und sah ihn fest an.

„Du mußt nicht glauben, ich hätte kein Verständnis für deine Handlungsweise, Heller! — Weiß ich doch, wie lieb du mich hast! Und ich will dir's vergelten! — Komm! Gehen wir jetzt! Ich werde heute abend mit meinem Onkel sprechen. — Wann wirst du morgen kommen?“

„Kurz nach zwölf Uhr, Maria.“

Sie gingen zur Baronin hinaus.

„Schon fortgehen? Aber das tut mir leid.“

Sie waren beide froh, als sie vor dem Hause standen.

„Bummeln wir langsam der Stadt zu, Maria! Ist dir's recht?“

„An deiner Seite, Heller!“ erwiderte sie mit blitzenden Augen.

Was waren all die Unannehmlichkeiten, die die nächsten Tage bringen würden gegen das Glück, bald mit

ihm ganz vereinigt zu sein? Eine Kleinigkeit! Sie hatten sich ja so lieb! Und Geld war ja vorhanden in Hülle und Fülle!

Hier draußen lag der Schnee hoch, die Dämmerung war schon hereingebrochen. Ab und zu drückten sie sich einmal herzhaft die Hand und sahen sich an.

Sie sahen nicht rückwärts, sahen nicht den Mann, dem ein grauer Vollbart lang auf den Havelock herunterwallte, sahen nicht das Automobil, das hundert Meter langsam hinter dem Manne herfuhr. Sie gingen ja Schulter an Schulter — selig, daß sie sich so nahe waren.

Bis zur Halenseer Brücke gingen sie. Dort bestiegen sie ein Automobil. Heller brachte Maria wieder bis zum Brandenburger Tor.

„Was machst du heute abend?“ fragte sie.

„Ich sitz' zu Hause und denk' an dich. — Die Ohren werden mir klingen, während du um mich kämpfst.“

Sie lachte. „Ach du! Stell dir das nicht so schlimm vor! Ich bin doch mündig und unabhängig!“

Da sah er sie fest an. „Ich möchte aber in Frieden mit deinem Onkel leben, Maria!“

Es war sein ehrlicher Wunsch, sie hörte es heraus.

„Das sollst du — dafür werd' ich sorgen! Hab du nur Vertrauen zu mir! — Ich geh' von hier zu Fuß nach Hause. Jetzt sitzt mein Onkel doch noch beim Dämmerschoppen. Die frische Luft tut mir gut. — Leb wohl, Heller! Auf morgen! Auf morgen! Wie ich mich freue!“

Noch ein Nicken, und sie ging.

Helmut v. Uffeln schlenderte langsam die Linden hinab nach Hause. Der Mann im Havelock schritt dicht hinter ihm her.

* * *

Maria wartete lange auf ihren Onkel. Es wurde acht, es wurde neun Uhr — er kam nicht. Sie fragte die Mädchen, ob er etwas gesagt, daß er vielleicht länger wegbleiben würde. Sie konnten sich nicht erinnern.

Da aß sie zu Abend, blieb noch auf bis Mitternacht, dann legte sie sich zu Bett. Sie fand keinen Schlaf. Endlich, gegen halb zwei, hörte sie, wie er die Korridortür aufschloß.

Nun, morgen früh mußte sie ihm beibringen, daß Heller kam, um sie anzuhalten. Da kicherte sie vor sich hin. Augen würde er machen — Augen! Und den Mund aufsperren, wenn der elegante Heller seine Schulden beichtete!

Sie bereitete ihn natürlich vor, damit die dumme Geschichte, wie sich's gehörte, mit einer Handbewegung erledigt war. Und der Onkel Konrad hatte natürlich Respekt als ehemaliger Unteroffizier vor einem Offizier des Gardejägerregiments zu Pferde.

Auch die Nachbarschaft würde Augen machen — und Christian Meinhold! Bei diesem Gedanken wurde ihr besonders wohlig zumute, und dann schlief sie endlich ein. —

Als Maria am nächsten Morgen das Eßzimmer betrat, stockte ihr Schritt. Der Onkel saß am Frühstückstisch, ganz zusammengesunken, dicke Tränensäcke unter den Augen.

„Bist du nicht wohl, Onkel?"

„Doch, Maria. Na, wir sprechen nachher darüber."

„Ich wollte dich auch um eine Unterredung bitten."

„Da decken sich ja unsere Wünsche."

Sie ließ sich zunächst das Frühstück schmecken. Der Onkel aß fast nichts. Sie nötigte ihn, er schüttelte nur den Kopf. Er sah seine Nichte gar nicht an. Die Lippen hielt er zusammengekniffen und wartete.

Endlich war sie fertig. Da sagte er mit müder Stimme: „Wir gehen wohl besser in mein Zimmer, dort sind wir ungestörter. Das Mädchen wird hier bald abräumen."

Maria erhob sich sofort. Er ließ sie vorangehen. Sie setzte sich in die Sofaecke. Er ging mit gesenktem Kopf im Zimmer auf und ab.

„Also, Onkel, heute kann ich dir sagen, wie die Dinge liegen."

Er winkte mit der Hand ab. „Ich weiß. Du hast dich — verlobt. Mit einem Oberleutnant v. Uffeln von den Gardejägern zu Pferde. Gestern warst du mit ihm zusammen bei einer Baronin Lehrburg im Grunewald."

Nur einen Augenblick wunderte sie sich, denn als Großstädterin reimte sie sich sofort zusammen, auf welche Weise das ihr Onkel erfahren haben könnte. „Du hast ganz recht. Ich wollte es dir eben sagen. Den Detektiv hättest du dir sparen können. Herr v. Uffeln kommt heute zu dir, um in aller Form um mich anzuhalten. — Du siehst, Onkel, Geheimnisse wollte ich nicht vor dir haben. Aber alles im Leben muß doch erst spruchreif werden."

Da lachte der alte Rechnungsrat höhnisch auf. „Freilich — das mußte sogar sehr schnell ‚spruchreif' werden! Denn dieser Herr v. Uffeln steht vor dem Zusammenbruch. Du sollst sein Rettungsanker sein! — Kind, Kind, für so — unklug hätt' ich dich wirklich nicht gehalten!"

Da spannte sich jeder Zug in Marias Gesicht. „Ich weiß es besser. Er hat mich ehrlich lieb!"

„Wenn er dir das weisgemacht hat, dann ist er ein ganz gemeiner Kerl!"

„Onkel!"



Sie war aufgestanden, ihre Augen sprühten.

Der Rechnungsrat blieb ganz ruhig. „Du magst in vielem klüger sein als ich, Maria. Im Militär finde ich mich aber besser zurecht. Wenn ein bescheidener Infanterieleutnant aus der Provinz dir das gesagt hätte — na, dann wär' es immerhin möglich gewesen. Aber so ein hochnäsiger Herr von der Gardekavallerie! Nein, mein liebes Kind, dann steht dem das Wasser bis an den Hals 'ran! — Und wenn du es nicht glauben willst, ich kann dir sogar den Beweis erbringen, daß bei ihm schon gepfändet worden ist. Und versteigert werden seine Sachen, wenn er nicht schleunigst irgendwoher Geld bekommt — und zwar einen recht hohen Posten! — Erfährt aber sein Kommandeur, wie es um ihn steht — und an den wenden sich seine Gläubiger, wenn sie nicht befriedigt werden — oder kommt es gar zur Versteigerung, kriegt er schleunigst den Abschied und liegt auf der Straße."

Da schlug Maria doch das Herz bis zum Hals hinauf. „Daß es so schlimm um ihn steht, wußte ich allerdings nicht — und glaub' es auch nicht! — Aber wenn's schon so wäre, was hat das mit unserer Liebe zu tun?"

„Unsere Liebe? Ha — ha!"

„Lach nicht, Onkel! Warte ab, lern ihn erst kennen!"

„Ich bin nicht begierig darauf. Aber aus dem Wege geh' ich ihm auch nicht. — Ja, nun sag mir bloß, wie kommst du zu der Bekanntschaft mit der Baronin Lehrburg? Das ist so ziemlich der einzige Punkt, über den ich noch nicht klar sehe. Aber ich werde schon noch dahinterkommen."

„Dann komm dahinter! Das ist augenblicklich wirklich ganz nebensächlich! Jetzt handelt es sich um Herrn v. Uffeln. — Er hat Schulden, hohe sogar, an hunderttausend Mark!"

Der Rechnungsrat mußte sich setzen. „Na drum! Na drum! — Da heißt's freilich schnell zugegriffen, was sich gerade bietet! — Allerhand Achtung! Dieser Uffeln hat eine feine Nase! Denn du bist reich, hast keine Eltern mehr, die dir die Flügel beschneiden könnten! Der alte Onkel Rechnungsrat wird mit einem hochnäsigen Achselzucken an die Wand gedrückt — die einfachste Sache von der Welt!"

Da riß Maria ihre Handtasche auf. „Da ist ein Scheck. Er sollte ihn gestern nehmen, um den Kopf frei zu bekommen! Er hat ihn nicht genommen, trotzdem er, wie du meinst, in einer verzweifelten Lage ist! Das bindet mich nur noch fester an ihn, wenn das überhaupt möglich ist! — Nein, erst wollte er sich dir vorstellen, ehrlich mit dir reden! Handelt so ein Schuft?"

Der Rechnungsrat lachte laut auf. „Bravo! Klug von ihm — sehr klug! — Dann kann er später sagen: Was wollt ihr denn? Hab' ich ohne weiteres das viele Geld genommen? Ist mir nicht im Traume eingefallen. Erst hab' ich gebeichtet. Ihr habt mir's ja förmlich aufgedrängt!"

„Wenn du ihn kennst, wirst du so etwas nicht mehr sagen."

„Reg dich nicht so auf, Maria! Wir müssen uns doch aussprechen! Offen und ehrlich! Du kannst dann tun, was du willst. Ich will nur mein Gewissen reinhalten, so weit es in menschlichen Kräften steht, den letzten Willen deines Vaters getreulich erfüllen. Der soll also gespart und gedarbt haben, damit irgend ein Tunichtgut sein Vermögen verprassen, sein einziges Kind unglücklich machen kann?"

„Das wird Uffeln nicht tun — verlaß dich drauf!"

„Ja, ja, die eleganten Gardekavallerieoffiziere verstehen sich aufs Wortedrechseln!"

„Gar nicht versteht er sich drauf!"

„Kann er diesen Anschein erwecken — um so schlimmer! Dann ist er gerissen für sieben! — Übrigens dachte ich mir so ungefähr gestern die Sache schon, als du durchaus dein Scheckbuch haben wolltest! — Und hab' ich vorhin recht gehört, sprachst du von annähernd hunderttausend Mark Schulden! — Hunderttausend!"

Maria trumpfte auf. „Da, lies! Ich hab' ihm sogar fünfzigtausend Mark mehr zur Verfügung gestellt. Er soll etwas in seinen Händen behalten, über das er frei verfügen kann."

Der Rat schlug die Hände zusammen. „Fünfzigtausend Mark nennst du ‚etwas'! Er wird seine Schulden sowieso schon ordentlich nach oben abgerundet haben! — Fünfzigtausend Mark! — Ein Vermögen, Kind! Na, das kann gut werden, wenn ihr beide zusammen wirtschaftet!"

„Wir werden sogar sehr vernünftig sein. Alles ist schon besprochen! Er nimmt den Abschied —"

„Natürlich! Es bleibt ihm ja gar nichts anderes übrig!"

„Höhne doch nicht fortwährend, Onkel! Ich denke, wir wollen uns in Ruhe aussprechen? — Ich kaufe ein Gut, und er wird's bewirtschaften — mit aller Pflichttreue!"

„So, so! Also den Großgrundbesitzer will er spielen? Natürlich in einer feudalen Ecke! — Na, da bereite dich mal immer auf recht einsame Abende vor, denn der Herr v. Uffeln wird sich sehr gut mit seinen Nachbarn und Standesgenossen amüsieren."

Maria zitterte am ganzen Körper vor Erregung. „Mit solchen Redensarten kommen wir nicht weiter! Uffeln will arbeiten — und er soll! — Wir haben uns lieb, sind uns genug! — Du wirst's erleben!"

„Ja, was soll ich da noch viel reden? Du rennst direkt in dein Unglück. Vielleicht erleb' ich den Zusammenbruch noch. Länger als ein paar Jahre dauert die Herrlichkeit ja doch nicht. Na, und da möcht' ich wenigstens, daß dir der Weg zu mir zurück nicht verbaut ist. Also, ich werde Herrn v. Usseln empfangen. Was er mir zu sagen hat, ist mir gleichgültig. Aber ich werde ihn ruhig anhören. — Und nun laß mich, bitte, allein, Kind, die letzten vierundzwanzig Stunden haben mich furchtbar mitgenommen!"

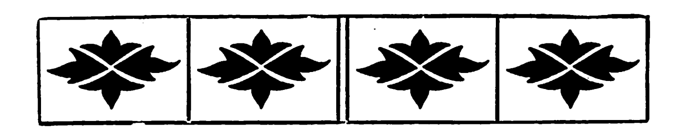
Das sah sie. Das Herz wurde ihr weit. Onkelchen machte keine Schwierigkeiten mehr! Der hielt sein Wort — unbedingt! — Nun war's an Heller, zu beweisen, was an ihm war!

Und er würde es beweisen! Zweifel war Frevel!

Da schritt sie auf ihren Onkel zu und drückte einen Kuß auf seine Stirn. „Wir sind beide Hoffmanns! Und eine Hoffmann werde ich auch als Frau v. Usseln bleiben! Verlaß dich drauf! — Und ich beweis' das auch jetzt, denn ich stecke nicht den Kopf in den Sand, sondern räum' die Hindernisse weg mit fester Hand, die auf dem Wege liegen, damit ein neues Leben für den beginnen kann, den ich liebhabe. Wenn es sein muß, greif' ich auch zu, daß die Funken sprühen! Paß du nur auf!"

(Fortsetzung folgt.)





Das Säuglingsheim in Weißensee.

Von Dr. Fr. Parkner.

Mit 7 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Man hat unsere Zeit das Jahrhundert des Kindes genannt. Mag diese Bezeichnung nach der Erforschung der kindlichen Seelenregungen und der individuellen Erziehung hin vielleicht anfechtbar sein, so besteht sie zweifellos zu Recht nach der Seite hin, die den Kinderschutz umfaßt. Kleinkinderbewahranstalten, Kinderhorte, Warteschulen, Kindergärten, Kindervolksküchen, Kinderheilstätten, Ferienkolonien — sie alle zielen im Verein mit einer Gesetzgebung, die die gewerbliche Beschäftigung der Kinder im mildernden Sinn zu regeln trachtet, darauf ab, der körperlichen und geistigen Entwicklung des Kindes einen förderlichen Schutz angedeihen zu lassen.

Zu diesen lobenswerten Bestrebungen hat sich in letzter Zeit noch eine neue gesellt, die sich die wichtige Aufgabe gestellt hat, im besonderen den Säuglingsschutz wirksam zu erweitern und auszugestalten.

Ihren Anstoß erhielt diese Bewegung von der erschrecklichen Höhe der Säuglingssterblichkeit. Nach den statistischen Erhebungen starben vor Ablauf des ersten Lebensjahres von 100 Lebendgeborenen beispielsweise in Hessen 14,9, in Elsaß-Lothringen 17,2, in Mecklenburg-Schwerin 19,4, in Preußen 20, in Baden 20,5, im Deutschen Reich 20,7, in Württemberg 22,1,

in Bayern 23,9 und in Sachsen 25,7 Kinder. Außerdem wurde festgestellt, daß die Säuglingssterblichkeit im ersten Monat nach der Geburt den größten Prozentsatz erreicht und von da ab allmählich sinkt. Von 23 088 in Berlin geborenen und im ersten Lebensjahr verstorbenen Kindern entfielen auf den ersten Monat nicht weniger als 6847, also fast 30 Prozent der Gesamtzahl.

Am gefährlichsten sind für die Säuglinge, da die Milch als ihre Hauptnahrung durch die sommerliche Hitze leicht den Verdauungsapparat schädigende Zersetzungen erleidet, die Monate Juli und August. In den 287 größten Orten Deutschlands kamen in einem Berichtsjahre von 22 957 verstorbenen Kindern des ersten Lebensjahres 14 632 auf die Monate Juli und August, während für die übrigen zehn Monate nur 8325 Todesfälle berechnet wurden.

Unter den Todesursachen nehmen Störungen der Verdauungstätigkeit die erste Stelle ein. Unter den bereits erwähnten 23 088 Säuglingen Berlins starben an Brechdurchfall, Magenkatarrh und Magendarmkatarrh 9519, an Lebensschwäche 4757 und an Krämpfen 1475.

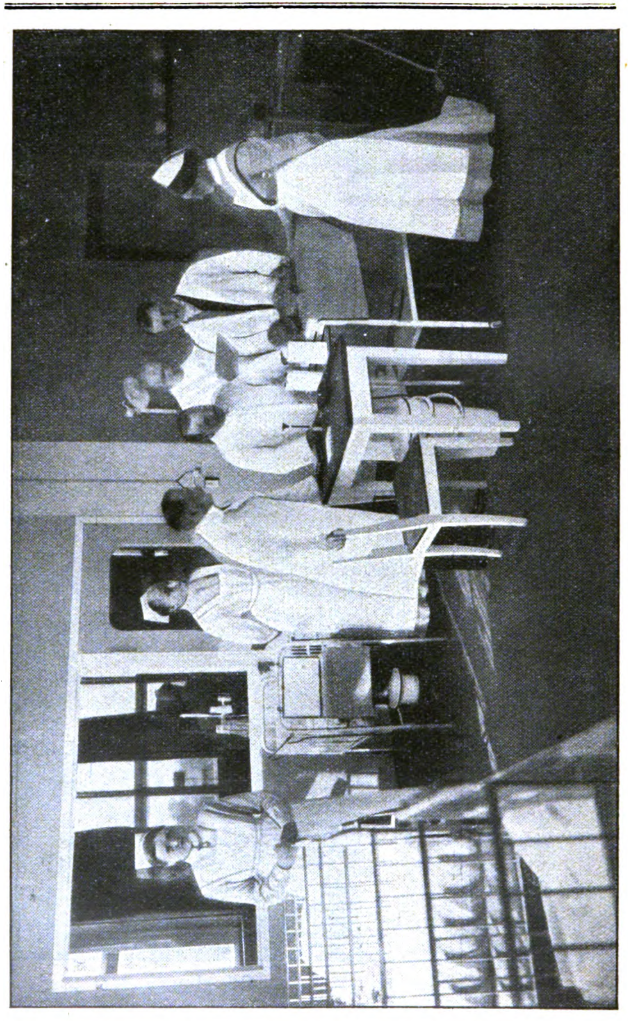
Derartige Erfahrungen waren es, die dazu antrieben, der Säuglingssterblichkeit Einhalt zu tun durch eine zielbewußte Stärkung des Säuglingsschutzes. Zu den zu diesem Zweck getroffenen Maßregeln gehört die Errichtung von Krippen. In diese Wohlfahrtsanstalten werden die Kinder den Tag über oder auch nur stundenweise gebracht und hier sachgemäß gepflegt, während die Mütter ihrem Erwerb nachgehen können.

Ein anderer Weg wurde eingeschlagen durch die Eröffnung von Milchküchen. In diesen von den Gemeinden unterstützten Milchküchen können die Mütter einwandfreie Milch in trinkfertigen Portionen zu einem



Blick in einen Korridor des Säuglingsheims.

geringen Preis einkaufen. Ein entstehendes Defizit wird durch Zuschüsse der Gemeinde gedeckt.



Ein Krankenzimmer.

Der neueste und umfassendste Fortschritt zu einer wohldurchdachten Pflege der Kinder in gesunden und



Haltung des Kindes beim Einlegen in das Bad.

kranken Tagen ist die Erbauung von Säuglingsheimen, wie ein solches unlängst in mustergültiger Weise in Weißensee ins Leben gerufen worden ist.

Dieses Heim besteht aus einem Säuglingskrankenhaus, einer Milchkuranstalt mit eigener Milchwirtschaft

und einer Säuglingsfürsorge. Außerdem werden in ihr Lehrkurse zur Ausbildung von Säuglingspflegerinnen abgehalten.

Das im ländlichen Stil gehaltene Gebäude, vor dem

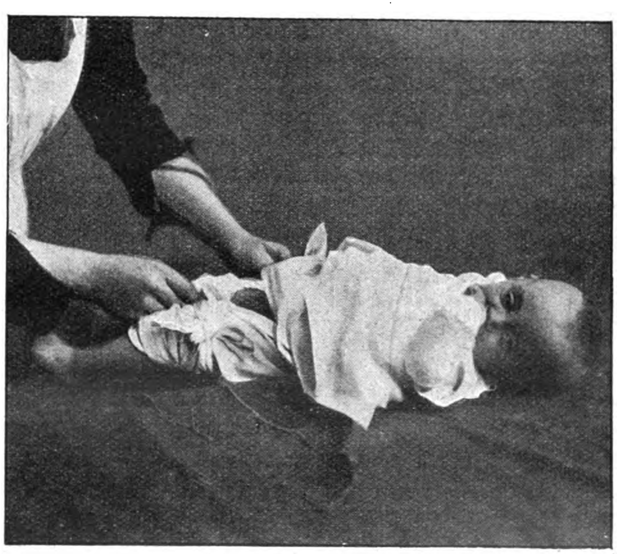


Bekleidung nach dem Bade.

sich weite Rasenflächen hinziehen, erweckt mit seinem runden, turmartigen Vorbau, seinen Satteldächern und seinen hohen, lichten Fenstern einen äußerst gefälligen Eindruck. Noch wohltuender aber wird der Besucher berührt, wenn er das Innere betritt und hier höchste gesundheitliche Zweckmäßigkeit mit künstlerischem Geschmack vereinigt findet. Wahre Schmuckkästen sind beispielsweise die Korridore, von denen die Türen zu den einzelnen Abteilungen abgehen. In hellen Farben

gehalten, sind die Plafonds durch anmutige Malereien belebt, und sogar an Blumenschmuck fehlt es nicht. Eine zierliche Vignette umrahmt die Nummer einer jeden Krankenstube. In die Korridorwände sind die Wäscheschränke eingelassen. Durch eine Glastür kann man alle die netten Sächelchen bewundern. Sie können von den Krankenzimmern aus den Schränken entnommen werden, so daß das Bedienungspersonal die Krankenstuben nicht zu betreten braucht.

Wird ein krankes Kind in die Anstalt gebracht, so



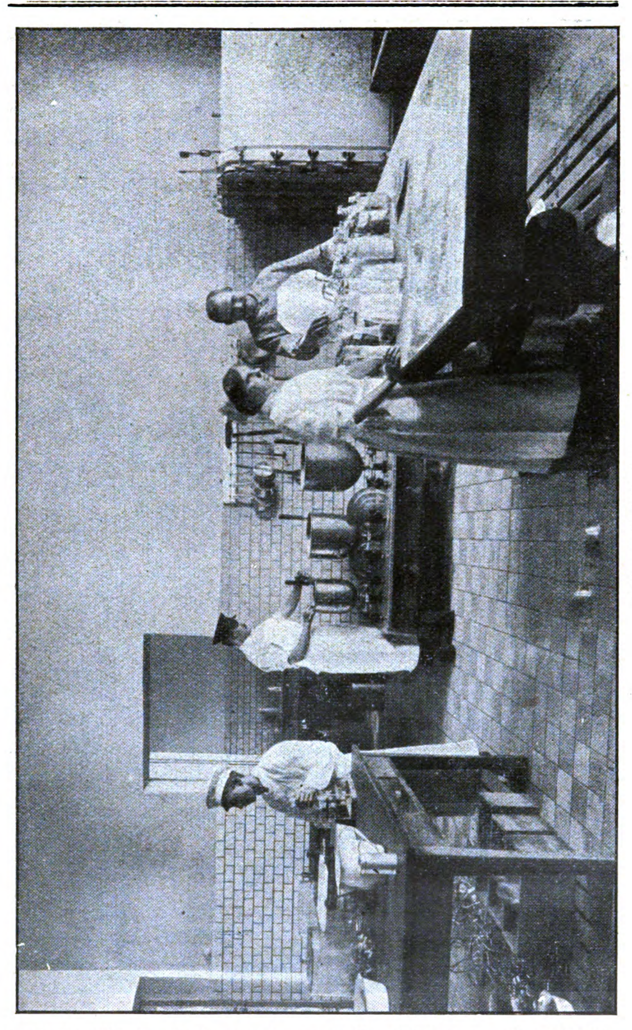
Binden der Windeln bei Babys über 1/2 Jahr.

erfolgt im Aufnahmezimmer durch einen der Ärzte eine genaue Untersuchung und Protokollierung des Befundes. Je nach der Krankheit, ob ansteckend oder nicht, wird der kleine Kranke dem betreffenden Krankenzimmer zugeteilt.

In jedem der Krankenzimmer, die einer Reihe von Pflegerinnen unterstehen, herrscht peinlichste Sauberkeit. Alles, was dazu dienen könnte, Staub zu entwickeln oder ihn festzuhalten, ist bei der Einrichtung vermieden worden, so daß die gründliche Reinigung in kurzer Zeit ausgeführt werden kann. Je zwei Krankenzimmer sind durch Glaswände von einem gemeinsamen Baderaum getrennt. Bei dem täglichen Rundgang durch den Leiter der Anstalt und seine Assistenten wird das Befinden der Säuglinge eingehend geprüft und der Pflegerin die angemessene Behandlung und Pflege ihres Schützlings aufgetragen.

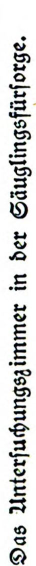
Die Verabreichung der Reinigungsbäder geschieht in streng vorgeschriebener Weise sowohl nach Temperatur als auch nach der Dauer. Die Pflegerinnen sind von den Ärzten darin geschult, wie sie die Kinder beim Einlegen in das Bad zu halten haben, wie diese mit den Hemdchen zu bekleiden sind und wie sie mit den Windeln umwickelt werden müssen, so daß sie ihren Zweck erfüllen, dabei aber nicht den kindlichen Körper beengen und durch Druck belästigen.

Wie schon erwähnt, besitzt die Anstalt eine Milchkurabteilung mit eigener Milchwirtschaft. Bei der Bedeutung der Milch für die Ernährung der Kinder ist diese Einrichtung von höchstem Wert. Die Kühe, die gehalten werden, sind sorgfältig auf Perlsucht untersucht, damit nicht etwa durch Bazillen die Tuberkulose auf die Kinder übertragen werden kann. Von Zeit zu Zeit wird den Kühen ein Bad verabfolgt, indem sie abgespritzt werden. Ebenso wird das Euter auf das sorgfältigste gereinigt, da sich hier leicht Bakterien ansiedeln, die als Erreger der Sommerdiarrhöe der Säuglinge und der Darmentzündung anzusehen sind. Das Melkpersonal muß sich der größten Sauberkeit befleißigen,



Die Milchküche.

und die Melkgefäße werden zur Verhinderung der Milch-säuregärung bei 150 bis 160 Grad Celsius sterilisiert.



Das Untersuchungszimmer in der Säuglingsfürsorge.

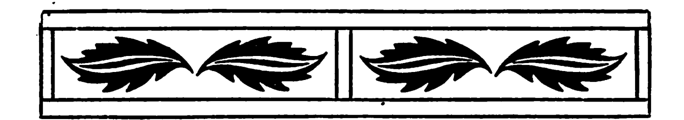
In der Milchküche läßt man die Milch zur Abscheidung etwaiger Verunreinigungen, die trotz aller Vorsicht beim

Melken in die Milch geraten sein könnten, durch Milchreiniger mit eingelegtem sterilisierten Wattefilter fließen und kühlt sie dann durch den Milchkühler unter Verwendung von Sole auf 2 bis 5 Grad Celsius ab. Die gekühlte Milch wird in sterilisierte Flaschen gegossen und luftdicht verschlossen. Diejenigen Flaschen, die nach außen hin abgegeben werden, werden plombiert. In der Milchküche erfolgt außerdem die Zubereitung der übrigen Kindernährmittel.

Die angegliederte Kinderfürsorge hat den Zweck, ratbedürftige Mütter in der Behandlung ihrer Lieblinge zu unterstützen. Es werden dreimal wöchentlich Sprechstunden abgehalten, zu denen sich die Mütter mit ihren Kindern einfinden. Über jedes zum ersten Male vorgezeigte Kind wird eine Untersuchungskarte angelegt. Sie ist bei den weiteren Besuchen mitzubringen, so daß sich die Ärzte über inzwischen eingetretene Veränderungen leicht unterrichten können. Gleichzeitig werden den Müttern die entsprechenden Ratschläge für die erforderliche Behandlung der Kinder erteilt, deren Ergebnis bei der nächsten Untersuchung auf die sachgemäße Ausführung hin geprüft wird.

In der Pflegerinnenschule endlich werden die jungen Damen, die sich der Säuglingspflege widmen, durch von den Ärzten abgehaltene Kurse mit der Abwartung, der Ernährung und der Krankheitsbehandlung der Säuglinge allseitig vertraut gemacht, damit sie sowohl in der Anstalt als auch in den Familien ihre Obliegenheiten sachgemäß und zum Heil ihrer kleinen Pfleglinge zu erfüllen imstande sind.





Regenidylle.

Novelle von Rudolf Kleinecke.

(Nachdruck verboten.)

Eine halbe Wegstunde vom Dorfe stromauf liegt ein einsames Gasthaus am Donauufer. Ein plumper, klobiger Bau, der schon oft die Wellen des Stromes an seine Mauern brausen gehört hat. Mit der Rückseite lehnt sich das Haus an die Bergwand, mit der Vorderseite, die in der gleichen Höhe des rückwärtigen Erdgeschosses ein Stockwerk trägt, kehrt es sich der Straße zu. Und nur die Straßenbreite trennt es noch von den Fluten des Stromes.

Das Haus ist mit guter Berechnung gerade an dieser Stelle aufgerichtet worden. Ein Stück weiter stromab stellt sich ein trotziger Fels dem brausenden Wasser in den Weg und zwingt es zu einem weiten Bogen. So bildet sich dort eine Rückstauung, und die Wellen fließen vor dem alten Hause in sanftem Zuge ein Stück stromauf. Dadurch ist es bei jedem Hochwasser vor Gefahr gesichert, und die Uferstelle bildet einen idealen Landungsplatz für die Flößer, wenn sie auf der Talfahrt, die sie oft bis ins ferne Ungarn führt, kurze Rast halten wollen. Im Herbste kann man oft das verschiedenartigste „Stromfuhrwerk" hier verankert liegen sehen: die aus mächtigen Waldstämmen gezimmerten Flöße, die seltsam gebauten, mit Granitwürfeln beladenen „Steingamsen" oder die ebenso seltsam gebauten „Trauner",

die seit Jahrhunderten das edle Salz aus den Sudwerken des Salzkammergutes auf dem natürlichen Wasserwege in die weite Welt verfrachten.

In den schönen Tagen des Sommers aber ist's meist recht still um das alte Haus. Wellenrauschen, Amselschlag und Finkenruf — und darüber das Schweigen des Waldes, der Zauber der Einsamkeit. Weitab liegt die Gegenwart mit ihrem hastenden Getriebe. Man würde sich kaum verwundern, käme plötzlich ein Fähnlein reisiger Gesellen das stille Sträßchen dahergezogen. Fernab schweifen die Gedanken — zurück in die Zeit, da die wilden „Hunde von Chuenring" noch von ihrer Felsenburg Aggstein aus wanderndes Krämervolk brandschatzten, wo die Ruine Dürrenstein noch die stolze Feste war, vor der Blondel sein Lied sang, als er seinen gefangenen König Richard Löwenherz befreien wollte ...

In den Sommertagen des durch seine Regengüsse und Überschwemmungen denkwürdigen Jahres sah man zu bestimmten Tageszeiten immer zwei Menschen unter den breitästigen, zu der alten Gastwirtschaft gehörenden Nußbäumen sitzen. Gleich neben dem Hause, im Gärtchen an der Kegelbahn, nahm ein blondhaariges Fräulein seine Mahlzeiten ein. Die Wirtsleute wußten nur, daß sie Lehrerin war und Klara Wiesinger hieß. Im übrigen hatten sie nicht viel Verkehr mit ihr, denn das blonde Fräulein streifte meist mutterseelenallein im Walde umher, und wenn sie daheim war, war sie immer vollauf beschäftigt mit einer Schreiberei, einem Buche oder irgend einer Handarbeit. Daß sie, außer den Mahlzeiten, je auch nur die kleinste Dienstleistung gewünscht oder gefordert hätte, war während der zwei Wochen, die sie nun schon hier der Erholung lebte, noch kein einziges Mal der Fall gewesen.

Ja, das hatte Klärchen Wiesinger von ihrem Vater gelernt: auf eigenen Füßen stehen! Von niemand etwas verlangen — keinem zu Dank verpflichtet sein! Der Mann mußte trübe Erfahrungen gemacht haben in seinem arbeitsreichen Leben, daß er seinem einzigen Kinde den Satz wie ein letztes Vermächtnis mit auf den Lebensweg gegeben hatte. Und Klärchen mußte den Satz wohl für richtig befunden haben, weil sie gar so streng und fast eigensinnig daran festhielt. Oder sie hatte wohl auch schon selber ihre bitteren Erfahrungen gemacht. Sonst wäre der trotzige Zug in dem weichen, sanften Mädchengesichte so wenig zu deuten gewesen wie der strenge Ernst, der manchmal ihre lachenden Kinderaugen überschattete.

Als Doktor Hermann Schöne, der andere Sommergast des alten Hauses, Klärchen zum ersten Male auf ihrem Platze unter den Nußbäumen hatte sitzen sehen, hatte er verwundert auf sie hingeschaut wie auf etwas nicht hierher Gehöriges, erzürnt fast, wie auf etwas Störendes. Kaum daß er zu flüchtigem Gruß den Hut gelüftet, dann war er auf seinen gewohnten Platz gegangen, der von Haus und Nebengärtchen durch die Kegelbahn getrennt war, hatte sich zum Mittagessen gesetzt und hatte sich, wie es seine Gewohnheit war, auch während des Essens in irgend eine gelehrte Abhandlung vertieft. Die Blonde da vorn hatte er schon beim ersten Gang der Mahlzeit, beim ersten Satz seiner Lektüre wieder vergessen.

Du lieber Gott, was war dem gelehrten Herrn Doktor Schöne denn überhaupt ein weibliches Wesen! Aus bescheidensten, ärmlichsten Verhältnissen sich nur durch eigenes Wollen, durch eigene Kraft emporringen zu einer leitenden Stellung im Reiche der Wissenschaft — da hat einer nicht viel Zeit, an die sogenannte bessere

Hälfte der Menschheit zu denken! Und die wenigen Exemplare der Gattung, mit denen er zufällig in Berührung gekommen, waren eben auch nicht danach angetan, sein Interesse für das Ewigweibliche zu fördern. Auf der einen Seite unreife Gänschen und besorgte Mütter, die in ihm nur das sehnlichst begehrte Objekt ihrer ehefreundlichen Bemühungen erblickten, auf der anderen fürchterlich ernst tuende Damen und Dämchen, die bei all ihren wissenschaftlichen Bestrebungen immer nur das eine Ziel, die Gleichberechtigung der Frauen, vor Augen zu haben schienen. „Weiber, die einen Mann suchen", nannte Doktor Schöne höchst geringschätzig die einen, und „Weiber, die das Weib in sich selbst nicht finden können", die anderen. Oder, wenn er besonders schlechter Laune war, nur kurz: „Sorte Nummer eins" und „Sorte Nummer zwei". Eine dritte gab es für den gelehrten Herrn einfach nicht.

Als er das erste Mal an Klärchen Wiesinger vorbeischritt, war er daher mit seinem Urteile schnell fertig. „Blonde Zöpfe, blaue Augen und eine Häkelarbeit dazu: Sorte Nummer eins." Damit war der Fall für ihn erledigt. Und da Fräulein Klärchen an jenem Vormittage auch die Arbeit nur aus alter Gewohnheit in den Händen hielt, dabei aber müßig und voll seligen Genießens in die blauen Weiten des Stromtales und der Waldberge hinausträumte, blieb der vorübergehende Herr, dessen kurzen Gruß sie ebenso kurz und gedankenlos erwiderte, gerade so Luft für sie wie sie für ihn.

Und zwei Wochen vergingen, ohne daß Klärchen Wiesinger für Doktor Schöne oder Doktor Schöne für Klärchen Wiesinger auf der Welt gewesen wäre.

Da kamen die Regentage — trüb, feucht, langweilig. Kein reinigendes Gewitter mit leuchtenden

Blitzen und krachenden Donnerschlägen — ein ununterbrochen gleichförmiges Geriesel und Geplätscher nur, das einesteils einschläfernd wirkte, anderenteils durch seine ewige Gleichförmigkeit die Nerven aufregte. Die Feuchtigkeit drang durch Türen und Fenster, sie kroch durch die dicken Mauern des alten Hauses und verdarb den Bewohnern Stimmung und Laune.

„Zum Kuckuck!“ brummte Doktor Schöne verdrossen vor sich hin. „Ich muß doch irgendwo und irgendwann in meinem Leben schon ein Regenwetter mitgemacht haben? Daß mir nie auffiel, wie geisttötend so ein Geplätscher wirken kann!“

Er wollte sich noch tiefer in seine Studien versenken und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu. Aber so oft er einen Satz zu lesen oder einen Gedanken zu verfolgen begann, sauste ein Wassersturz die Dachrinne herab und riß ihn unbarmherzig aus seinen schönsten Gedanken heraus. Da packte er die Bücher und Schriften zusammen und warf sie verdrossen in die Lade. Und weil ein Mensch, der von frühester Jugend an stete Arbeit gewöhnt ist, doch nicht einen Tag lang ohne jede Beschäftigung sein kann, verfiel Doktor Schöne auf etwas, an das er in den bisherigen sonnenheiteren Tagen noch nie gedacht hatte: er verfiel auf die bei seinen Lebensgewohnheiten etwas ungewöhnliche Idee, einen Spaziergang zu unternehmen.

Die Kapuze seines Wettermantels über den Kopf gezogen, trat er ins Freie, stapfte im strömenden Regen durch den Kot der Landstraße und fand, daß das Spazierengehen eigentlich gar nicht die dumme Sache sei, für die er es bislang immer gehalten. Da konnte man ja den verwickeltsten Problemen besser nachsinnen als bei dem Stillesitzen im Zimmer, wo von zehn zu zehn Sekunden immer der verwünschte Wassersturz die

Dachrinne herabgebraust kam! Auf die Schönheit der Landschaft hatte er dabei nicht im geringsten acht. Er merkte nicht einmal, daß er längst von der breiten Landstraße in ein enges Seitental eingebogen war, in dem das Sträßchen immer mehr zu einem schmalen Waldsteige zusammenschrumpfte. Erst als seine Füße auf dem glitscherigen Boden plötzlich den Halt verloren, kam es ihm zum Bewußtsein, daß es außer wissenschaftlichen Problemen auch noch andere Dinge auf der Welt gibt, um die sich zu kümmern manchmal notwendig und nützlich ist. Aber da war die Erkenntnis schon zu spät. Wie ein Pfeil schossen die eigenen Füße unter dem Leib weg, und halb sitzend, halb liegend rutschte der arme Doktor der Philosophie den Berghang hinab und wäre unten unfehlbar in das kalte Wasser des angeschwollenen Baches gesaust, wenn nicht im letzten Augenblick eine energisch zufassende Hand seiner unfreiwilligen Fahrt ein anderes Ziel gegeben hätte.

So saß er nun, von oben bis unten mit Lehm beschmiert, im nassen Waldmoos und — schämte sich. Und undankbar, wie die Menschen nun einmal sind, dachte er: „Was hat denn diese Gans bei dem Regenwetter da im Walde zu suchen?“ Dann schämte er sich aber doch auch ein wenig seiner Undankbarkeit, schlenkerte sich zuallererst einmal die beschmutzten Hände im Bachwasser rein und trat dann vor Fräulein Klärchen hin, um ihr für die unerwartete Hilfeleistung zu danken.

Herr Doktor Schöne, als gebildeter Mann, hat da wahrscheinlich eine sehr wohlgesetzte Rede gehalten, und Fräulein Klärchen, als diplomierte Lehrerin, hat gewiß ebenso höflich und verbindlich geantwortet — verstanden aber hat eines vom anderen nicht ein Wort.

Das sonst so zahme Waldbächlein war durch die Regengüsse der letzten Tage zum brausenden Wildwasser angeschwollen, das bei dem Sturz über die Steinbrocken solch ein Getöse verursachte, daß Doktor Schöne ganz unvermittelt seine Gymnasialzeit in Erinnerung kam, in der er noch Gedichte gelesen hatte. „Und es wallet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt . . .“

Hier aber war weder der Ort, schöne Reden zu halten, noch der Ort, Gedichte zu rezitieren. Er sprach zwar, um nur über das Lächerliche der Situation hinwegzukommen, immer noch auf Fräulein Klärchen ein, er sah auch, wie diese einige Male den Mund bewegte, also wahrscheinlich ebenfalls irgend etwas Unhörbares sprach — im übrigen aber lugte er aufmerksam nach allen Seiten aus, um nur endlich die Fortsetzung dieses verwünschten Weges entdecken zu können.

Da bewegte die „Gans“ wieder den Mund und deutete mit der Hand nach dem Wildwasser. Wahrscheinlich sagte sie: „Hier geht's derzeit nicht weiter.“ Dann deutete sie nach der Stelle, über die Herr Doktor Schöne vor fünf Minuten so unglaublich rasch herabgesaust war, und es schien, als würde sie sagen: „Da müssen wir wieder zurück.“

Den Herrn Doktor überfiel ein gelindes Grauen. Herab war's ja allerdings sehr rasch gegangen. Aber hinauf? Und noch dazu vor den Augen dieses Mädels, das nichts Gescheiteres zu tun hatte, als bei solchem Teufelswetter im Walde umherzustreifen! Doktor Schöne fand, daß das Spazierengehen denn doch die dumme Sache wäre, für die er es bislang immer gehalten.

Zum Glück war die junge Dame wenigstens selbständig genug, seiner Hilfe nicht zu bedürfen, und so

zartfühlend dabei, daß sie sich überhaupt nicht um seine bergsteigerischen Fähigkeiten kümmerte. Entschlossen wandte sie sich der bedenklichen Stelle zu, faßte da ein Fichtenstämmchen, dort einen Haselnußbusch, um sich daran emporzuziehen, und war fast ebenso schnell oben, wie Doktor Schöne vorhin hinuntergesegelt war.

Keuchend folgte er ihr nach und schritt, oben angelangt, schweigsam hinter ihr drein. Erst auf dem Waldwieslein, wo der Fußsteig Raum genug bot für zwei Personen, trat er wieder an ihre Seite.

„Nicht wahr,“ sagte die Blonde und sah mit glänzenden Augen unter ihrer Kapuze in die graue Regenlandschaft, „der Wald ist auch bei solchem Wetter schön? Dieses Glitzern und Schimmern trotz der halben Dunkelheit! Und diese zarten Schleier, die der Regen über jeden Baum und Felsen breitet! — Ich habe nie verstehen können, warum die meisten Menschen immer nur bei Sonnenschein im Walde herumlaufen. Aber freilich — ich glaube, diese Sorte weiß seinen Zauber auch beim hellsten Sonnenschein nicht zu fassen!“

Doktor Schöne gab sich einen Ruck. Was erlaubte sich denn das dumme Gänschen da? Meinte sie vielleicht ihn mit „dieser Sorte“? Schon war er im Begriff, ihr eine zurechtweisende Antwort zu geben, da fiel es ihm aber noch rechtzeitig ein, daß er wohl die Schönheitsschätze unzähliger Museen und Kunstsammlungen mit heißem Bemühen studiert hatte, daß es ihm aber noch kein einziges Mal in den Sinn gekommen war, eine Landschaft auf ihre Schönheit hin ins Auge zu fassen. Weder bei Regenwetter noch bei Sonnenschein. Er brummte daher nur einiges Unverständliche vor sich hin und suchte durch die angelaufenen Gläser seiner Brille die gerühmten Schönheiten vielleicht jetzt einmal



entdecken zu können, sah aber nichts als tropfende Bäume, eine nasse Wiese und darüber die trüben Fetzen regenschwangeren Gewölks.

„Das hier ist überhaupt mein Lieblingsplätzchen," fuhr die Blonde fort, ohne sich um sein unverständliches Gebrumm zu kümmern. „Dort auf dem Hang" — sie zeigte mit dem Finger hin, aber was dort für gewöhnlich Merkwürdiges wäre, erfuhr der Herr Doktor nicht mehr. Denn im selben Augenblick hörte man von dort oben ein sonderbares Glucksen und Gurgeln, der Rasen wölbte sich buckelförmig empor, und mit einem Male schoß ein mächtiger Wasserstrahl aus dem Boden hervor. Klatschend fielen die nassen Erdmassen wohl zwanzig Schritte in der Runde umher, und die schmutzigen Wellen eines neugeborenen Baches stürzten in wildem Lauf den Hang hinab, um sich unten mit den gischtenden Wassern des alten Baches zu vereinen.

Mit angehaltenem Atem hatte die junge Lehrerin das merkwürdige Schauspiel verfolgt, dann, als alles wieder zur Ruhe gekommen war und nur das neu entsprungene Bächlein noch in eilfertigem Lauf über den Hang der Waldwiese eilte, hatte sie sich still abgewendet und schweigsam ihren Weg fortgesetzt.

Auch Doktor Schöne mußte sich nun eingestehen, daß es neben Museen und Galerien auch in der Natur so manches gäbe, was des Ansehens wert wäre. Und so manches — wenn nicht alles — an dem er bislang blinden Auges vorübergegangen war. Nur ärgerte er sich dabei ein wenig, daß erst dieses blonde Gänschen hatte kommen müssen, um ihm die Augen zu öffnen.

Seine Laune wurde auch in nichts gebessert, als er wieder in seinem Zimmer saß, ohne Stimmung zur Arbeit finden zu können, und nichts mit sich und der Welt anzufangen wußte, als durch die regennassen

Fensterscheiben auf die trüben Fluten des angeschwollenen Stromes hinauszublicken. Weiß Gott, das kleine Wässerchen, das sich auf der Waldwiese durch Gestein, Erdreich und Rasen seinen Weg ins Freie gebahnt, hatte ihm einen besseren Begriff von der Schönheit der Natur, einen größeren Respekt vor ihrem machtvollen Walten beigebracht als der breite Strom, der da in ewigem Gleichmaß Welle auf Welle weiterwälzte. Eine trübe, graue Fläche von einem Ufer zum anderen, kaum unterbrochen von einer ab und zu höher aufgischtenden Welle.

„Langweilig!“ brummte der Doktor und wandte sich ärgerlich vom Fenster ab.

Später wurde es aber doch interessant. Das Hochwasser mußte bereits den großen Holzlagerplatz überflutet haben, auf dem — eine Wegstunde stromauf — das Scheitholz aufgestapelt liegt. Nun trug das Wasser die Scheite reißend schnell mit sich, sie bald in tollem Wirbel drehend, dann untertauchend und wieder emporschnellend, als wären es dünne Späne, und eine Viertelstunde lang war von einem Ufer bis zum anderen nichts zu sehen als das treibende, wirbelnde Holz.

Da stand nun der junge Gelehrte am Fenster und suchte in Zahlen zu fassen, welch ungeheures Vermögen der Strom da entführte. Aber er kam auch mit diesem einfachen Problem nicht ins reine. Denn unten am Ufer stand der Hauswirt und spießte mit einem langen Feuerhaken die treibenden Hölzer an, um sie dann mit einem starken Schwunge auf die Straße zu schleudern, die schon selber halb vom Wasser überflutet war. Und auf der Straße stand „das blonde Gänschen“, ganz vermummelt in ihren unförmigen Wettermantel, und zog das geborgene Holz vollends ins trockene.

„Scheint doch nicht zu Sorte Nummer eins zu ge-

hören," sagte Doktor Schöne zu sich selber. „Waldspaziergänge bei Regenwetter, Holzflößen — wird eher Nummer zwei sein: eine, die das Weib in sich nicht finden kann und es deshalb uns Männern gleichtun will!"

Und „so eine" wollte ihm, dem Doktor der Philosophie, Vorträge halten über die Schönheit in der Natur, daß er dabeistehen mußte wie ein Schulbube, der seine Aufgabe nicht gelernt hat! „Hol der Kuckuck alle Weiber!" brummte er verdrossen vor sich hin und machte noch einen letzten verzweifelten Versuch, sich wieder in seine gelehrten Probleme hinüberzuretten.

Unter gewissen Umständen und Voraussetzungen erweisen sich aber blonde Haare, blaue Augen und tröpfelnde Dachrinnen ungleich stärker als das festeste Vornehmen eines an Denkarbeit gewöhnten Männerkopfes.

Als Doktor Schöne zu dieser traurigen Erkenntnis gelangt war, wußte er auch, da gibt es nur ein einziges Mittel dagegen — schleunigste Flucht.

„Herr Wirt," sagte er daher nach dem Abendessen, „geben Sie mir meine Rechnung. Ich reise morgen ab."

Aber der Hausvater lachte ihm ins Gesicht. „Abreisen? Bei dem Wetter? Ja, wohin denn?"

Und der arme Doktor erfuhr zu seinem Schrecken, daß der Schiffverkehr infolge des Hochwassers seit Tagen schon eingestellt war und daß auf dem diesseitigen Ufer eine Rückkehr zur Stadt nur mehr zu Fuß auf tagelangen Umwegen möglich sei. Und er erfuhr ferner, daß auch der Bahnverkehr am jenseitigen Ufer durch eine Dammrutschung unterbrochen war und daß es überhaupt Wahnsinn sei, unter den gegebenen Verhältnissen an eine Kahnfahrt über den reißenden Strom zu denken.

„Dann quartiere ich mich unten im Dorfe ein," entschied der Doktor.

Der Hausvater meinte schmunzelnd und achselzuckend: „So probieren S' halt Ihr Glück!"

Es regnete immer noch in Strömen, als sich Doktor Schöne am nächsten Morgen aufmachte, um über die nassen Wiesen und aufgeweichten Äcker auf weiten Umwegen ins Dorf zu gelangen. Doch hatte er seinen Gang umsonst getan. Die Bewohner der tiefer liegenden Häuser hatten ihre Heimwesen vor den steigenden Wassern räumen müssen, und so gab's in den höher gelegenen kein Winkelchen, das nicht mit allem möglichen Hausrat verstellt war, kein Gemach, das nicht schon von soundsoviel Menschen geteilt werden mußte. Für einen ruhebedürftigen Gelehrten war nirgends ein Plätzchen frei.

„Fatum nannten es die Alten!" brummte Schöne vor sich hin, als er nach einer Stunde vergeblicher Wohnungssuche seinen nassen Heimweg antrat. „Und ob man's Fatum nennt oder einfach Pech — es ist dasselbe und muß getragen werden. Und schließlich müssen sich die Wasser ja doch endlich einmal auch wieder verlaufen."

Vorderhand machten aber die Wasser gar keine Miene, es zu tun. Weder diesen Tag, noch den nächsten, noch all die kommenden Tage. Die fielen in Strömen vom Himmel, die leckten von der Donau herauf immer höher und höher, rieselten in den Hausflur der alten Gastwirtschaft und rieselten die Kellerstiege hinab, bis der Keller gefüllt war, drangen durch die Türen der unteren Gemächer und fluteten schließlich zu den Fenstern aus und ein.

Wie eine Insel im Ozean lag das alte Haus vom Wasser umflutet. Gerade daß noch auf der Bergseite ein Zugang offen blieb. Und die Bewohner hatten das alles kommen sehen und hatten doch nichts getan,

um dieser Gefangenschaft zu entgehen. Doktor Schöne und Fräulein Wiesinger, weil sie eben nichts tun konnten, die Wirtsleute, weil sie wußten, daß keine Gefahr für das alte, feste Haus bestand. Es war ja nicht das erste Hochwasser, das sie hier erlebten. Nur daß es so arg würde, hatten sie nicht geahnt, sonst hätten sie ihre Sommergäste aufmerksam gemacht und ziehen lassen, solange noch die Möglichkeit dazu vorhanden gewesen.

Fräulein Wiesinger betrachtete übrigens die Sache von der besten Seite. Für sie war das Ganze ein „Erlebnis". Sie half den Leuten die Fässer im Keller stützen, daß das Wasser nicht die Gebinde in die Höhe höbe und dadurch das Haus gefährde, sie half ihnen das Vieh aus den Ställen ziehen und auf den Berg treiben, wo es beim Nachbar Lahnhofer in Kost und Quartier gegeben wurde. Sie half die Einrichtungsgegenstände aus den unteren Zimmern in das obere Stockwerk schaffen, und sie half der Wirtin, als auch diese mit ihren Küchengerätschaften zum Lahnhofer auf den Berg übersiedeln mußte. Ihren trotzigen Wahlspruch: „Auf eigenen Füßen stehen! Von niemand etwas verlangen, keinem zu Dank verpflichtet sein!" schien sie eben ausschließlich auf ihre eigene Person anwenden zu wollen. Andere mochten ruhig auf ihre Hilfe bauen. Oder war ihr im Drange der Ereignisse die Erkenntnis aufgedämmert, daß der Mensch trotz all und alledem ein „geselliges Tier" ist, und daß ihrem stolzen „Auf eigenen Füßen stehen!" mildernd und ergänzend ein anderes Wort gegenübersteht, das schöne Wort: „Einer für alle — alle für einen!" —

Doktor Schöne war schlimmer daran. Die Fortführung seiner geistigen Beschäftigung hatte er als vollkommen aussichtslos für die nächste Zeit aufgegeben, für die Arbeiten aber, bei denen Fräulein Klärchen

mithalf, fühlte er weder Neigung noch Talent. So stand er denn meistens den Leuten im Wege und war schon dankbar, wenn eines oder das andere sich Zeit nahm, ein paar Worte mit ihm zu plaudern.

Zwei Stunden waren aber doch, auf die er sich Tag für Tag freute. Die Stunde des Mittagessens und die Stunde nach der Abendmahlzeit. Dem Zwang der Verhältnisse folgend, hatte die Wirtin, sobald die unteren Räumlichkeiten des Hauses unbewohnbar geworden waren, für die beiden Sommergäste im oberen Tanzsaale den Tisch gedeckt. Und — da der ganze Raum mit den hier geborgenen Einrichtungsgegenständen vollgepfropft war — wirklich nur einen Tisch. Da ergab es sich dann ganz von selbst, daß während des Essens über alles mögliche gesprochen wurde, und so klug wußte Fräulein Klärchen dabei ihre Ansichten geltend zu machen, daß der Doktor eine förmliche Hochachtung vor ihr bekam und sich nebenbei einige Male auch weidlich ärgern mußte, wenn er ihr bei manchem Thema wieder gegenübersitzen mußte „wie ein Schulbub, der seine Aufgabe nicht gelernt hat".

Aber — das Zeugnis konnte er ihr nicht versagen — wo er selbst sich mit seiner Ansicht im Rechte wußte, ging sie auch gern auf seine Beweisgründe ein und ließ sich willig überzeugen. So daß sich der Doktor manchmal verwundert fragte, was denn das wohl eigentlich für ein sonderbares Geschöpf sei. Verständig denkend und logisch folgernd wie ein Mann und dabei doch so echt weiblich in ihrem ganzen Gehaben — weder „Sorte Nummer eins", noch „Sorte Nummer zwei".

Sollte es doch noch eine ihm bislang unbekannt gebliebene dritte Sorte weiblicher Wesen geben?

Die zweite Stunde, auf die sich Doktor Schöne immer freute, war der Musik geweiht. Sobald das

Abendessen vorüber war, holte Fräulein Klärchen die alte Zither hervor, die sie in einem staubigen Winkel des Tanzsaales gefunden hatte, und begann mit ihren zarten Fingern allerhand Tänze und Lieder zu spielen. Manchmal kam sogar der Knecht, der zur Betreuung des Viehes zum Lahnhofer übergesiedelt war, eigens dieser Produktion zuliebe vom Berge herab und tanzte mit der jungen Kellnerin zwischen all den im Wege stehenden Kisten und Kasten einen gemütlichen Ländler — manchmal sang auch der Hausvater lustige Gstanzeln und Schnaderhüpfeln dazu. Und Doktor Schöne, der so etwas noch nie gesehen und gehört, ertappte sich manchmal bei einem lauten Auflachen, über das er selber erschrak. Hatte er sich doch im Leben nie gedacht, daß man bei solchem Wetter so lustig sein könnte! Daß man überhaupt so lustig sein könne!

Das Schönste kam aber immer am Schlusse. Wenn die Laune des Hausvaters gar zu übermütig und seine Gstanzeln dadurch gar zu urwüchsig werden wollten, brach Fräulein Klärchen plötzlich die lustigen „Waldbäurischen“ ab und leitete langsam über in eine jener einfachen, gemütvollen Weisen, wie sie zu Hunderten in unserem Volke leben. Und sang mit einer klaren, warmen Stimme das Lied dazu. Die Wirtin summte in ihrem tiefen Alt mit, und der Wirt brummte den Baß. Das geht so bei den Bauern von selber — ohne Schulung, ohne Noten.

Nur der Herr Doktor konnte nicht mittun. Der saß mäuschenstill auf seinem Platz, sah unverwandt auf die zupfenden Finger der Lehrerin und wagte kaum Atem zu holen. Kein rauschendes Konzertstück, keine tiefgründige Sinfonie hatte noch solchen Eindruck auf ihn gemacht als dieses stille Singen der einfachen Volkslieder in dem dämmerigen Raume. Und er

wünschte jedesmal, es möchte dieser Abend kein Ende nehmen und es möchte regnen und regnen, immerzu . . .

Ein Teil seines Sehnens ging ja in Erfüllung: es regnete wirklich immerzu. Das Hochwasser wollte nicht fallen.

Eines Vormittags brachte der Knecht eine Schreckensbotschaft ins Haus. Die Wirtin war, als sie zum Lahnhofer ging, um für ihre Sommergäste das Essen zu bereiten, auf dem glitscherigen Berghange ausgerutscht, hatte sich den Fuß verstaucht und mußte nun da droben im Bauernhause im Bette liegen, weil sie unfähig war, einen Schritt zu tun.

Und gerade heute hatte man auch die Kellnerin zur Hilfeleistung bei einer erkrankten Verwandten ins Dorf abberufen! Da fragte nun der Wirt mit einer jämmerlichen Miene, was den Herrschaften wohl lieber wäre — etwas Kaltes zu Mittag oder eine Milchsuppe, die ihnen die Lahnhoferin herrichten könnte. Oder ob vielleicht er, der Wirt, probieren solle, das Fleisch, das im Hause war, zu braten. Können täte er's freilich nicht recht, aber —

Fräulein Klärchen befreite ihn von seinen bangen Sorgen. „Wenn nur der armen Wirtin nichts Ernsteres geschehen ist!“ sagte sie. „Da ist und bleibt das beste Mittel: Ruhe — und kalte Umschläge. Gehen Sie sofort zu ihr hinauf und legen Sie ihr nasse Tücher auf. Mit dem Kochen will ich schon fertig werden. Ich bring' ihr dann zu Mittag eine kräftige Suppe hinauf.“

Doktor Schöne riß Mund und Augen auf. „S i e wollen kochen?“ rief er, als sei dieses Vorhaben die merkwürdigste von allen Merkwürdigkeiten, so er in den letzten Tagen in diesem Hause erlebt.

„Warum nicht?“ gab Fräulein Klärchen lachend zur

Antwort. „So gut wie die Suppe der Lahnhoferin wird's immer noch werden. Sie brauchen keinerlei Angst um Ihren Gaumen oder Magen zu haben." Und ernster fügte sie hinzu, wobei wieder der ihr eigene, stolze, trotzige Zug die eben noch lachenden Lippen umspielte: „Ich bin gewohnt von Jugend auf, mich in jede Lage finden zu können und jede Arbeit selbst zu tun. Das hat mich mein Vater gelehrt: durch eigenes Wollen und Können unabhängig zu sein von den anderen Menschen."

Hätte Doktor Schöne einen Hut auf dem Kopfe gehabt, er hätte ihn in diesem Augenblick abgenommen und sich tief verneigt vor solch stolzem Selbstbewußtsein eines jungen Mädchens, das weder zu der gefürchteten Sorte Nummer eins noch zu der verabscheuten Sorte Nummer zwei gehörte. Da er aber barhäuptig vor ihr stand und auch nicht gleich das rechte Wort zum Ausdruck seiner Bewunderung fand, ließ er den Hausvater für sich sprechen.

Der hatte, gleich nachdem ihm die Gewißheit geworden, daß seine eigene werte Person nicht in Mitleidenschaft gezogen würde, seinen Humor wieder gefunden und meinte nun schmunzelnd: „Sonst hat er Ihnen nix g'lernt, der Herr Papa? Da werden S' nit weit springen damit. Schau'n S', wann ich Ihnen zum Beispiel jetzt das Fleisch nit gib, was kochen S' denn nachher? Und wann uns der Fleischhacker die Ochsen nit schlagt, wo krieg'n wir denn alle miteinand ein Fleisch her? Möchten S' leicht selber Ochsen schlag'n oder Schwein' abstechen?"

„In diesem Sinne ist das ja aber auch gar nicht gemeint gewesen," ereiferte sich Doktor Schöne, der plötzlich die Verpflichtung fühlte, dem stolzen Mädchen zu Hilfe zu kommen.

Aber der Wirt ließ ihn nicht weiterreden. „Ob in dem Sinn oder in ein' andern — Sinn is überhaupt keiner drin! Ein Mensch allein richt't gar nix aus. Müssen zum mindesten ihrer zwei sein. Einer, der zuhaut und einer, der sich hau'n laßt."

„Davon war doch auch nicht die Rede!" wendete Doktor Schöne ärgerlich ein.

Der Hausvater fuhr lachend fort: „Alsdann vom Gegenteil. Aber zum Gernhaben g'hören halt allemal erst recht ihrer zwei. Oder möchten Sie sich etwan gar in sich selber verlieb'n? Sie sein ja ein schöner Mann, Herr Doktor, aber ich an Ihrer Stell' tät's doch nit. Da verliebet ich mich schon lieber in d' Fräul'n Wiesinger."

Nun war die Reihe des Ärgerlichwerdens an Fräulein Klärchen. „Geben Sie jetzt endlich einmal das Fleisch her!" herrschte sie den Alten an. „Und dann gehen Sie zu Ihrer Frau und machen ihr Arnikaumschläge!"

Schön langsam, wie es seine Art war, zeigte der Hausvater der Zürnenden die Vorräte, die noch im Hause waren, dann stopfte er sich umständlich die Pfeife und brannte sie gemächlich an, bevor er seinen Samaritergang antrat. Nur keine Aufregung! Ob sein Weib die kalten Umschläge nun eine Viertelstunde früher oder später bekam, das spielte doch wirklich keine Rolle.

Fräulein Klärchen aber machte sich ans Kochen. Das war unter den obwaltenden Umständen eine viel schwierigere Sache, als sie's von zu Hause gewohnt gewesen. Einen Teil des Küchengeschirres hatte die Wirtin zum Lahnhofer mitgenommen, ein anderer Teil hing in der Küche im Erdgeschoß, in der das Wasser aus und ein lief. So mußte erst alles zusammengesucht werden, was sich in dem herrschenden Durcheinander eben finden ließ. Auch der Herd in dem vom Wasser

freien Stockwerke war wohl lange nicht mehr in Benützung gewesen — der mußte erst gründlich gereinigt werden, bevor sich da überhaupt ein Feuer anmachen ließ. Und — was die Hauptsache war — im ganzen Hause gab's keinen Tropfen Trinkwasser mehr, nachdem der Brunnen längst vom Hochwasser überflutet war und der Wirt es natürlich unterlassen hatte, frisches Quellwasser vom Berge mitzubringen.

Fräulein Klärchen steckte den Kopf zur Türe hinaus und rief ihren Leidensgefährten zu Hilfe.

Aber Doktor Schöne marschierte im Tanzsaale mit langen Schritten auf und ab wie ein wildes Tier im engen Käfig und war so in seine Gedanken vertieft, daß er den Ruf ganz überhörte.

„Was doch oft für zwingende Logik in den Reden solch einfacher Leute liegt!" brummte er vor sich hin. „Ein Mensch allein richtet gar nichts aus. Müssen zum mindesten ihrer zwei sein — — Einer, der zuhaut und einer, der sich hauen läßt —"

Fräulein Klärchen rief ein zweites Mal. Aber Doktor Schöne steckte viel zu tief in der Rekapitulation der gastwirtlichen Weisheit, als daß er auf den Ruf geachtet hätte. „Zum Gernhaben gehören allemal erst recht ihrer zwei. Oder möchten Sie sich etwa gar in sich selber verlieben?"

„Nein!" schrie Doktor Schöne förmlich auf und hielt in seinem aufgeregten Spaziergang inne. Da lieber noch in dieses merkwürdige blonde Geschöpf, das arbeiten kann wie ein Hausknecht und singen wie ein Engel, das disputiert wie ein Professor und jetzt am Herde steht, um ihm ein Mittagessen zu kochen.

„Herr Doktor!" schrie Fräulein Klärchen nun zum dritten Male, und jetzt hatte er den Ruf endlich gehört.

Wie ein Wilder stürzte er aus dem Saale und der Küche zu. „Fräulein befehlen?"

„Ich befehle nichts, ich möchte Sie nur um etwas bitten," sagte sie und kramte dabei mit ihren zarten Händen in dem verstopften Herde herum. „Wenn nämlich aus unserem Mittagessen nicht ein Fünfuhrtee werden soll, müssen Sie mir helfen. Es ist kein Tropfen Wasser im Hause —"

„Aber unten stehen doch alle Zimmer voll!" wollte Doktor Schöne verwundert einwenden, nur ließ ihn Fräulein Klärchen nicht dazu kommen.

„Trinkwasser natürlich," verbesserte sie sich. „Wissen Sie die Quelle am Berg oben? Und möchten Sie mir von dort einen Krug voll bringen?"

„Aber natürlich!" rief der Doktor und wollte schon dienstbereit aus der Küche stürzen.

Doch hielt ihn die neue Küchenbeherrscherin noch zurück. „Nehmen Sie Ihren Wettermantel um! Es regnet ja in Strömen!"

In einer Minute hatte der Doktor dem Rat Folge geleistet und kam wieder durch die Küche gestürzt.

Und abermals mußte sie ihn zurückhalten. „Nicht da hinaus! Die Stiege steht ja doch zur Hälfte unter Wasser! Durch die rückwärtige Türe müssen Sie — auf der Bergseite!" Und als er sich eilfertig dahin wandte, setzte sie lächelnd hinzu: „Und ein Gefäß müssen Sie auch mitnehmen, Herr Doktor, wenn Sie Wasser bringen wollen."

Ja freilich — daran hatte er wirklich gar nicht gedacht. Es war ja auch das erste Mal in seinem Leben, daß er damit betraut wurde, Wasser vom Berge holen zu dürfen. Eine Mission, deren Bedeutung und Schwierigkeit ihm so ganz erst zum Bewußtsein kamen, als es galt, den schlüpfrigen Wiesenweg zu benützen, ohne

den vollen Wassereimer dabei seines Inhalts zu entleeren.

Aber das Kunststück gelang. Mit einem süßen „Danke schön!“ ward es gelohnt, und Doktor Schöne harrte weiterer Aufträge. Und da Fräulein Klärchen endlich den Herd in Ordnung gebracht und mit wieder blühweißen Händchen an die Zubereitung des Essens ging, ohne sich um den geduldig Wartenden zu kümmern, sagte der schließlich selber: „Kann ich vielleicht noch etwas helfen?“

Lachend sah sie zu ihm auf. „Wenn Sie Zeit und Lust haben — o ja. Mit dem Holzvorrat sieht's schlecht aus. Vielleicht finden Sie irgend etwas Brennbares.“

Nach einer langen Weile kam Doktor Schöne mit einem betrübten Gesicht zurück. Ein langes Brett hatte er unterm Arm. „Alles ist naß!“ jammerte er. „Ich fürchte, es wird nicht brennen. Gerade nur diese Bretter sind trocken. Aber die sind wieder zu groß für den Herd!“

„Dann müssen wir sie eben zerkleinern,“ entschied Fräulein Klärchen kurz entschlossen. „Ist zwar schade drum, aber warum hält der Wirt nicht besser Ordnung in seiner Wirtschaft! — Können Sie Holzsägen?“

Doktor Schöne mußte etwas kleinlaut gestehen, daß er es allerdings noch nie versucht habe.

„So kommen Sie,“ sagte das resolute Klärchen. „Ich will es Ihnen zeigen.“

Im Schuppen, der auf der Bergseite an das Haus angebaut war, lagen Säge und Axt. Und in fünf Minuten hatte Doktor Schöne die Kunst gelernt, ein langes Brett zu Brennholz zu zerkleinern. Zwar taten ihm die Hände und der Rücken schauderhaft weh, als er das Stückholz eine halbe Stunde später in die Küche geschleppt brachte, aber das zweite süße „Danke schön!“,

das er dafür einheimsen konnte, dünkte ihm doch ein überreicher Lohn für seine Mühe. Ganz abgesehen davon, daß er eine neue Kunst erlernt hatte und daß ihm während des Sägens und Hackens plötzlich eine Gedankenreihe wieder aufgedämmert war, die ihm das eintönige Geriesel des Regens und das nervenaufpeitschende Geplätscher der Dachrinne vor Tagen schon rein wie aus dem Gehirn weggewaschen hatte.

„So, jetzt kann ich Sie nicht mehr brauchen,“ hatte Fräulein Klärchen gesagt, als er ihr beim Kochen müßig im Wege stand. Und da war er auf sein Zimmer gegangen und hatte gearbeitet — gearbeitet wie seit einer Woche nicht mehr. Ohne das Plätschern des Regens zu hören und ohne auf den Wasserschwall zu achten, der in bestimmten Zeiträumen immer noch wie damals die Dachrinne herabgebraust kam.

Höchst zufrieden mit sich und der Welt setzte er sich zwei Stunden später an den Mittagstisch. Und er kam dabei zu der Erkenntnis, daß das Essen, das er bislang immer nur für eine zeitraubende, aber leider zum Leben notwendige Sache gehalten hatte, sogar ein Vergnügen bedeuten könne. War es die Kochkunst des jungen Mädchens oder war es die reizende Art, mit der sie die Speisen servierte? Er wußte es nicht. Er wußte nur, daß ihm das leckerste Menü im feinsten Restaurant noch nie so gemundet hatte wie die einfachen Gerichte, die ihm da heute vorgesetzt wurden.

Am nächsten Tage ließ der Regen endlich etwas nach, und die düsteren Wolkenmassen begannen sich zu zerteilen. Und am zweitnächsten blickte aus dem trüben Grau schon hie und da ein Stückchen blauer Himmel hervor. Mählich sanken die Fluten der Donau in ihr gewohntes Bett zurück, und damit kam auch in dem alten Hause so nach und nach alles wieder in das gewohnte Geleise.



Fräulein Klärchen erschien das Fehlen des rieselnden Regens wie der Verzicht auf etwas Altvertrautes, Liebgewordenes. Und am ersten sonnenhellen Morgen stand sie lange zögernd vor der Haustüre, unentschlossen, ob sie ihre früheren Spaziergänge wieder aufnehmen solle oder nicht. Als aber dann plötzlich Doktor Schöne unerwartet um die Ecke trat und ihr einen guten Morgen bot, wäre sie doch am liebsten auf und davon gelaufen wie ein erschrecktes Kind.

Nur war es jetzt freilich zu spät dazu.

So standen sie sich eine Weile gegenüber, schauten verlegen aneinander vorbei und sprachen fast mechanisch einige herkömmliche Phrasen über das Wetter, über die Verwüstungen des Hochwassers und wußten nicht, was denn eigentlich so trennend zwischen sie getreten war. Im Zwange der Verhältnisse hatten sie sich zusammengefunden gehabt wie zwei alte Freunde, nun ihnen die Umstände wieder volle Bewegungsfreiheit gegeben, war es ihnen, als dürfe eines dem anderen nicht mehr im Wege stehen, als müsse jedes von ihnen frei und unbehelligt vom anderen seine Straße ziehen, wie es vor der Überschwemmung der Fall gewesen war.

Fräulein Klärchen hatte diesen Vormittag wenig Vergnügen von ihrem Spaziergange. Zum ersten Male seit dem Tode ihrer Eltern fiel ihr das Alleinsein, ihr Alleinstehen in der Welt schwer aufs Herz, und sie dachte, es wäre wohl das gescheiteste, sobald als möglich in den Trubel der Großstadt zurückzukehren, statt hier im Walde mutterseelenallein herumzulaufen. Der Nachmittag war lang genug, ihre Siebensachen zusammenzupacken, morgen wollte sie noch von ihrem Lieblingsplätzchen Abschied nehmen, und mittags konnte sie dann mit dem Schiffe die Heimfahrt antreten.

Das arme Klärchen wurde ganz traurig, als es bei

seinem stillen Nachsinnen zu diesem Entschluß gelangt war. Doch gleich darauf fiel ihr wieder ein, was ihr schon den ganzen Vormittag ungewollt durch den Kopf gegangen war: wie seltsam verändert, wie fremd und schweigsam hatte sich Doktor Schöne heute morgen ihr gegenüber gezeigt. Da hob sie das Köpfchen trotzig in die Höhe und war mit sich im reinen: morgen wird abgereist!

Doktor Schönes Stimmung war um keinen Grad fröhlicher. Als Fräulein Klärchen von ihm gegangen war, schaute er ihr nach, bis ihre Gestalt zwischen den Bäumen verschwand, dann lief er ein paarmal ziel- und zwecklos ums Haus herum und ließ sich schließlich auf seinem von früher her gewohnten Platze unter den Nußbäumen nieder, um sich in seine Studien zu vertiefen. Es wollte jedoch mit der Arbeit nicht recht vorwärts gehen. Ihm fehlte irgend etwas, von dem er nicht wußte, was es eigentlich war. Der Gedanke, daß dieses Etwas ein Weib sein könne, lag Herrn Doktor Schöne selbstverständlich viel zu fern.

Und dieses unbehagliche Gefühl, etwas zu vermissen, das er selbst nicht kannte, wollte ihn den ganzen Tag nicht mehr verlassen. Das begleitete ihn bis ins Bett und erwachte mit ihm am nächsten Morgen.

Da aber hielt er's nicht länger mehr aus. Er nahm seinen Wettermantel über die Schultern — das war er so gewohnt geworden in den letzten Regenwochen — und trat einen Spaziergang an. Einmal hatte er ja schon die Erfahrung gemacht, daß man bei solch ziellosem Umherlaufen die Gedanken besser konzentrieren könne als bei dem erzwungenen Stillesitzen. Vielleicht gelang's ihm diesmal wieder.

Unwillkürlich, unbewußt vielleicht, schlug er den Weg ein, den er bei seinem ersten Spaziergange an

jenem Regentage gegangen war. Ein Stück die Landstraße entlang, dann hinein in den engen Waldgraben, wo das schmale Steiglein sich durch Buchengehölz und Tannengestrüpp windet, bis hin zu der kleinen Waldwiese.

„Da standen wir damals," mußte er denken. „Und dort oben hat sich plötzlich der Rasen gehoben und ist ein Wasser aus der Erde gesprungen."

Und dabei sah er, daß ringsum noch immer das satte Grün der Wiese übersät war mit grauen Lehmhügeln, wie sie damals das wilde Wasser um sich geworfen hatte.

„Jetzt würde sie wohl wieder Lobeshymnen anstimmen auf die Schönheit der Natur," dachte er weiter und ärgerte sich dabei im stillen, daß ihm selber diese vielgerühmte Schönheit so gar nicht recht zum Genusse werden wollte. Damals waren die Bäume von Nebelfetzen umhüllt gewesen, und heute standen sie schön grün vor ihm, damals war der Himmel grau gewesen, und heute strahlte er in lichter Bläue. Das war der ganze Unterschied. Und er konnte sich des Bildes nicht freuen. Eine innere Unrast trieb ihn weiter, als müsse er noch irgend etwas suchen, das er selber nicht kannte und das er doch als etwas Fehlendes empfand.

So schritt er das Weglein weiter bis zur Stelle, wo er damals seine unfreiwillige Talfahrt angetreten hatte. Und da schlug plötzlich eine ängstliche Stimme an sein Ohr: „Achtung, Herr Doktor! Der Boden hier ist noch immer so rutschig wie beim Regenwetter!"

Kaum daß aber Fräulein Klärchen der Zuruf entschlüpft war, bereute sie ihn auch schon wieder. Und als Doktor Schöne in froher Überraschung stillstand, errötete sie bis in die blonden Flechten hinein. Zaghaft und verwirrt erwiderte sie seinen Gruß und fing, um

ihre Verlegenheit zu verbergen, ein lebhaftes Geplauder an.

„Das dumme Wasser, das damals aus dem Boden gebrochen ist, hat mich von meinem Lieblingsplätzchen auf der Waldwiese vertrieben. Es ist eben doch nicht alles schön, was die Natur hervorbringt. Die schmutzigen Erdmassen dort stören mir das liebe Bild. So hab' ich mich jetzt hierher zurückgezogen. Da kann man die häßlichen Flecken nicht sehen und hat dafür einen noch schöneren Ausblick auf das Hochgebirge. Schauen Sie nur, wie herrlich sich das rötlich leuchtende Gestein von dem blauen Himmel und dem grünen Walde abhebt!“

Sie hätte vielleicht noch so weitergeplaudert, wenn sich der neugierige Doktor nicht plötzlich lebhaft für den Wahrheitsbeweis ihrer Behauptung interessiert hätte. Weil ihm aber hierbei ein mächtiger Tannenwipfel die Aussicht verdeckte, mußte er ganz nahe zu ihrem Ruheplätzchen treten, mußte sich tief bücken dabei und sich schließlich auf den gestürzten Baumstamm setzen, auf dem sie selber saß. Nun erst hatte er den Ausblick frei und schaute mit staunendem Auge in das leuchtende Bild vor ihm.

Dann hob ein tiefer Atemzug seine Brust, und wie zu sich selber redend sprach er leise vor sich hin: „Vor acht Tagen habe ich mich geärgert über Ihre Worte und mich geschämt dabei. Heute danke ich Ihnen. Denn ob Sie mir's glauben oder nicht: ich sehe das alles jetzt zum allerersten Male.“

Fräulein Klärchen sah ihn verständnislos von der Seite an, und eine lange Weile blieb's still zwischen den beiden. So still, daß der Fink im Baumwipfel über ihnen ganz keck seine lustige Weise zu pfeifen begann, als wäre er allein im Walde.

Dann fragte Fräulein Klärchen, immer noch mit dem verständnislosen Blick nach ihm: „Wie kann das sein? Sie sprechen oft, als ob Sie überhaupt in Ihrem Leben nie ein Interesse an Naturschönheiten gehabt hätten. Mir fiel das schon einige Male auf, als wir in der Regenperiode —“ sie stockte, als fände sie nicht gleich das rechte Wort, fuhr aber doch gleich kurz entschlossen fort: „näheren Verkehr miteinander hatten. Und dabei wußten Sie tausend interessante Dinge über Schönheiten der Kunst, der Literatur zu erzählen, die wohl den meisten Menschen unbekannt sind, so wie sie mir bis dahin unbekannt geblieben waren. Und bei so viel Schönheitssinn sollten Sie gerade nur für die Schönheit der Natur blind sein? Das verstehe ich nicht!“

Doktor Schöne wandte sich ihr lächelnd zu. „Vielleicht bin ich auch gar nicht blind!“ entgegnete er lustig. „Das Bild wenigstens da vor uns gefällt mir ausnehmend gut. Ich glaube beinahe, ich könnte mit der Zeit sogar den bemoosten Felsklotz dort oben schön finden, wie er sich an die zerzauste Tanne lehnt, die aber möglicherweise vielleicht gar keine Tanne, sondern eine Fichte ist. Mir ist, als ob ich das schon einmal auf irgend einem Gemälde gesehen hätte. Nur weiß ich augenblicklich nicht, war's ein Böcklin oder ein alter Ruisdael. In der Natur hab' ich mich um derlei bislang wirklich nie gekümmert.“

Fräulein Klärchen schüttelte wieder verständnislos den Kopf, und es klang beinahe traurig, als sie fragend sprach: „Wie kann das nur sein?“

Aber der Doktor schien den traurigen Ton nicht vernommen zu haben. Er zuckte nur leicht die Achseln und sprach frohgelaunt weiter: „Mein Gott, Bildungsmängel hat ja schließlich jeder Mensch. Und einer meiner Bildungsmängel ist eben der, daß ich nie schauen gelernt habe. Denn ich glaube, so wie man das bei Ge-

mälden erst lernen muß, muß man es in der Natur auch. Bei Bildern hab' ich's schließlich gelernt — das gehörte mit zu meinem Berufsstudium. Aber wer hätte mich's in der Natur lehren sollen? Mit der bin ich ja überhaupt nie in nähere Berührung gekommen. Meine früheste Jugend verlebte ich in einem himmelhohen Vorstadthause — da hing jahrein, jahraus etwas wie eine graue Regenwolke darüber, und ich glaube, die Sonne machte allen Naturgesetzen zum Trotz extra einen Umweg, um nur nicht in dieses Haus hineinscheinen zu müssen. Später aber hatte ich absolut keine Zeit, mich mit so brotlosen Künsten, wie das ‚Schauen' eine ist, zu befassen. Da mußte ich lernen und lernen, und mußte dazwischen Stunden geben, um nur überhaupt lernen zu können. Ganz wie das Kind, das für jeden Löffel Lebertran, den es nimmt, einen Kreuzer bekommt und sich dann für die ersparten Kreuzer wieder Lebertran kauft."

Fräulein Klara hatte mit verhaltenem Atem seinen Worten gelauscht. Nun er lachend geendet, fragte sie drängend: „Aber später? Da Sie sich doch durchgerungen hatten?"

Doktor Schöne lachte wieder: „Später? Ja, Sie kennen doch das Sprichwort: Was Hänschen nicht lernt ... Später hatte ich eben wieder keine Zeit dazu. Ich machte wohl unterschiedliche sogenannte Erholungsreisen. Aber ohne daß ich es wollte und wußte, wurden doch immer Studienreisen daraus. Die führten mich ja manchmal auch durch gepriesene Landschaften, aber in Wirklichkeit fuhr ich doch nur von einem Museum zum anderen, von einer Galerie in die andere. Die Natur war für mich noch nicht entdeckt."

„Und Sie hatten nie Sehnsucht danach?" fragte Klärchen mit gepreßter Stimme.

Und der Doktor sagte ganz ruhig „nein“ darauf.

Nach einer längeren Pause, während welcher beide recht angelegentlich den Waldboden zu ihren Füßen betrachtet hatten, widersprach er sich jedoch selbst.

„Vielleicht hatte ich ja Sehnsucht danach,“ sagte er still und ernst vor sich hin. „Nur kannte ich den Gegenstand meiner Sehnsucht selber nicht. Mir ist da plötzlich eine Erinnerung aufgetaucht, ein Bild, das meinem Gedächtnis entschwunden war wohl seit der Zeit meiner Jugend. Damals, wenn ich müde von meinen Studienheften aufblickte, traf mein Blick immer auf ein rotblühendes Blumenstöckchen, das in einem der vielen Fenster unseres himmelhohen grauen Hauses stand. Und ich weiß jetzt plötzlich wieder, daß ich damals ein ungeheures Verlangen trug, auch so ein Blumenstöckchen zu besitzen oder lieber gleich mehrere, viele, ein ganzes Fenster voll. Und die Sonne sollte darauf scheinen, die Sonne, die ich wenigstens auf dem Heimweg von der Schule manchmal zu sehen bekam. Ich glaube, das ist Sehnsucht nach Freiheit, Sehnsucht nach der unbekannten freien Natur gewesen.“

Nach einer längeren schweigsamen Pause sprach er weiter, als spräche er zu sich selbst: „Auch später hatte ich noch oft dasselbe Gefühl. Und meist ganz unvermittelt. Wenn ich in einer Galerie nichts fand, das in näherer Beziehung zu meinen Studien stand, oder wenn mich das verständnisvoll tuende Geschwätz der anderen Besucher anekelte, da hätte ich den kalten Räumen immer entlaufen mögen, ohne zu wissen wohin. Und dann sah ich immer so etwas Lockendes vor mir wie die Sonne oder wie das rotblühende Blumenstöckchen in dem grauen Hause ... Vielleicht war das auch nur Sehnsucht nach der freien Natur. Aber ich wußte es nicht. Ich wanderte also geduldig weiter von Bild zu

Bild und dachte höchstens: Wenn ich nur wenigstens einen intimen Bekannten, einen Freund hätte, dann wäre es schon besser! Daß ich mich doch einmal ausplaudern könnte nach Herzenslust."

„Und Sie hatten niemand?" fragte Klärchen leise.

„Niemand." Er sagte das Wort ganz ohne Erregung, ohne Sentimentalität. Wie etwas Selbstverständliches. Aber dann reckte er sich plötzlich in die Höhe, als wolle er etwas Störendes von sich abschütteln, und fuhr in dem früheren heiteren Ton fort: „Verzeihen Sie — ich wollte Ihnen gewiß nicht den schönen Sommermorgen stören mit Erinnerungen an die Gefühlsduseleien meiner Jugend. Wie ich sehe" — er deutete dabei auf ein kleines rotes Büchlein, das ihr im Schoße lag — „haben Sie interessantere Gesellschaft in Ihre grüne Waldeinsamkeit mitgenommen. Bei Ihnen ist es ja nicht indiskret, zu fragen: Was lesen Sie denn?"

Klara hielt ihm das Büchlein hin. Ihr war so eigentümlich schwer ums Herz, so weh, daß sie nicht antworten konnte. Weinen hätte sie mögen, wenn sie sich nicht geschämt hätte, weinen über den einsamen Mann neben ihr, dessen Jugend ohne Sonne, ohne Liebe gewesen, der nicht einmal wußte, wie arm er war, wenn ihm nicht ab und zu einmal die Erinnerung kam und die Sehnsucht nach der rotblühenden Blume ... Wie reich, wie unendlich reich war ihre Jugend, war ihr Leben dagegen gewesen! Elternliebe, Kindheitsfreuden — all das Glück, das, nicht genossen, auch verloren ist für immer — sie hatte es kennen gelernt. Und hätte es so gerne geteilt mit ihm.

Er hatte das Buch aus ihrer Hand genommen und den Titel aufgeschlagen. Da wandte er sich lächelnd zu ihr und fragte: „Märchen? Wie kann ein erwachsener Mensch Märchen lesen?"

Nun reckte sich Fräulein Klärchen in die Höhe, wie eben kurz vorher Doktor Schöne sich emporgereckt hatte. Und es klang ganz gefaßt und sachlich, als sie mit mühsam erzwungenem Lächeln entgegnete: „Kinder haben's freilich besser. Die lassen sich die Märchen erzählen. Wir Erwachsenen müssen sie eben lesen."

„Aber warum? Oder wozu? Ich für meine Person habe nie welche gelesen. Und man hat mir auch nie welche erzählt. Sind denn Märchen so interessant?"

Fräulein Klärchen hatte Mühe, bei der Sache zu bleiben. Ihm hatte man nie Märchen erzählt! Der Mann an ihrer Seite kam ihr immer ärmer, immer bedauernswerter vor. Aber tapfer kämpfte sie ihre Gefühle nieder und antwortete so leichthin, als es ihr nur möglich war: „Mein Gott, man kann doch nicht immer nur gelehrte Werke lesen! Oder nur Goethe! Das Büchlein da hab' ich lieb. Es ist wie ein Strauß von Feldblumen. Und wissen Sie, in manchem Blümchen, das oft recht bescheiden und unscheinbar am Waldrand steht, lebt eine starke Heilkraft für mancherlei Gebrechen. Und in den kleinen Geschichten, die uns Baumbach in seinen Sommermärchen erzählt, liegt auch recht tiefe Lebensweisheit. Und schön sind sie beide: die Blumen und die Märchen. Ich glaube, das allein schon gibt ihnen das Recht, zu sein. Wozu also Erwachsene Märchen lesen sollen? Wenn um keines anderen Grundes willen, so doch dem Sonnenschein zuliebe, der uns aus dem Büchlein entgegenlacht. Das Büchlein hab' ich sehr lieb."

Klärchen hatte sich in dem Bemühen, ihre Empfindungen zu verbergen, in eine förmliche Begeisterung hineingeredet.

Lächelnd sah ihr der Doktor in das vor Eifer gerötete Gesicht. Aber es war ein überlegenes Lächeln —

wie sich's etwa zeigen mag, wenn man über den Ernst lächelt, mit dem uns ein Kind von den Leiden seiner Puppe erzählt. „Sie machen mich ja wahrhaftig ganz neugierig auf diese Wundergeschichten!“ sagte er, schlug das Büchlein auf und begann zu lesen: „Es war einmal —“ Aber da unterbrach er sich schon wieder selber und rief lachend: „Na natürlich, so fangen sie wohl alle an. Das weiß sogar ich, trotzdem man mir niemals Märchen erzählt hat. Nur glaubte ich immer, es hieße: Es war einmal ein König. Hier steht aber: Es war einmal ein junger Magister.“

Fräulein Klärchen gab keine Antwort. Da las der Doktor weiter in dem roten Büchlein, las, wie der junge Magister von dem Fremden, dessen Name Griesgram war, die graue Brille bekam, und wie er mit der Zeit ein grämlicher Junggeselle geworden war, der es verlernt hatte, sich an der Welt zu freuen. Mählich verschwand dabei das überlegene Lächeln aus dem Gesichte des Lesenden, und immer eifriger wandte er Blatt um Blatt.

Klärchen saß daneben und wagte sich nicht zu rühren. Sie verwünschte nur im stillen den Zufall, der den Doktor gerade heute da hergeführt, sie verwünschte sich selber, daß sie den achtlos Fortschreitenden angerufen hatte und daß sie ihm jetzt das Buch in die Hand gegeben hatte. Sah's nicht wie Absicht aus, wenn er nun etwa selber darauf verfallen sollte, daß da so eine gewisse Ähnlichkeit herrsche zwischen ihm und dem jungen Magister? Wahrhaftig, der Vergleich lag doch nahe genug! Gerade so wie der lief er durchs Leben, mit der grauen Brille des Griesgrams auf der Nase, und hatte es verlernt, sich an der Welt zu freuen.

Klopfenden Herzens sagte sich Klärchen das ganze Märchen vor: wie der Wiesengeist Ranunkulus die



beiden, den Magister und die Müllerstochter, vor die Wichtleinshöhle bestellt, wo der Magister die seltene Blume Herzfreude und die Müllerstochter einen Schatz finden soll, wie die Müllerstochter dort, dem Geheiß des Wiesengeistes zufolge, den schlafenden Mann küssen muß, daß diesem die graue Brille von der Nase fällt und im Gestein zersplittert. „Und er sah wieder nach langer Zeit sonnenbeglänztes Frühlingsgrün, bunte Blumen und blauen Himmel und mitten in all der Herrlichkeit ein Mädchen, schön wie eine Maienrose und schlank wie eine Lilie. Und er umstrickte ihren Leib und gab ihr die drei Küsse zurück, und diesen folgten andere ungezählt.“

Doktor Schöne klappte das Buch zu und gab es Klärchen zurück. „Sie haben recht, es steckt viel Lebensweisheit in diesen Sommermärchen. Wenigstens in dem ersten, das von dem Magister mit der grauen Brille des Griesgrams erzählt. Weiß Gott, ich habe viel gedacht und nachgedacht in meinem Leben, über alle möglichen Probleme — nur über mich selber nie. Und wie ich jetzt die kleine Geschichte da las, war mir's plötzlich, als sei ich selber der junge Magister, der mit der grauen Brille vor den Augen durch die Welt rennt, ohne ihre Schönheit zu sehen, ohne sich an ihr erfreuen zu können. Haben Sie diese Geschichte gelesen?“

Fräulein Klärchen wünschte sich, sie säße sieben Klafter tief unter der Erde. Sollte sie ja sagen oder nein?

Aber der Doktor wartete auf gar keine Antwort. Ohne ihre hilflose Verlegenheit zu bemerken, redete er aufgeregt weiter: „Jetzt aber weiß ich, wie schön die Welt ist! Dieser herrliche Ausblick auf das Hochgebirge“ — dabei schaute er ihr Gesicht an — „diese intimen Schönheiten des Waldes“ — er zeigte nach rechts und

nach links und blickte doch nicht hin — „das blaue Himmelsgewölbe und die leuchtende Sonnenscheibe daran“ — und dabei hatte sich längst eine schwarzdrohende Wetterwolke vor die Sonne geschoben und die ganze Landschaft in ein düsteres Licht getaucht. „Ich weiß jetzt auch, wie ergreifend schön ein einfaches Volkslied sein kann, sogar ein frohes Lachen habe ich gelernt. Und alles durch Sie. Und wenn mich jetzt wieder einmal die Sehnsucht meiner Jugendjahre überkommen sollte, dann werde ich nicht mehr die rotblühende Blume des grauen Hauses vor mir sehen, sondern das einsame Haus an der Donau, den Wald hier und Sie, Fräulein Klara. Ich bin ein anderer Mensch geworden, ein froherer — durch Sie. Lassen Sie mich Ihnen danken.“

Er hatte ihre Hand ergriffen, die sie willenlos seinem Drucke überließ.

Nun aber schreckte sie plötzlich empor und wollte aufspringen. „Es regnet!“ Wie eine Erlösung kamen ihr die schweren Tropfen vor, die durch das Geäst auf sie herniederklatschten.

Mit sanfter Gewalt zog der Doktor sie auf ihren Sitz zurück und legte seinen Regenmantel um ihre Schultern. Nur ein ganz klein wenig streifte seine Hand dabei das zarte Gelock des goldschimmernden Haares, eine Sekunde lang nur berührte sein Finger den weichen Samt ihres Nackens, aber die kurze Berührung trieb ihm das Blut zum Herzen, und ihm war, als müsse er seine Hände vergraben in dem schimmernden Gelock, als müsse er das liebe Gesicht umfassen und an seine Lippen pressen. Und seine ganze schöne Theorie von „Weibern, die einen Mann suchen“ und von „Weibern, die das Weib in sich nicht finden können“ war plötzlich vergessen und er wußte nun mit einem Male: das war es

gewesen, was ihn so ruhelos gemacht die letzte Zeit, das war es gewesen, was er gesucht wie etwas Fehlendes, das war es, was ihm die Welt eine Zeitlang in so rosiges Licht getaucht: dieses liebe blonde Geschöpf an seiner Seite, das so klug war wie ein Weiser, so gut wie eine Mutter und so unschuldsvoll wie ein Kind.

„Wir sind hier unter den Bäumen geschützter als im Freien draußen," sagte er gepreßt. Und es war, als ob nun auch in seiner Stimme die Angst zitterte. „Und überhaupt — Sie dürfen jetzt nicht so fort von mir. Ich habe Ihnen noch für anderes zu danken. Sie haben mich ja noch etwas gelehrt, was ich bisher nicht wußte: daß es Frauen gibt, die so ganz anders sind, als ich mir bisher immer alle vorgestellt. — Fräulein Klara — ich weiß nicht, wie ich Ihnen das sagen soll, ich habe derlei nie gesprochen, weil ich es nie empfunden hatte, aber wenn wir jetzt voneinander gehen sollen auf Nimmerwiedersehen, dann sind Ihre schönen Sommermärchen eine traurige Lüge, und es wäre besser gewesen, die graue Brille nicht von den Augen zu nehmen. Lieber sein Leben lang blind sein, als einen Blick tun dürfen in die Sonne und dann wieder zurück müssen in die Finsternis!"

Fräulein Klärchen, die doch von Jugend an gelernt hatte, so fest auf eigenen Füßen zu stehen, wußte sich keinen Rat und Ausweg mehr. Angstvoll richtete sie den Blick auf den Mann neben ihr, und als sie sah, wie auch aus seinen Augen die helle Angst heraussah, da konnte sie nichts anderes tun, als ihre Arme um ihn schlingen, daß der schützende Wettermantel von ihren Schultern auf den nassen Waldboden fiel.

Und es war ganz wie im Märchen — —

Als die beiden nach einer Stunde halb durchnäßt dem einsamen Gasthause an der Donau zuschritten,

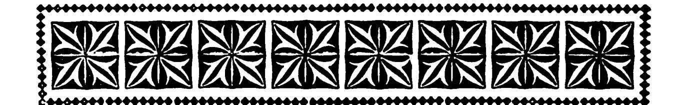
rief die Wirtin ganz entsetzt ihrem Manne zu: „Ja du, unsere Sommerleut'! Die hat aber der Regen ordentlich derwischt!“

Der Hausvater blickte durch die nassen Scheiben, wackelte schmunzelnd mit dem Kopfe und meinte: „Aber schön langsam kommen s' daher. Und Hand in Hand gehn s' wie zwei Liebesleut'! Ja, ja, ich sag's ja alleweil: all's braucht seine Zeit und 's rechte Wetter dazu. Wann d' Sonn' scheint, pfeifen die Amseln, und wann's regnet, quaken die Frösch'. Die zwei dort hätten bei schönem Wetter ihr Lebtag nit z'sammg'funden. So hat halt unser Herrgott heut wieder regnen lassen. Der weiß allemal am besten, was sich g'hört.“

Zwei Minuten danach rief er den Kommenden einen munteren Gruß zu. „Schön's Wetter heut! Gelten S', Herr Doktor?“

Und die beiden schüttelten das kalte Naß von sich und antworteten strahlenden Auges wie aus einem Munde: „Herrlich ist's!“





Mein Grisly.

Abenteuer eines Grenzvermessers in Alaska.

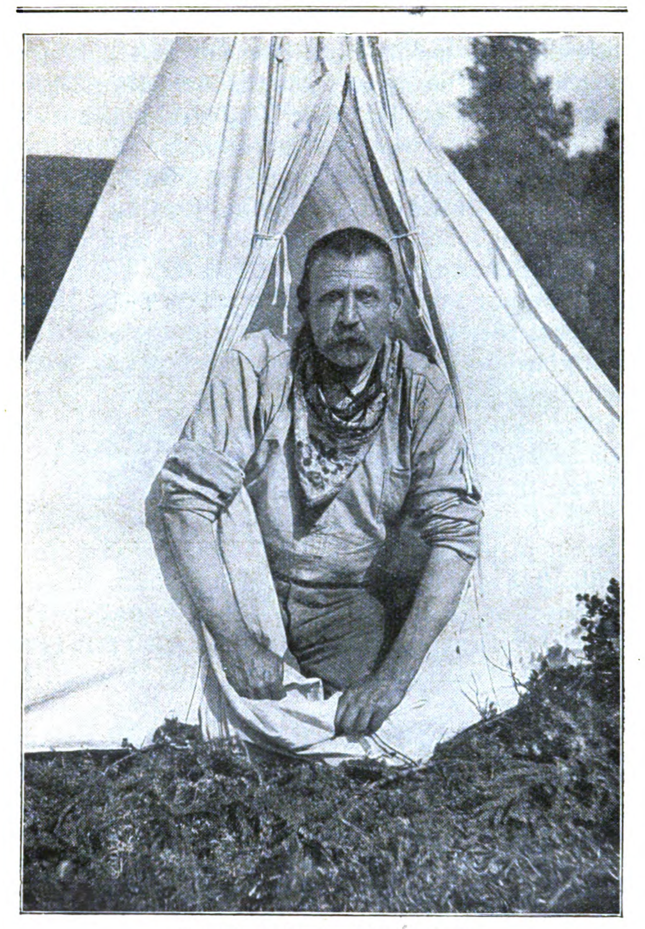
Von Benno Alexander.

Mit 11 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Seit Jahr und Tag bin ich an der alaskischen Grenzvermessung mitbeteiligt gewesen, die zurzeit gemeinschaftlich von den Regierungen Kanadas und der Vereinigten Staaten dem Ende zugeführt wird. Die Grenzlinie zwischen Alaska und dem kanadischen Yukongebiet zieht sich vom St. Eliasberg durch wilde Einöden längs des 141. Meridians bis zum Eismeere gen Norden hin.

Ende Mai 1909 hatte unsere Vermessungsexpedition an den jähen, unerforschten Nordabhängen der St. Eliasalpen, im Schatten des 3600 Meter hohen Grenzberges Natazha ihr einsames Lager aufgeschlagen.

Eines Morgens begab ich mich auf die Suche nach unseren Packpferden, die sich nachts zuvor verlaufen hatten. Spät am Nachmittage verlor ich ihre Spur auf dem felsigen Grunde, und plötzlich trieb vom Stillen Meere her durch die Gebirgspässe einer der hier so häufigen, oft lange anhaltenden Frühjahrsnebel herein, der mir jede Aussicht raubte. Ich stillte meinen Hunger notdürftig mit verdorrten Beeren, die hie und da noch vom Vorjahre her an den Büschen hingen, und endlich blieb mir nichts weiter übrig, als im Freien zu übernachten. Ich erwartete bestimmt, am nächsten



Der Verfasser in seinem Zelt.

Morgen bei klarem Wetter alsbald den rechten Weg zu finden.

Bei meinem Erwachen hatte sich indes der Nebel in eine geradezu ägyptische Finsternis verdichtet. Ich

hatte allerdings meinen Hinterlader und zwei Patronen mitgenommen, mußte aber natürlich bei solcher Witterung auf etwaige Jagdbeute verzichten und wieder die wenig einladenden Beeren versuchen. Dann saß ich ungeduldig da und rauchte meine Pfeife. Als sich endlich der Nebel ein wenig lichtete, setzte ich meinen Weg fort in der Hoffnung, irgendwelche Landmarken wiederzuerkennen, da ich in der Hast des Aufbruches leider meinen Kompaß im Kamp zurückgelassen hatte.

Zwar blieb die Sonne verborgen, doch beharrte ich bei meinen Versuchen. Gelegentlich bemerkte ich Renntierfährten; ein andermal hörte ich einige Schneehühner gackernd durch den Nebel entschwirren. Ich konnte sie allerdings nicht sehen, aber ihre Nähe erhöhte meinen Hunger.

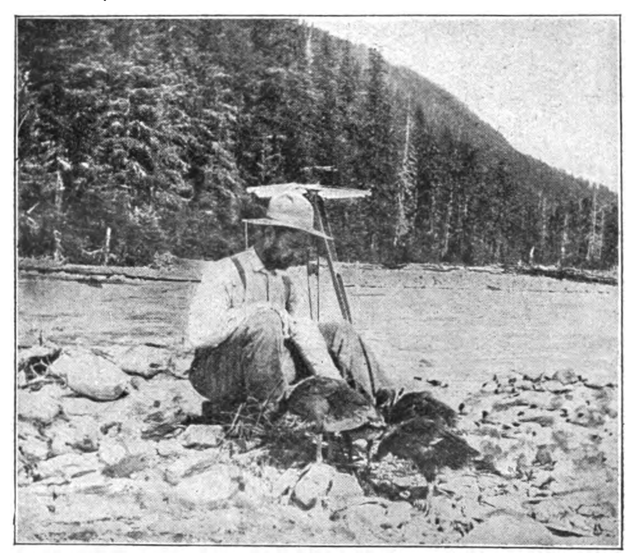
Es ist hierzulande nicht weidgerecht, ein Stachelschwein zu schießen, da dieses so unbeholfen dahinwatschelt, daß es leicht eingeholt und mit einem Knüttel getötet werden kann. Das Tierchen wird deshalb oft „Goldsuchers Freund“ genannt und hat schon manchem Verirrten das Leben gerettet. Heute sah ich natürlich keins.

Gegen Abend stieß ich am schlammigen Ufer eines Flüßchens auf beunruhigend große Bärenspuren, die meine Marschrichtung kreuzten. Dieser unwillkommene „Ephraim“, wie man hier den Grisly, den Graubären, nennt, war offenbar ein alter Geselle, denn seine Krallen waren stark abgenützt und die dritte am linken Vorderfuße fehlte gänzlich. Diese Entdeckung verursachte mir ein erhöhtes Gefühl der Verlassenheit, und mein schweres Gewehr schien plötzlich viel leichter.

Zum Glücke wußte ich damals noch nicht, wie zahlreich gerade hier diese grauen Riesenbären sind. Wenige

Wochen später erlegte mein Freund Dickie Martindale binnen wenigen Minuten drei dieser Unholde.

Früh sank abermals die nebeltrübe Nacht hernieder. Bei einem Bächlein vor einem überhängenden Felsen zündete ich ein mächtiges Lagerfeuer an. Mein langjähriger Zeltgenoß Ralph Robson und ich selbst fanden



Ein Grenzvermesser, Wildgänse fütternd.

hernach die Stelle zufällig wieder. Vor mir lag eine kleine grasige Ebene, dahinter umzirkelte mich düsterer Tann. Lange saß ich, nachdenklich rauchend, vor meinem Feuer oder kaute zur Abwechslung wie die Eingeborenen Kornellenzweige, um meinen ungeduldig knurrenden Magen zu beschwichtigen. Ab und zu entschleierten sich einige Sterne, doch mein sehnsüchtigst erwarteter Wegweiser, der Nordstern, blieb verborgen. Zuletzt über-

mannte mich die Müdigkeit. Ich legte einen tüchtigen Armvoll Holz auf das Feuer und streckte mich daneben auf hochgehäuften Zweigen der Balsamföhre zum Schlummer nieder.

Wie lange ich so im Schlafe gelegen, und ob ich geträumt, das vermag ich nicht zu sagen. Urplötzlich aber fuhr ich mit einem Schrei des Entsetzens auf.

Der Angstschweiß perlte auf meiner Stirn, und eisige Schauer rieselten mir am Rückenmark hernieder, wie ich sie seit den gruseligen Räubergeschichten aus meinen Kindertagen nicht gefühlt.

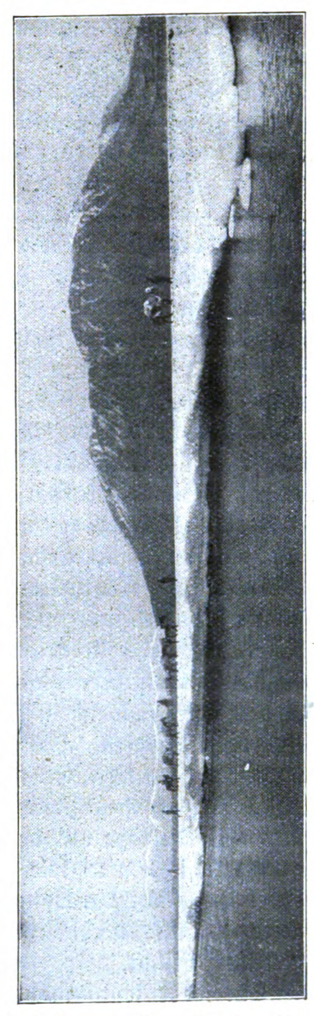
Die Glut war niedergebrannt. Schnell warf ich neue Zweige auf die Kohlen, saß neben den emporjagenden Flammen. Die Büchse schußfertig, wartete und starrte ich angestrengt hinaus in die Finsternis. Nun schienen sich endlich meine wirren Gedanken zu sammeln.

Dort, dort hinten, mir gegenüber, wo der nächtige Wald, den ich doch nicht sehen konnte, aufragen mußte, dort lauerte etwas auf mich — dort schlich das Schicksal! Was meine Augen nicht wahrnahmen, das fühlte ich: ich war nicht mehr allein!

Jetzt war das namenlose Etwas zu meiner Rechten, sich wiegend und schleppend, jetzt vor mir, jetzt zur Linken — nun kehrte es wieder um.

Mein Gesicht und mein Gewehr folgten dem unheimlichen, schrecklichen Geheimnis da drüben im Dunkel und Grauen. Kein Luftzug rührte sich, rings alles still wie das Grab. Dann knatterte das Feuer plötzlich wie Totensalven.

Und nun, o Wunder, schnell wie das Grausen gekommen, war meine Furcht dahin. Ich mußte über mich selber lachen. Alles schien mir ganz klar: unter dem Einfluß wüster Traumgebilde hatte ich mich jedenfalls vor den bloßen, schwankenden Schatten der Nacht geängstigt.


Am St. Eliasberg vorbei.

Ich schürte das Feuer, zündete meine Pfeife an, suchte mein Lager wieder auf, starrte ins Flammengeflacker und war unversehens wieder eingeschlafen.

Kaum glaubte ich die Augen geschlossen zu haben, da riß es mich jählings abermals empor. Mit gesträubtem Haare, keuchend und schwitzend in unnennbarer Bangigkeit, saß ich da. Wieder auf den Knien, zog ich die Büchse an mich. Wieder war das Feuer fast erloschen. Das Schweigen, die Einsamkeit, die Öde und die Nacht schienen mir mit knochigen Fingern den Atem aus der Kehle zu pressen. Mit fliegenden Händen entfachte ich die Glut. O Entsetzen! Da ist es wieder, das tödliche Unding, das mir wie mit Funkelaugen die Seele durchbohrt. Hin und wieder schwankt es — hin und wieder — und bereits scheint es viel näher gekommen!

Ich habe oft vom sogenannten „Schrecken des Unbekannten“ gehört. In jener Nacht habe ich ihn kennen gelernt.

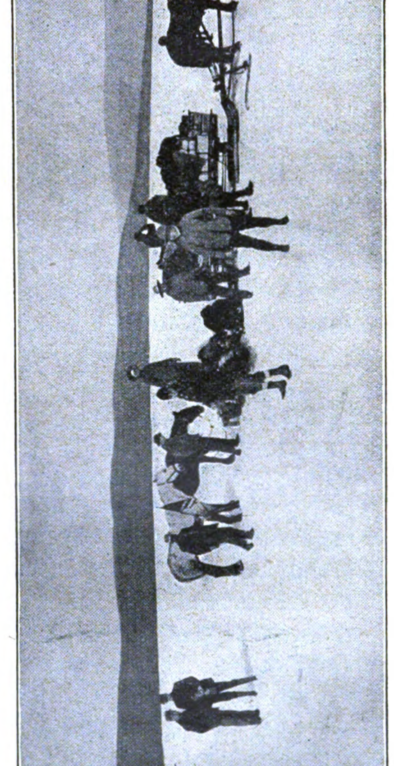
Unheimliche, wirre Gedanken jagten einander durch mein Hirn, als ich so eine lange, lange Zeit mit der Büchse im Anschlage auf den Knien kauerte. Das plötzliche, laute Aufprasseln der Flammen brachte mich endlich wie zuvor zu mir selbst zurück, und wieder war das Angstgefühl blitzgleich entschwunden. Doch diesmal spottete ich meiner eigenen Torheit nicht mehr, und mit dem Schlafe war es ein für allemal vorbei. Mächtige Äste schleppte ich heran, bis hohe Flammen vor mir aufloderten. —

Endlich — endlich stahl sich die graue Morgendämmerung durch das Tannicht. Es war kälter geworden, und der Nebel hatte sich in einen stetigen Landregen verdichtet. Nachdem ich meinen Leibgurt — es war jetzt wirklich ein „Schmachtriemen" geworden — enger geschnallt, überschritt ich den halbrunden Grasplan, der meinen Lagerfelsen vom Gehölz trennte. Am Waldrande stutzte ich, denn ich bemerkte ungeheure Bärenspuren. Vorwärts und rückwärts deuteten sie, immer vorwärts und rückwärts, in stets sich verengerndem Bogen tief in den lehmigen Boden eingepreßt. Ralph Robson, dem ich die Fährten später zeigte, schwur darauf, sie seien achtzehn Zoll lang und neun Zoll breit gewesen. Das ist so Ralphs Manier, aber er übertrieb diesmal nicht allzusehr.

Schließlich begegnete mir auch der Abdruck der linken Vordertatze mit der verlorenen Kralle. Ferner gewahrte ich, was mir tags zuvor entgangen, daß das linke Hinterbein lahm sein müsse, denn es schleppte augenscheinlich nach. Das unsichtbare Nachtgespenst gewann Gestalt.

Ein jeder kennt wohl das Gefühl, das einen beschleicht, wenn man irgendwo unversehens, aber unverwandt angestarrt wird. Man fühlt sich dadurch

beunruhigt und wird sich dessen zuletzt in unerklärlicher Weise bewußt. So hatte jedenfalls auch der heißhungrige Blick einer mordgierigen Bestie selbst den Schlaf eines Todmüden unterbrochen.



Unsere Expedition auf dem Eise.

Ich bin in den Wildnissen des fernsten Nordwestens seit langen Jahren zahllosen Bären begegnet, die meist schleunigst die Flucht ergriffen. Jetzt aber fielen mir alte, halbvergessene Geschichten ein von jenen „Menschenfresser-Löwen“, die — bejahrt, verkrüppelt und halbverhungert — keiner behenden Beute mehr nachjagen können und deshalb menschliche Opfer beschleichen. Das sind von allen Raubtieren die verschlagensten und gefährlichsten, und zu dieser Art

zählte zweifellos mein Grisly. Höchst wahrscheinlich hatte er mich gestern schon verfolgt und wäre beim gänzlichen Erlöschen meines Lagerfeuers über mich hergefallen, wenn er mich schlafend gefunden. Jetzt war ich gewarnt. Obwohl ich immerhin bedauerte, nur zwei Kugeln zu besitzen, fühlte ich mich immerhin bedeutend erleichtert in dem Bewußtsein, es schließlich doch mit einem greifbaren Gegner und mit keinem Höllenspuk zu tun zu haben.

Dies war bereits der dritte Tag meiner Wanderung. Mein in der nächtlichen Aufregung vergessener Hunger kehrte mit nagender Doppelwut zurück und trieb mir einstweilen meinen Grislybären aus dem Sinn.

Nachdem ich über eine Meile zurückgelegt, begann mir das Herz doch wieder schneller zu schlagen. Denn erstens tauchte plötzlich vor mir einer der selbst in diesen menschenleeren Ödnissen gelegentlich vorgefundenen geheimnisvollen Totenhügel auf wie ein unheilverkündender Mahnbote, und dann kreuzte ich gleich darauf auf einer moorigen Bodenstelle wiederum die mir jetzt so wohlbekannte Bärenspur. Einige hundert Fuß weiterhin waren die nunmehr ganz frischen Fährten sogar unverkennbar in meiner Marschrichtung ausgeprägt. Dies gab mir ernstlich zu denken. Das schlaue Scheusal wanderte offenbar parallel mit mir dahin in der Berechnung, mich zuletzt kampfunfähig zu sehen.

Unter den obwaltenden Umständen war ich denn auch kaum überrascht, als ich endlich, gegen die Tagesmitte, den Feind zu Gesicht bekam. Ungefähr hundert Schritte zur Linken und ziemlich gleichen Tritt mit mir haltend, schlenkerte, scheinbar ungeschickt, der Riesenbär dahin, den mächtigen Kopf seitwärts schwingend und mich aus seinen boshaften Schweinsaugen aufs schärfste belauernd. So ein widerlicher, widerlicher



Die Nordabhänge des St. Eliasberges.

Geselle! „Er ging an meiner Seite im gleichen Schritt und Tritt“ — aber leider nicht als guter Kamerad.

Dürr, räudig, lahm und teilweise kahl, blieb doch dieser verzweifelte Buschklepper des Tierreiches das gewaltigste und abschreckendste Ungeheuer, das mir je zu Gesicht gekommen. Bloße Worte vermögen den Eindruck eines solchen, zum Äußersten getriebenen



„Wieder zog ich die Büchse an mich.“

Mordgesellen kaum zu beschreiben. Offenbar ganz kürzlich vom Winterschlafe erstanden, hatte mich dieser Wegelagerer zum ersten Schlachtopfer nach langer Fastenzeit auserſehen.

Wohl trommelte mir in den Ohren das Blut zum Streite, und unter anderen Verhältnissen — wäre ich

meiner selbst sicher und nicht zugleich unruhig und abgehetzt gewesen — hätte ich auf diese Entfernung unbedingt losgedrückt. So aber beherrschte ich mich, um meines Erfolges ganz, ganz sicher zu sein.

So wanderten wir denn nun selbander über die einförmigen Waldhügel dahin. Einmal, als ich halb verzweifelt gerade auf ihn los schritt, wies er mir winselnd die Zähne, und seine Rückenhaare richteten sich sichtlich empor. Widerwillig nur ging er davon, unausgesetzt über seine breiten Schultern zurückschielend. Ein andermal, als ich mich niedersetzte, um auszuruhen, stellte er sich auf den Hinterbeinen bis zu seiner ganzen Höhe auf und witterte gierig, die gewaltigen Vorderpranken gegen den kahlen, leeren Leib gedrückt — ein schrecklicher Anblick. Dann zogen wir weiter im strömenden Regen, über gefallene Stämme und zwischen triefenden



Der Mount Natazha.

Bäumen — immer auf und ab, auf und ab. Plötzlich bemerkte ich, daß ich anfing mit mir selber zu sprechen, und versuchte nun, mich besser zusammenzunehmen. Bald darauf fiel ich über einen schlüpfrigen Baumstamm. Als ich mich wieder aufraffte, war mein Grisly zwanzig Schritte näher. Wie, wenn ich mich so verletzt hätte, daß ich hilflos liegen geblieben wäre?

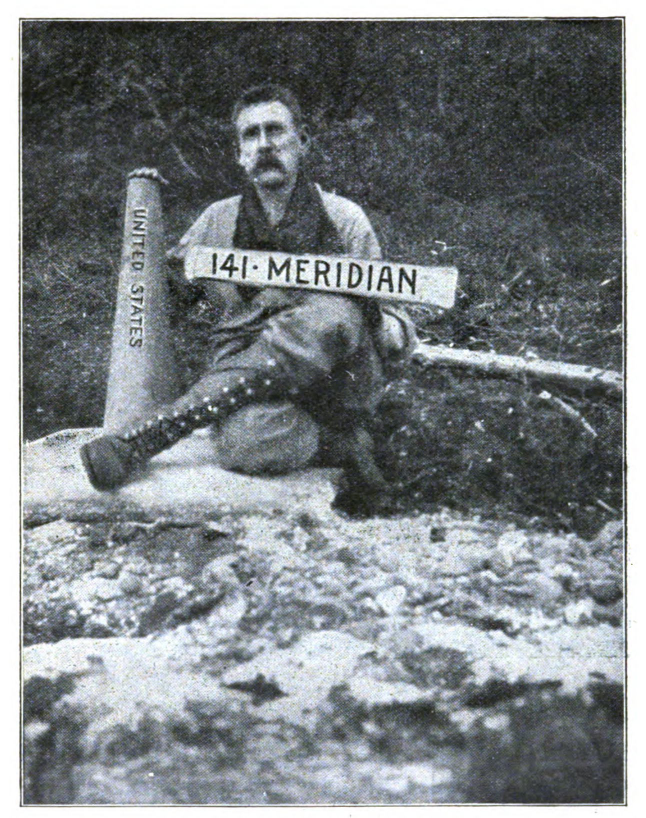
Endlich sah ich vor mir eine kleine, ziemlich buschfreie Lichtung, zur rechten Hand von einer glatten Felswand begrenzt. Auf diesen Abhang hin lenkte ich meine Schritte, mein Bär unentwegt mir zur Linken und jetzt nur noch sechzig Schritte entfernt. Unbewußt begann ich zu singen. Aber das Gebaren meines Begleiters rief mich bald zu mir selbst zurück. Der schlottrige und doch so zielbewußte Bursche drückte sich beim Klange meiner Stimme flach auf den Boden und kroch weitere zehn Schritte heran. Darauf schwieg ich, blieb stehen und griff nach der Sicherung des Gewehres. Wieder saß er auf den Hinterpranken, faltete die Vordertatzen übereinander, stierte mich an und wiegte den unförmlichen Schädel. Jetzt wußte ich auch, was ich gesungen: es war die schaurige Kiplingsche Ballade vom Jäger Matun.

Bis auf weniger als fünfzig Schritte hatte er sich herangepirscht, als wir vor dem lotrechten Felsenwall anlangten, in dessen Mitte eine tiefe, schmale Längsöffnung bis zum Boden niederklaffte.

Mit dem Rücken nach dieser Spalte gekehrt, saß ich davor nieder, um nachzudenken. Mein Quälgeist machte ebenfalls bereitwilligst halt, reckte sich nach alter Weise mit schwankendem Kopfe und gefletschten Zähnen empor und überwachte mich aufs allerschärfste.

Viel länger durfte es so nicht weiter gehen, und plötzlich kam es mir wie eine Eingebung. Selbst in

meinem erschöpften Zustande konnte ich auf diese Entfernung hin kaum fehlschießen. Schlimmstenfalls



Am 141. Meridian.

wußte ich jetzt aber auch dicht hinter mir einen Zufluchtsort, den Engspalt, in den das Ungetüm mir nicht wohl zu folgen vermochte. Im entscheidenden Augenblicke ließ mich die Kaltblütigkeit nicht im Stich. Ich

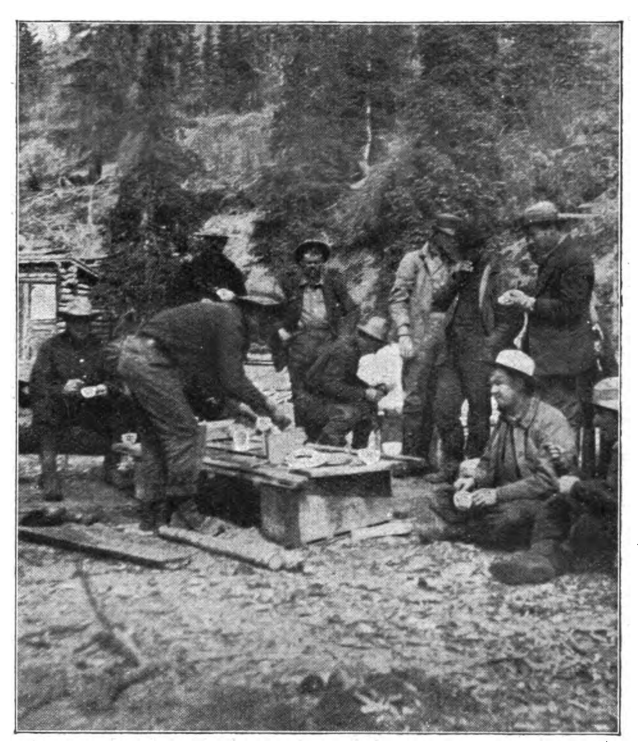
stützte meinen linken Ellbogen aufs Knie, legte sorgfältig an, zielte sicher aufs Herz meines höchst interessiert zusehenden Grisly und drückte los. Mit furchtbarem Gebrüll brach der Graubär im Feuer zusammen und



Ralph Robson und Dickie Martindale.

wälzte sich am Boden, während ich die verschossene Patrone schleunigst durch meine letzte ersetzte. Schon glaubte ich, dieselbe sei nicht mehr vonnöten, als sich der Grisly aufraffte und auf mich zuraste. In einer Entfernung von zwanzig Schritten warf ihn mein zweiter Schuß aufs neue nieder. Doch war er im Nu wieder auf den Beinen, während ich mich seitwärts in die enge Ritze klemmte. Damals wünschte ich — zum ersten und letzten Male — der Umfang meines

Brustkastens wäre kleiner gewesen. Denn bereits wenige Fuß von der Außenseite blieb ich elendiglich stecken, gerade als mein Todfeind mit glühenden Augen,



Großes Festmahl.

blutig geiferndem Rachen und einem wilden Wutgeheul auf meine Feste losstürmte. Vergebens versuchte er köpflings einzudringen, obwohl seine Zähne in unheimlicher Nähe schnappten und sein heißer Brodem mich streifte. Bald biß er in tollblinder Wut ins krachende Gestein, bald scharrte und kratzte er im

unnachgiebigen Felsenboden, und endlich fischte er gar nach mir mit gewaltigen Pranken, bis seine Krallen mich fast ritzten.

Wenige Minuten schienen mir wie Stunden. —

Endlich aber erlahmten seine Bewegungen. Er sank zu Boden, preßte einigemal seine Tatzen auf das aus zwei Brustwunden sprudelnde Blut, als ob er es stillen möchte, rollte langsam auf die Seite, tat einen letzten, tiefen Atemzug und regte sich nicht mehr.

Vorsichtig beobachtete ich meinen Grisly, aber er war tot und er blieb tot.

„Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge“, wie ich war, gelang es mir erst nach längeren Versuchen, mich zu befreien.

Zum Nachtessen hatte ich frischgerösteten Bärenschinken, der, wie vorauszusehen, sehr zähe war. Aber ich war durchaus nicht wählerisch.

Kein Alpdrücken störte mich diesmal aus meinem tiefen Schlummer. Spät erst am nächsten Morgen wurde ich durch helle Sonnenstrahlen geweckt.

In weiter Ferne leuchteten vertraut die Doppelspitzen des Mount Natazha, von letzten, langsam zerflatternden Nebelschwaden umweht. Am Fuße dieses Grenzberges lag unser Kamp. Eine kurze Strecke diesseits, dort, wo wir am 141. Meridian, der internationalen Scheidelinie, das erste Grenzdenkmal nördlich von den St. Eliasalpen errichtet hatten, unweit vom Kletsanbach, stieß ich auf meine beiden Zeltgenossen Ralph Robson und Dickie Martindale. Wie der Rest unserer Genossen hatten sie seit längerer Zeit nach mir geforscht.

Dickie verknallte alsbald die zehn Schüsse seines Magazinrevolvers. Das war ein verabredetes Signal und bedeutete: „Das Ganze halt und sammeln!“

Die Pferde waren bereits vorgestern wieder freiwillig im Kamp erschienen. Sie hatten sich inzwischen wohl auf ihre Hafersäcke besonnen.

Dem „Sammeln“ folgte natürlich die unvermeidliche „Kritik“. Jeder wäre selbstverständlich „meinen“



Nach der „Kritik“.

Grisly auf andere, schnellere und bessere Art losgeworden. Aber das war doch eigentlich meine Privatangelegenheit, da ich es war, den er hatte fressen wollen.

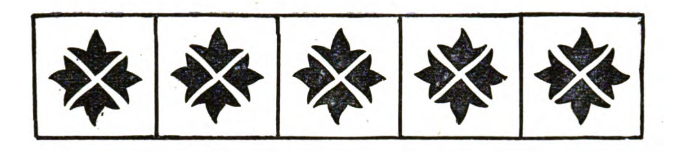
Inzwischen hatte unser Koch einen tüchtigen Imbiß vorbereitet, dem wir gebührende Ehre erwiesen.

Dann zogen mich Ralph und Dickie beiseite zu einem lauschigen Winkel im Busch. Ralph setzte sich links, Dickie lagerte sich rechts, und ich thronte in der

Mitte und mußte mein Bärenabenteuer noch einmal genau und ausführlich schildern.

Beide waren ganz aufgebracht, weil ihnen so etwas nicht passiere. Mein Erlebnis schien sie aufs höchlichste zu interessieren. Sie wünschten sogar, „mein Grisly wäre ihr Grisly gewesen“. Das wünschte ich auch — aus ganzem Herzen. Den hätten sie gerne haben können.





Zwischen den Stunden.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt

von H. Schobert.

Wie ein eiskalter Strahl durchzuckte es ihn plötzlich vom Kopf bis zu den Füßen. Kerzengerade sprang er auf und starrte um sich. Wo war er denn eigentlich? Wie kam er hierher? Wieviel Uhr konnte es sein?

Eine Turmuhr in der Nähe gab Antwort. Drei tiefe Schläge dröhnten ihm in die Ohren.

Drei Uhr morgens!

Ja, um Gottes willen, was war denn mit ihm geschehen? Wie kam er in diese ihm völlig fremde Gegend?

Er wußte nur, daß er sich um halb zwölf Uhr mittags auf das Sofa in seinem Zimmer gelegt hatte, weil unerträgliche Kopfschmerzen ihn folterten, so heftig, so qualvoll, wie er sie noch nie gespürt hatte. In seinem ganzen Leben war er stets gesund gewesen; erst jetzt, während der Vorbereitung zum Assessorexamen, hatten sich manchmal Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel und Schmerz gezeigt. Aber er hatte nicht besonders darauf geachtet. Das alles würde ja mit den anstrengenden Vorbereitungen zum Examen aufhören und er wieder ganz frisch werden. Nur gestern, ja gestern — das war furchtbar gewesen! Und während er nachdenk-

lich in das fahle Grau des heraufdämmernden Morgens starrte, fühlte er wieder das kreiselnde, messerscharfe Schneiden in seinem Gehirn wie gestern. Nur viel, viel matter, nur wie eine leise anklingende Saite.

Und dann?

War er dann aufgestanden? Hierher gegangen? — Wo aber war er am Abend gewesen?

Unmöglich sich zu erinnern — unmöglich, unmöglich!

Er blickte mit starren Augen vor sich hin.

Vor ihm aus grünem Rasen hoben sich weiße Propyläen, denen muschelförmige Bänke sich anschlossen. Hohe, dichtbelaubte Bäume dahinter zischelten leise im aufspringenden Morgenwinde, Blumenrabatten ließen Farbe und Düfte ahnen.

Mit einer müden Wendung seines Kopfes sah er sich nochmals ringsum.

Alles fremd!

Und dazu dies tote, graue Licht, das sich zwar allmählich hob, aber alle Umrisse schwer, wie aus Stein gehauen, seltsam unwirklich und beklemmend erscheinen ließ!

Leo Lotz seufzte tief auf, und das Grauen, das zuerst nur wie ein feiner Kältestrahl ihm den Rücken hinabgerieselt war, wurde stärker und stärker.

Woher kam er? Was hatte er während der letzten Stunden seines Lebens getan? Warum stand etwas hinter ihm wie ein drohendes, unheimliches Gespenst, von dem ihm trotz allen Grübelns nichts bekannt war? Nichts als dies würgende Angstgefühl! — Er hob die Hände wie zur Abwehr in den grauenden Morgen und sah — sah mit Entsetzen, daß sie blutig waren — halb feucht noch, halb schon angetrocknet, aber blutig bis in die Manschetten hinein. Auch diese rot, ebenso das

Hemd, die Weste, die Beinkleider, selbst die Aufschläge des offenen Rockes.

Ein halberstickter Schrei rang sich von seinen Lippen.

Es war etwas mit ihm geschehen, etwas, von dem er nichts mehr wußte, weil er gar keine Erinnerung daran hatte. Daß es aber etwas Schreckliches gewesen — das fühlte er dumpf. — Blut an ihm — er selber in dieser Morgenfrühe an einem ihm völlig unbekannten, einsamen Orte — immer noch mit dem leisen, wühlenden Schmerz im Kopfe! — Was konnte das bedeuten?

Instinktiv griff er nach der Stirn, als müsse er seine Gedanken zusammenpressen, sie zwingen, ihm ein Bild der letzten Stunden zu entrollen, und da fühlte er wohl sein weiches Haar in straffem Scheitel unter den Fingern, aber die Kopfbedeckung fehlte!

Das Rätsel, das ihn umgab, wurde immer dichter, immer grauenhafter sein Seelenzustand.

Was konnte nur mit ihm geschehen sein?

Wie zerbrochen fiel er wieder auf die Bank zurück, auf der er bisher gesessen. Die dumpfe, schreckliche Leere in seinem Kopf entsetzte ihn, das krampfhafte Suchen nach einer Verbindungsbrücke zwischen gestern und heute trieb eiskalte Tropfen auf seine Stirn. Grauen erfaßte ihn angesichts dieser dunklen, unausfüllbaren Leere und der unerklärlichen, rätselhaften Blutspuren.

Inzwischen war der Morgen heraufgezogen, weicher wurde das Licht, ein verschlafener Vogellaut klang aus den Bäumen. Den einsam Dasitzenden schüttelte trotz der lauen Luft ein Frösteln, das sich bis zum Zähneklappern steigerte.

Eines war sicher, er mußte schleunigst fort von hier, niemand durfte ihn so sehen!

Einen scheuen Blick warf er um sich, aber der überzeugte ihn, daß er allein war — ganz allein. Behutsam

faßte er mit der Rechten in die Tasche seines Beinkleides, denn fremdes Blut klebte ja an den Fingern. Ob seine Geldtasche noch da war? — Gott sei Dank, ja!

Als er sie nun herauszog, um sich von dem Inhalte zu überzeugen, bemerkte er, daß von der Fassung des Ringes, den er am kleinen Finger trug, ein langes, dunkles Frauenhaar herabhing.

Er starrte darauf nieder und fühlte, wie ihm dabei übel wurde. Der Jurist in ihm regte sich, und traumhaft zogen wilde Bilder durch sein Hirn. Zwar nicht zu fassen, darum aber nur desto quälender.

Und aus diesen Bildern löste sich plötzlich etwas — ein heller, klagender Frauenschrei.

Ja — den hatte er gehört, den gab seine Erinnerung jetzt deutlich zu, wenn auch sonst noch alles Nacht blieb.

Ein Schrei, den er jetzt noch zu hören glaubte, und der ihn erzittern ließ.

Dann murmelte er halblaut, mechanisch vor sich hin: „Wer bin ich? — — Leo Lotz — Referendar, stehe dicht vor dem Assessorexamen, wohne Georgstraße 159 Hochparterre; und heute ist Dienstag, denn gestern war Montag! — — Ist heute aber auch sicher Dienstag? — Wohne ich wirklich Georgstraße 159? Ist dies hier Berlin?“

Eine klägliche Angst packte ihn plötzlich, wie er sie nie gekannt, Tränen liefen ihm über das Gesicht. Er zitterte und zauderte, fürchtete sich aufzustehen und mußte doch fort — fort, in seine Wohnung! — Da würde er allmählich sein Bewußtsein, seine Erinnerung wiederfinden.

Nochmals versuchte er aufzustehen. Der Kiesboden neben ihm wies dunkle Punkte — wahrscheinlich war das auch Blut; und nun hörte er auf einmal ein leises Klirren an seiner Weste.

Er griff hinab und hielt ein feines goldenes Kettchen in der Hand mit einem daran befestigten Amulett, so groß etwa wie ein Markstück, dessen Oberfläche in unregelmäßige Figuren geteilt und mit Hieroglyphen bedeckt war. Ganz neu mußte es noch sein, denn das Gold blinkte hell, als wäre es niemals auf heißer Haut getragen worden.

Im ersten Augenblick des Schreckens wollte Leo Lotz das Schmuckstück wegwerfen, dann aber krampfte er seine Finger ganz fest darum. Vielleicht brachte es Aufklärung, vielleicht gab es ihm die Erinnerung an seine verflossenen Lebensstunden zurück!

Langsam, fast taumelnd verließ er endlich seinen Platz und ging bis an die Straße; vielleicht fand er ein Gefährt, oder konnte sich wenigstens orientieren, wo er war.

Aber auch der Straßenname schien ihm fremd, jedenfalls kannte er diese Gegend nicht.

Die Straße war dicht mit Bäumen bestanden. Er lehnte sich an einen Stamm und sah zum Himmel auf. Rosige Wölkchen zogen über schimmernde, fast noch weißliche Bläue. Es wurde schon Tag. Aber noch still wie ausgestorben lag die breite Straße da, die sich allmählich mit Licht zu füllen begann.

Eine schreckliche Angst packte Lotz. Wenn Leute ihn so sahen, mit Blut besudelt, ohne Hut — was mußten die von ihm denken! Fester lehnte er sich mit dem Rücken an den dichtbelaubten Baum, als hoffe er dadurch verborgen zu werden, und dann wartete er in der träumerischen Stille auf irgend etwas, das ihn retten konnte.

Und es kam! — Ein Wagen ratterte in der Ferne, kam näher, fuhr an ihm vorüber — eine halbgeschlossene Droschke, deren Lenker, die Zügel lose in der Hand,

seinem Pferde das Heimfinden überließ und mit sanft geneigtem Haupte schlief.

Als der Rosselenker dicht neben ihm war, sprang Lotz in den Wagen, zog die Decke bis an den Hals hinauf und rief: „Georgstraße 159!"

Unwillig brummte der Kutscher, denn er wollte vom Nachtdienst nach Hause. Da aber die genannte Straße ihm nur einen kleinen Umweg ausmachte, so nahm er die unerwartete Fuhre noch mit und trieb den Gaul an, ohne daß der aber seine Geschwindigkeit verstärkte.

Mit einem Aufseufzen der Befreiung lehnte Lotz sich in die Ecke und starrte vor sich hin. Wie sonderbar das alles war! Fühlte er sich nicht wie gerettet? — Was hatte er aber denn nur begangen, daß ihm wie einem Verbrecher zumute war?

Er sah nicht, wie die Straße allmählich belebter wurde, wie in einem Café die letzten Lichter erloschen, weil der Tag seinen strahlenden Einzug hielt, hörte nicht die pfeifenden Bäckerjungen, die johlenden Nachtbummler — er grübelte.

Da war endlich die Georgstraße. Ihm schien, als sei er eine Ewigkeit gefahren. Mit der Hand fuhr er an die benommene Stirn, und da sah er wieder das getrocknete Blut, sah Kette und Amulett.

Nun noch zwei Häuser! Er mußte den Kutscher bezahlen, aber mit den blutigen Händen ging das nicht gut.

Er fuhr in die Brusttasche, suchte nach dem Taschentuch, fand es, schlang es um die Finger und reichte so — verbunden wie ein Verletzter — das Geld dem Kutscher. Dann war er draußen, sprang mit zwei Sätzen über das Trottoir und stand gleich darauf in seinem Zimmer.

Gott sei Dank!

Daß der Kutscher dem sonderbaren, hutlosen Fahrgaste mit bedenklichem Kopfschütteln nachgesehen und, ehe er fortfuhr, noch einen langen, prüfenden Blick auf das Haus und dessen Nummer geworfen, hatte Lotz nicht mehr bemerkt.

Er stürzte zunächst ein paar Glas Wasser hinunter und trat dann vor den Spiegel. Ein grünlich bleiches, fast totes Gesicht starrte ihm daraus entgegen mit erloschenen Augen, bläulichen Lippen und einem so sonderbaren Ausdruck in den Mienen, daß er heftig erschrak.

Er sah auf den Abreißkalender über dem Schreibtisch. Der zeigte Montag den 23. Mai. Aber — war heute auch wirklich Dienstag? In seinem Zimmer sah es so feierlich still und aufgeräumt aus, daß er ebensogut längere Zeit fortgewesen sein konnte. Er wußte es jedenfalls nicht.

Allmählich fing er an, sich zu entkleiden, aber als er den blutdurchtränkten Anzug nun in den Händen hatte, kam wieder Furcht und Schrecken über ihn. Gesicht und Kragen waren rein, die Flecke begannen erst in Schulterhöhe, ihm selber konnte also nichts zugestoßen sein. Geschwind nahm er den Anzug und hängte ihn zuhinterst in den Kleiderschrank, warf die blutige Wäsche zusammengeballt in den äußersten Winkel, schloß zu — und zog den Schlüssel ab. Auf den Stuhl legte er frische Wäsche und einen anderen Anzug, die Stiefel rieb er blank. „Wie ein gewiegter Verbrecher," dachte er. Aber es kam ihm zum Bewußtsein, daß er das alles doch mehr mechanisch als mit Überlegung tat.

Dann wusch er sich von Kopf bis zu Fuß, als wollte er sich die Haut abreiben, starrte gedankenlos in das

blutige Wasser, das er ausgoß, leerte die ganze Karaffe noch hinterher und legte sich dann ins Bett, denn das nervenzerreißende, aufpeitschende Bohren und Winden in seinem Gehirn hatte sich wieder verstärkt.

Als er nun so still dalag, den Kopf auf dem Kissen, kam wie von weither, bis er allmählich das ganze Zimmer zu füllen schien, jener helle, klagende Frauenschrei, der allein ihm die Brücke zwischen dem Heute und Gestern war.

Er setzte sich aufrecht — er horchte! — Alles war still. Nur sein Blut begann zu rauschen, sein Herz klopfte wild, Schweißperlen feuchteten seine Stirn.

Dann gab er sich einen gewaltsamen Ruck. Jetzt hieß es zuerst einmal schlafen. — Dann — ja dann würden die Nerven beruhigt sein, das Gedächtnis zurückkommen.

Und er schlief wirklich ein. Jäh — gewaltsam stürzte sich der Schlaf auf ihn und hüllte ihn in seinen Mantel.

Nur mit Mühe kam er wieder zu sich, als es wiederholt an seine Tür klopfte.

„Wer ist da?“ schrie er heiser und sprang auf.

„Ich — Frau Brückner mit dem Frühstück! — Es ist zwölf Uhr, Herr Referendar.“

Ja, das war die ruhige, etwas ölige Stimme seiner Wirtin, die ihn da aus schwerem, unerquicklichem Schlafe riß.

Er ging zur Tür und riegelte auf, dann legte er sich wieder nieder. Daß er fortwährend mit dem Hinterkopf auf dem Kissen herumfuhr, wußte er kaum.

Die alte Frau setzte den Kaffee auf den Nachttisch und sagte lächelnd: „Es ist auch ein Brief von dem Fräulein Braut da!“

Er sah den großen, weißen Umschlag auf der zusammengefalteten Zeitung liegen, und das gab ihm einen Ruck. Ja richtig! Sabine, seine Braut! Er hatte

doch gestern abend zu der Mutter Justizrätin kommen sollen! — War er nicht dagewesen?

Das Dunkel in ihm lichtete sich nicht, so fest er die Zähne auch zusammenbiß.

„Aber, wie sehen der Herr Referendar denn aus?"

Frau Brückner erschrak wirklich und starrte ihn entsetzt an.

„Ich habe scheußliche Kopfschmerzen!" Er drehte das Gesicht zur Seite und überlegte, was er fragen sollte, um sich vielleicht einen Faden durch das Labyrinth der letzten Stunden zu verschaffen.

Aber die Frau kam ihm zuvor. „Darüber klagten der Herr Referendar ja gestern mittag schon. Das kommt wohl vom vielen Arbeiten."

Also erst seit gestern hatte er seine Erinnerung verloren.

„Wann ging ich gestern eigentlich fort, Frau Brückner?" fragte er weiter. „Ich erinnere mich nicht mehr so genau."

„Wohl so zwischen sechs und sieben," gab sie bereitwillig Auskunft. „Als ich ging, lag der Herr Referendar noch auf dem Sofa. Als ich wiederkam, waren Sie weg. — Ach, und auch noch den Anzug gewechselt? Der graue war es doch gestern — und heute liegt der dunkelblaue hier!"

„Der graue Anzug muß gereinigt werden," sagte er.

„Schön, werde ich besorgen. — Aber — ist die Welt nicht scheußlich, Herr Referendar! Da haben sie heute morgen ein hübsches junges Mädchen ermordet aufgefunden — im Tiergarten, an einem ganz einsamen Platze! — Scheußlich! Die Kehle mitten durchgeschnitten! — Solch ein gemeiner Kerl! — Daß man den nicht gleich aufhängen kann!"

Sie hatte die Zeitung entfaltet und reichte sie ihm.

Ihm wurde es rot vor den Augen, und der geöffnete Brief seiner Braut fiel ungelesen auf die Decke.

„Ja, ja, Frau Brückner,“ sagte er nur und winkte matt mit der Hand.

Sie ging hinaus. Jetzt riß er die Zeitung an sich; mit weit aufgerissenen Augen verschlang er den Polizeibericht.

Ein Mädchen getötet — anscheinend an derselben Stelle, an der die Leiche lag, denn die ganze Umgebung war getränkt von Blut. Schwarze Haare, kragenlose Bluse, so daß das Messer keinen Widerstand fand, als es in den Hals der Toten gefahren war. Kein Fingerzeig, wer der Mörder sein könnte — nichts!

Ihm wurde plötzlich übel, und er ließ das Blatt fallen.

Konnte er das gewesen sein in dem Zustande von Unbewußtsein, in den er seit gestern gefallen war? Unbewußt war ihm doch alles, was geschehen — nur der Schrei, der gräßliche Frauenschrei!

Sein Haar sträubte sich. Unmöglich!

Was aber war unmöglich, wenn jemand sein Bewußtsein verlieren und doch handeln konnte wie vielleicht ein normaler Mensch!

Und das Blut! Das Blut!

Die Zähne begannen ihm zu klappern, die Augen traten aus ihren Höhlen, als er immer und immer wieder zu lesen begann.

Aber es war ja ein Ding der Unmöglichkeit, daß er, Leo Lotz, der sich nicht erinnern konnte, jemand in seinem Leben etwas Unrechtes getan zu haben, in einem Zustand anormaler Geistesverwirrung so weit kommen konnte, ein Verbrechen auf sich zu laden, einen Menschen — ein wehrloses Weib zu töten!

All seine Jugenderinnerungen suchte er hervor,

um sich nur auf eine Grausamkeit zu besinnen. Es gelang ihm nicht. Solange er denken konnte, hatte man sein gutes Herz, sein weiches Gemüt gelobt. Das alles konnte sich doch nicht mit einem Schlage gewandelt haben!

Würde Sabine ihn lieben können, wenn ein Verbrecher in ihm lebte?

Er hielt das für ausgeschlossen. Aber sie liebte ihn!

Jetzt endlich nahm er ihren Brief auf und las ihn.

„Liebster Leo! Warum bist Du gestern abend nicht gekommen, obgleich Du es mir so fest versprochen hattest? Mama und ich haben bis zehn Uhr auf Dich gewartet. Aber als wir sahen, daß dann die Häuser geschlossen wurden, habe ich lange geweint. Du darfst nie und nimmer allein lassen

Deine kleine Sabine.

PS. Heute kommst Du doch! Ganz, ganz bestimmt — ja? — Hier steht ein Kuß für dich!“

Was sollte er tun? Sich mit Freundesbesuch entschuldigen, mit Krankheit — oder ruhig hingehen?

Er mußte unbedingt hin und seine Versäumnis von gestern abend entschuldigen. Vielleicht — nein, hoffentlich war alles nur Hirngespinst, und die Sache klärte sich ganz natürlich auf.

Er setzte sich an den Schreibtisch. Aber im Umsehen war er wieder in Grübeleien versunken. Obgleich er fühlte, daß sein Gehirn jetzt ganz normal arbeitete, ließ die Erregung über die klaffende Lücke in seiner Erinnerung nicht nach, trotzdem er sich bewußt wurde, daß es ein Unsinn war, sich mit dunklen Dingen zu quälen, die absolut noch nicht feststanden.

Aber während er sich das alles klarzumachen versuchte, empfand er doch, daß er in den letzten Stunden wie unter einem unerklärlichen Zwange stehend ge-

handelt hatte, genau so, als wäre er wirklich ein Verbrecher, der sorgsam jede Spur seiner Tat verwischen mußte, um sich zu sichern.

Und da fiel ihm plötzlich ein, daß einmal in der fröhlichen Studentenzeit ein Kollege von der medizinischen Fakultät ihm eine Schrift geborgt hatte, in der von den sogenannten Dämmerungszuständen Nervenkranker die wunderbarsten Dinge erzählt waren, und in dem betont wurde, daß gerade diese merkwürdigen Zustände noch dunkles Land für die Ärzte bedeuteten.

„Quatsch!“ hatte er damals gesagt, als er auch seinem besten Freunde Kern die Broschüre zum Lesen gegeben. „Wie kann ein vernünftiger Mensch solchen Zuständen anheimfallen? — Irre — ja; das kann schon sein! Aber wir vernünftigen Menschen, würden wir wohl jemals unsere Erinnerung — außer bei Trunkenheit — völlig verlieren können? — Sehen wir so aus?“ Er hatte sich dann zu seiner vollen Höhe aufgerichtet, die Hände eingestemmt und Kern herausfordernd angesehen.

Wie deutlich stand ihm die Szene in diesem Augenblicke wieder vor Augen!

Aber auch des Freundes Entgegnung hörte er wieder: „Mensch! Wer weiß denn, ob in solchen Stunden des einzig wachen Unbewußtseins uns nicht irgend ein atavistisches Gelüst übermannt, das vielleicht — seit Jahrhunderten von unseren Vorahnen her geknebelt in uns liegend — plötzlich frei wird und uns zu unausdenkbaren Streichen verführt! Übrigens ein schauderhafter Gedanke! Gib das Buch zurück! Wir Juristen brauchen keine dicken, sondern helle Köpfe!“

Leo Lotz sprang auf und schlug mit der Faust auf den Tisch. Zum Teufel mit allen Gedanken! Essen wollte er jetzt, spazieren gehen dann — und vielleicht

zu einem Arzte, damit er ihm half, das vermaledeite Dunkel zu lüften, oder — der ihn kräftig auslachte.

Danach sehnte er sich am meisten, nach einem befreienden Lachen, in das er einstimmen konnte, und vor dem jeder Spuk verflog.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber der Nervenarzt, den er aufsuchte, lachte gar nicht. Er sagte ihm sogar, daß die Fälle, in denen ein Mensch das Bewußtsein seines Ichs auf Stunden — ja Tage und Jahre vollständig verlor, durchaus nicht so selten seien. Daß kein Weg von dem einen zum anderen Ich hinüberzuführen brauche.

Und er erzählte ihm eine ganze Reihe von Fällen, in denen das zweite Ich ebenso normal gehandelt hatte, wie etwa das erste gehandelt haben würde, und daß nur die Augen Verräter geworden seien.

Leo Lotz hörte nachdenklich zu. Er erinnerte sich jetzt, mehrfach von verschwundenen, umherirrenden Menschen gelesen zu haben, deren Angehörige verzweifelt nach ihnen suchten, bis sie endlich irgendwo — manchmal sogar an weit entlegenen Orten — aufgefunden wurden. Er hatte das meist skeptisch belächelt und irgend einen verborgenen Grund angenommen, der das Untertauchen des Betreffenden wünschenswert erscheinen ließ.

Nun saß er mit etwas vorgeneigtem Kopfe neben dem Arzt und hörte zu, was der sagte.

Plötzlich blickte er auf. „Aber daß ein Mensch in solchem Zustande — wohlverstanden ein ehrenhafter Mensch — Dinge begehen könnte, an die er sonst nie auch nur gedacht haben würde — das, Herr Doktor, ist doch wohl ganz unmöglich?"

„Unmöglich? — Was ist überhaupt unmöglich, wenn es sich um so unerforschte Gebiete der Seelenkunde

handelt? — Erfahren von einem solchen Falle habe ich allerdings noch nichts — und möchte daher auch nicht eher daran glauben. Im allgemeinen verläuft die Sache wohl harmlos. Ihnen aber, Herr Referendar, kann ich nur raten, ein paar Tage auszuspannen, an die See zur Erholung zu gehen und sich nicht in krassen Ideen zu ergehen. Das Dunkel lichtet sich oft ganz unerwartet, und das Erinnerungsvermögen arbeitet dann wieder tadellos."

Leo Lotz strich sich über die Stirn. „Ist das nicht ein Zeichen von Idiotismus, Herr Doktor?" fragte er noch. „Eine Sache, die oft wiederkehren kann?"

Der Doktor zuckte die Achseln. „Solche Anfälle können wiederkommen, notwendig ist das aber nicht. Ein Fall von Idiotismus liegt aber keinenfalls vor. Gerade die geistig begabtesten und tüchtigsten Menschen neigen zu solchen Zuständen durch Überreizung der Nerven. Freilich empfiehlt es sich für die Zukunft, stets eine Visitenkarte bei sich zu tragen, um die Rekognoszierung zu erleichtern."

Leo Lotz hatte kaum mehr zugehört. Eine Frage bohrte in ihm, der er nicht so recht Ausdruck zu geben vermochte. Aber jetzt, als er merkte, daß der Arzt zu Ende war, raffte er sich doch dazu auf.

„Ist es möglich, daß in einem solchen Zustande der Bewußtlosigkeit Verbrechen begangen werden können?" fragte er und sah seinem Gegenüber scharf in die Augen. „Ist das überhaupt denkbar? Mich als Juristen interessieren natürlich derartige Fragen besonders," setzte er hastig hinzu, denn ihm schien, als ob der Arzt eine überraschte Bewegung machte.

„Warum denn nicht? — Mir freilich ist in meiner Praxis noch kein derartiger Fall vorgekommen. Ich entsinne mich auch nicht —"

Und Leo Lotz stand dann wieder mit demselben Gefühl dumpfer Angst, das ihn bisher gefoltert hatte, auf der Straße. Die Unterhaltung mit dem Arzt hatte ihm keine Erleichterung gebracht. In ihm und um ihn blieb nach wie vor alles dunkel. Auch die Kopfschmerzen hatten sich wieder verstärkt.

Und jetzt würde Sabine ihn erwarten.

Er ging eilig. Sein Herz schwoll vor Sehnsucht nach der Geliebten, aber er war fest entschlossen, kein Wort von dem Geschehenen verlauten zu lassen. Ein Gefühl von Scham schloß ihm den Mund, Scham, daß ihm, dem frischen, gesunden Manne, solche Unmöglichkeiten passieren konnten. Erniedrigt kam er sich dadurch vor, darum durfte niemand etwas davon erfahren. Mit einem Jubelschrei flog seine Braut ihm an den Hals.

„Endlich, Leo! Endlich! — Ich habe solche Sehnsucht nach dir gehabt und solche Angst."

„Warum denn Angst?" fragte er lächelnd und sah ihr in die feuchten Augen.

„Ich weiß nicht. Eine andere könnte ja —"

„Aber Sabine!" tadelte die Rätin lächelnd. — „Da siehst du, Leo, wie du sie mit deinen täglichen Besuchen verwöhnt hast."

„Warum bist du denn nicht gekommen? Und hast nicht einmal Nachricht geschickt, obgleich du es so fest versprochen hattest!"

„Ich hatte so furchtbares Kopfweh, daß ich alles darüber vergaß." Er strich mit der Hand über die Stirn. „Dergleichen kannte ich noch gar nicht."

„Ja, du siehst elend aus, Liebster! Aber nun ist es vorüber — nicht?" Sie zog ihn auf seinen gewohnten Platz und glitt beruhigend mit ihren kühlen Fingern über sein Haar. „Wenn nur das Examen erst vorüber wäre! Dann gibt es Erholung!"

„Der Doktor hat mir jetzt schon einen dreitägigen Luftwechsel verordnet. Ich soll an die See."

Ihr liefen langsam zwei Tränen über das Gesicht. „So lange soll ich dich hergeben, Liebster?"

„Sei nicht unvernünftig, Sabine! Zuerst die Gesundheit! Und Leo sieht wirklich schlecht aus," sagte die Rätin streng.

„Nächstes Jahr bin ich deine Frau," flüsterte sie, sich zärtlich an ihn schmiegend. „Dann trennen wir uns nie mehr."

„Nie, Sabine!"

„Wir wollen Mama bitten, daß wir mit dir an die See gehen. Unsere Gesellschaft wird dir ja wohl nicht schaden, Leo!" neckte sie.

Sie gingen in das Nebenzimmer, während die Justizrätin ihre Abendzeitung las.

„Denkt euch," rief sie plötzlich, „nicht weit von der grausigen Mordstelle hat die Polizei einen feinen, neuen runden Herrenhut gefunden, der vielleicht zur Entdeckung des Täters führen wird."

„Oh, das wünschte ich!" sagte Sabine. „Wer solche Scheußlichkeit begeht, ein armes Mädchen hinzumorden, der verdient nichts anderes, als auch hingerichtet zu werden. Da bin ich ganz mitleidlos."

„Ich auch!" bestätigte die Mutter.

Leo Lotz hatte sich auf den nächsten Stuhl gesetzt. Das Blut brauste ihm in den Ohren, der Hals war ihm wie zugeschnürt, er konnte kaum atmen.

Und die Rätin las weiter vor: „Der Hut trägt den Firmenstempel eines der ersten Geschäfte und unter demselben ein eingeklebtes goldenes L."

Sie kam nicht weiter. Ein Stöhnen von den Lippen ihres Schwiegersohnes ließ sie erschreckt aufblicken. Auch Sabine schrie auf.

Er lag gegen die Lehne des Sessels gesunken — wie erschlagen. Seine Augen waren geschlossen, die Haut grünweiß, dicke Schweißtropfen standen an den Schläfen und auf der Stirn.

Nachdem sich die beiden Frauen ein Weilchen um ihn bemüht hatten, schlug er die Augen wieder auf und sah wild um sich, während seine Zähne zu klappern begannen.

„Um Gottes willen, Leo!“ sagte die Rätin erschrocken, und die weinende Sabine abwehrend setzte sie energisch hinzu: „Du bist wirklich krank, Leo! — Geh nur an die See, aber gleich! Wir gehen auf keinen Fall mit. Du mußt absolute Ruhe haben!“

Dabei befeuchtete sie seine Stirn mit kaltem Wasser, gab ihm zu trinken und strich mütterlich liebevoll über seine bleichen Wangen.

Mit aller Gewalt nahm er sich zusammen, zwang sich zu einem Lächeln und sagte dann: „Seid nicht böse, bitte — meine Kopfschmerzen von gestern. — Sie gehen wohl bald vorüber.“

„Du gehst gleich nach Hause, Leo — gleich! Und legst dich zu Bett. Ich sehe morgen mit Sabine nach dir, wie es geht.“

Er sträubte sich noch ein wenig, aber im Grunde war es ihm ganz recht, daß die Damen ihn entließen. Wie hätte er es hier noch aushalten können, wo jeder Atemzug ihn würgte und er doch nicht wagen durfte, sich unbeherrscht zu zeigen. Auch die Zeitung, auf die er mit brennendem Verlangen stierte, konnte er nicht an sich reißen, um das Gehörte mit eigenen Augen zu verschlingen. Was hätte die Rätin von ihm gedacht! — Und — es war ja jetzt gar kein Zweifel möglich! Der Hut gehörte ihm, war erst vor ein paar Tagen gekauft. Die Verkäuferin würde sich ja seiner sofort erinnern,

da er wegen des Buchstabens, der nicht nach seinem Geschmack gewesen, Anstände gemacht hatte.

Scheu blickte er zu den beiden Damen hin. Machte die das L denn nicht stutzig?

Nein! Sie waren nur in Sorge um ihn, dachten gar nicht daran, auch nur die geringste Beziehung zwischen seinem Namen und dem Hutbuchstaben zu finden. — Wie sollten sie auch dazu kommen? Er war ihnen doch als einwandfreie Persönlichkeit bekannt, anständig und vertrauenswürdig von Charakter und Gemüt. — Nein, nein! Ihn würden sie nie verdächtigen, es gab ja so viele Namen, die mit einem L anfingen!

Er wischte wiederholt über sein Gesicht, auf dem der Schweiß immer neu perlte.

„Geh nach Hause, Leo," mahnte nochmals die Rätin, „und lege dich nieder. Wird es nicht besser, schicke zum Arzt. Versprich mir das — hörst du?"

Er versprach alles, küßte Sabine und schlich mit wankenden Knien die Treppe hinab. Dann aber, als er sich unbeobachtet wußte, stürmte er um die Ecke. Eine Zeitung mußte er haben um jeden Preis.

Gleich drei Nummern kaufte er und schlug dann den Weg zum Tiergarten ein. Es zog ihn zu dem Ort des Verbrechens, wie man ja jedem Verbrecher nachsagt, daß er die Stätte seiner Untat mit Vorliebe noch einmal aufsucht.

Dieser heftige Wunsch in ihm verwirrte ihn nur noch mehr.

Was veranlaßte ihn dazu? Das schreckliche Unterbewußtsein in ihm vielleicht, das allein von seiner Tat wußte?

Am liebsten hätte er ja laut hinausgelacht. Aber merkwürdig, was er sich auch denken, sich vernünftig vorreden mochte — er kam damit nicht weiter!

Die Zeitungen in der schlaff herabhängenden Hand durchquerte er den Tiergarten bis zu der Stelle, wo man die Leiche gefunden hatte. Auf dem Grasboden sah man noch dunkle Flecke, ein paar Zweige waren geknickt, der Rasen niedergedrückt. So viel konnte er bei dem weiten Abstand erspähen, denn Menschen in Haufen standen und gingen auf dem breiten Promenadenwege, um einen Blick auf die Mordstelle zu werfen. All diese Leute trieb nur die Neugier, die Lust am Grausigen her, das ihnen einen Nervenkitzel versprach.

Und vor all diesen Leuten, vor diesen neugierigen Augen scheute er sich plötzlich; mit abgewendetem Kopfe ging er vorüber, hörte aber doch alles, was sie da redeten und mutmaßten.

„Ein ganz Feiner soll es gewesen sein, denn der Hut war ein teures Stück. Und da hat er gelegen — da!"

Der Mann, der das sagte, wies mit der Hand nach links, wo der Weg eine Krümmung machte und ein Baumzweig so niedrig hing, daß ein großer Mensch leicht in die Verlegenheit kommen konnte, dadurch seine Kopfbedeckung zu verlieren.

„Ja — wenn sie den man kriegen!" erwiderte der Angeredete in zweifelndem Ton.

„Na, unsere Polizei wird schon hinter ihm her sein, die wird ihn schon erwischen!"

„Eine noble Belohnung haben sie ja für die Entdeckung ausgesetzt. Das tun sie zwar immer in schwierigen Fällen, aber —"

„Wird sich schon einer melden, der den Kerl gesehen hat."

Lotz sah sich scheu um. Sahen sie ihn nicht alle an, die hier halb zweifelnd, halb neugierig sprachen, stießen sie sich nicht heimlich an und deuteten auf ihn?

Gewaltsam brach er sich Bahn, sonst wäre er erstickt. In das tiefste Dickicht kroch er, und beim letzten Tageslicht las er noch einmal aufmerksam die Zeitungsartikel über das Verbrechen, den Fund des Hutes und die ausgesetzte Belohnung von fünfzehnhundert Mark.

Da wurde ihm plötzlich übel. Er mußte sich mit dem Rücken fest anlehnen und fühlte, daß Tränen ihm aus den geschlossenen Augen rannen, heiße Tränen über sein unverdientes, grausames Schicksal, das ihn zu zermalmen drohte.

Gestern abend um diese Zeit mußte er von Hause weggegangen sein, schon ohne Bewußtsein seiner selbst. Menschen waren ihm sicherlich begegnet, hatten ihm auch wohl in das Gesicht gesehen und wußten also, wo er gewesen war. Nur er selbst wußte es nicht! Er nicht!

Nun war es ganz dunkel und still um ihn geworden, hie und da blitzten elektrische Lichter auf, und er fühlte plötzlich, daß er Hunger hatte, quälenden Hunger. Er mußte irgendwo etwas essen.

Ein kleines, stilles Lokal lag an der Ecke der ersten Straße, in die er einbog. Er trat ein und bestellte etwas. Mit Heißhunger schlang er das Gebrachte hinab. Und dann fiel ihm plötzlich ein, wie lange er sich wohl noch der Freiheit zu erfreuen haben würde, wenn sie seinen Hut rekognosziert hätten. Hinter Gefängnismauern würden sie ihn setzen — und dann — und dann —

Er sprang auf, legte das Geld auf den Tisch und stürmte davon.

Fort aus Berlin! Auf alle Fälle fort!

Unterwegs besann er sich wieder anders. Was nützte ihn denn eine Flucht? Faßten sie ihn nicht hier, dann sicherlich anderswo, denn sie würden ihn ja verfolgen!

Er blieb stehen und sah die lichtdurchflimmerte Straße hinab. War er nicht unsinnig mit all diesem Sinnieren und Grübeln? Dabei mußte ja jeder vernünftige Mensch verrückt werden!

— — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Polizeipräsidium hatte sich schon am Morgen nach dem Morde ein Droschkenkutscher gemeldet und verlangt, eine Aussage zu machen. Zu einem Kriminalkommissar geführt, erzählte er von dem seltsamen Fahrgaste, den er zwischen drei und vier Uhr morgens in seinem Wagen heimbefördert hatte.

„Et war zwar 'ne janz andere Jegend, Herr Kriminal," sagte er zum Schlusse, „aber der Mensch kann doch loofen, besonders mit 'nem bösen Gewissen. Und dat er sich die Hand verbinden dat und janz voll Blut war, dat stimmt."

Er schüttelte noch nachträglich bedenklich den Kopf, gab dann noch des sonderbaren Fahrgastes und seine eigene Adresse an und ging mit dem erhebenden Gefühl ab, dem Staate einen großen Dienst geleistet zu haben. Und die Belohnung bekam er vielleicht auch.

Der Kommissar, der alles zu Protokoll genommen hatte, erteilte seine Weisungen, denn wenn auch kaum eine der inzwischen eingelaufenen zahlreichen Mitteilungen von Belang sein würde, geprüft mußten sie doch alle werden. —

Leo Lotz schlief inzwischen einen totenähnlichen Erschöpfungsschlaf, aus den ihn Frau Brückner erst mit der Ankündigung riß, daß seine Braut mit ihrer Mutter in der nächsten Konditorei auf ihn warteten.

Er kleidete sich eilig an, aber niemals war ihm sein Minnedienst schwerer geworden als an diesem Vormittage. Mit brennendem Kopf und geröteten Augen, mit nervös zuckenden Lippen, bleich und fahl trat er

Sabine gegenüber, die bei seinem Anblick entsetzt zurückfuhr. Auch die Justizrätin erschrak, sagte aber nichts, schlug vielmehr eine Spazierfahrt in die Umgegend vor, wo man gemütlich zu Mittag essen und sich erholen konnte.

Sabines überraschtes Gesicht verriet, daß davon vorher zwischen ihnen keine Rede gewesen war.

Lotz küßte der Rätin dankbar die Hand. Ja, das war wohl das beste! Hinaus ins Freie! Da würden seine Nerven sich beruhigen, so daß er nicht in jedem Vorübergehenden einen Verfolger erblickte. Es war ja alles so gräßlich sinnlos — diese Angst, dies Peinigen seiner selbst! Er wußte doch nichts von jenen Stunden, folglich konnte man ihn nicht haftbar machen für das, was darin geschehen.

Die frische Luft tat ihm wirklich gut, die Fahrt beruhigte ihn allmählich, und Sabine war zärtlich und lieb zu ihm wie immer.

Unterwegs griff er zufällig in die Tasche. Da vermißte er plötzlich den Schlüssel zu seinem Kleiderschranke. Wenn die Brückner nun spionierte, den Anzug fand, den er verleugnet hatte, weil er über und über mit Blut besudelt war!

Er bekam einen roten Kopf und hatte das Gefühl, sofort wenden lassen und nach Hause rasen zu müssen, um den vergessenen Schlüssel zu holen. Ein paarmal holte er tief Atem, wie ein Reif legte es sich ihm wieder auf die Brust.

Die Rätin beobachtete ihn stumm. Sie wußte nicht recht, was sie aus ihm machen sollte. Jedenfalls gab ihr sein Wesen zu denken. Das waren nicht nur Kopfschmerzen vom angestrengten Studium — irgend etwas anderes quälte ihn noch außerdem.

— — — — — — — — — — — — — —

Es klingelte an Frau Brückners Tür. Ein Kriminalbeamter, der die Aussagen des Droschkenkutschers nachprüfen sollte, hatte bald herausgefunden, wer der Fahrgast jener Nacht gewesen sein konnte, da es Georgstraße 159 viele möblierte Herren nicht gab.

Frau Brückner erschrak nicht wenig, als der Beamte sich bei ihr durch seine Marke legitimierte.

„Mein Mieter?“ schrie sie in den höchsten Tönen der Erregung. „Mein ordentlicher, solider Referendar und solch ein unsinniger Verdacht?“

Mit dem Beamten betrat sie das Zimmer, mußte sich aber sofort einen Augenblick setzen, denn der Schreck war ihr in die Knie gefahren.

„Wissen Sie, wo Ihr Mieter seine Hüte hat?“ fragte er.

Sie wies mit der Hand auf das obere Fach des Kleiderschrankes, in dessen Tiefe die Hüte zu liegen pflegten. Da lag aber nur ein alter schwarzer, steifer Hut. Der Beamte prüfte trotzdem sorgsam das Innere. Richtig! Von derselben Firma, mit demselben L gezeichnet wie der gefundene Hut. Befriedigt nickte der Beamte.

„Den neuen hat er auf,“ sagte Frau Brückner herzutretend; aber während sie das aussprach, wußte sie plötzlich ganz genau, daß er ja mit dem Strohhut fortgegangen war — und daß der neue Hut fehlte.

Ihr wurde kalt, sie mußte sich wieder setzen, weil ein merkwürdiges Zittern in ihre Knie kam.

Der Beamte wußte es aber besser. Er war mit dem in der Nähe der Mordstelle gefundenen Hute bereits in dem Laden des Verkäufers gewesen, hatte nachgefragt und eine genaue Beschreibung des Käufers erhalten, dem man erst kürzlich den Hut nach der Georgstraße 159 geschickt hatte. Ein Irrtum war gänzlich

ausgeschlossen, denn das eingeklebte L war nicht nach dem Wunsche des Herrn gewesen, er hatte ein anderes verlangt, man konnte noch deutlich die kleine Abweichung im Seidenfutter, wo das erste gesessen, erkennen.

Der Beamte musterte den Inhalt des Schrankes weiter. Er ging sehr sorgfältig dabei zu Werke.

Und da — Frau Brückner schrie laut auf — aus der hintersten Ecke holte er den zusammengeballten hellgrauen Anzug hervor, vollständig mit Blut beschmutzt, das ebenfalls blutige Hemd sorgfältig hineingestopft — derselbe Anzug, nach dem sie damals gefragt, von dem sie sicher wußte, daß ihr Mieter ihn an dem Tage des Mordes getragen hatte.

Warum bestritt er das am nächsten Morgen, erfand allerlei Ausreden?

Die Kehle wurde der armen Frau trocken, einen Augenblick schloß sie schwindelnd die Augen.

„Sie erinnern sich doch des Tages, an dem der Herr Lotz diesen Anzug zuletzt getragen hat?“ fragte der Beamte.

„Nein!“ stotterte sie in namenloser Angst.

Er sah sie scharf an. „Das glaube ich Ihnen nicht. Nun, schließlich ist Ihr Zeugnis ja auch belanglos. Wir haben ein anderes, das sicherer ist. Nur hüten Sie sich, durch Verschleierung von Tatsachen selbst straffällig zu werden.“

Sie sank ganz in sich zusammen und stöhnte leise.

Er trat dicht vor sie hin. „Zum letzten Male trug Ihr Mieter den Anzug Montag nacht und kam mit demselben blutbedeckt Dienstag gegen Morgen in seine Wohnung zurück,“ sagte er kalt. „Erinnern Sie sich nun?“

Sie nickte stumm. Aber dann setzte sie doch eilig

hinzu: „Das heißt, er trug ihn am Montagnachmittag, als ich ihn zuletzt sah. Mehr weiß ich nicht.“

„Auch nichts von diesem Blut?“

„Nein.“

„Können Sie sich erinnern, ob in seinem Waschgefäß das Wasser rot gefärbt war?“

„Er hatte alles ausgegossen — bis auf einen kleinen Rest,“ gestand sie bange. „Der sah aus wie mit Mundwasser vermischt.“

Der Beamte lächelte. Er packte jetzt das Gefundene zusammen, und während er darauf niedersah, fragte er so beiläufig: „War Ihr Mieter ein solider Mann?“

„Ja! Ja!“ Sie schrie es fast hinaus. Mit diesem Zeugnis konnte sie ihm am Ende helfen. „Er hat doch eine Braut — ein hübsches junges Fräulein. Und die Mutter ist eine Justizrätin.“

Der Beamte notierte die Adresse, dann sagte er: „Sie haben sich einstweilen durchaus ruhig und verschwiegen zu verhalten, Frau! Warnen Sie Ihren Mieter nicht, und erzählen Sie ihm kein Wort, sonst — könnten wir uns an Sie halten!“

Mit wankenden Knien schlich Frau Brückner in ihre Küche zurück und schloß sich ein. Was waren denn das für entsetzliche Dinge, die sie da eben miterlebt hatte? Ihr ruhiger, feiner Herr des Mordes verdächtig! — Ein Mensch, der so fröhlich lachen konnte, der so außerordentlich solid war! — Unmöglich! — Wie sollte er überhaupt an diese Person gekommen sein, die da im Tiergarten ermordet aufgefunden worden war? Er ging doch allabendlich zu seiner Braut! — Aber der blutige Anzug? Damit — das stand fest — hatte er sie belogen. Und der Hut? Jetzt fiel ihr auch ein, wie sonderbar er die letzten Tage gewesen war — ganz verstört. Ja, konnte denn so etwas möglich sein?

In der Abendzeitung las sie dann, daß die Ermordete als eine böhmische Kellnerin rekognosziert worden war. Das sprach nicht gegen eine Bekanntschaft mit ihrem Referendar. Der kam doch in verschiedene Wirtschaften. Und wenn ein vornehmer Herr heiraten wollte, schaffte er eben eine frühere Liebe beiseite, die ihm hinderlich sein konnte.

Schaudernd kroch sie unter diesen Vorstellungen ins Bett und löschte schleunigst die Lampe, als sie ihren Mieter heimkommen hörte. Ihr war, als fühle auch sie schon einen eiskalten Stahl am Halse, und das Gruseln verstärkte sich bis zum Entsetzen, als sie ihn so lange unsicher umhertappen hörte, ehe er seinen Türgriff fand.

Aufseufzend zog sie sich die Decke über den Kopf, als Leo Lotz seine Türe endlich geschlossen hatte.

— — — — — — — — — — — — — —

Gestärkt an Geist und Körper wachte Leo Lotz am nächsten Morgen auf. Mit klarerem Kopf als bisher konnte er an jenen Tag zurückdenken, der wie ein Felsen auf seiner Seele lastete. Mußte denn etwas geschehen sein, nur weil er sich nicht erinnern konnte? Gewiß — es war da manches merkwürdig, unerklärlich. Aber wenn er erst eine Zeitlang gar nicht mehr daran gedacht haben würde, kam vielleicht doch noch das Bewußtsein zurück, das er jetzt vergeblich suchte.

Er stand auf, kleidete sich an und klingelte nach dem Frühstück. Daß die Brückner sich so seltsam benahm, darauf achtete er gar nicht. Bis gestern war er entschlossen gewesen, sich im Examen zurückstellen zu lassen, um erst sein geistiges Gleichgewicht völlig wiederzuerlangen, jetzt besann er sich anders. Arbeit war noch immer ein gutes Heilmittel gegen allerlei Beschwerden gewesen. Fast liebevoll setzte er sich vor

seine Bücher, die er seit Montag mittag nicht mehr angesehen.

Da klopfte es, und auf seinen Ruf trat ein Herr ein, der sich als Kriminalbeamter zu erkennen gab.

Es war derselbe, der gestern die Haussuchung vorgenommen hatte.

Sobald der Referendar erfuhr, um was es sich handelte, wurde er totenbleich. Der Kopf sank ihm auf die Brust, und er bedeckte die Augen mit der Hand. Da war es ja — das Gefürchtete, das ihn mit einem Schlage in den Abgrund der Verzweiflung werfen würde.

Aber was auch kommen konnte, er würde es wenigstens nun loswerden — dieses dauernde Angstgefühl, ein Verbrecher zu sein, diese schreckliche Furcht, die ihn bisher ständig gefoltert hatte. Nichts konnte so schlimm sein wie dieser Zustand in den letzten Tagen. Hatte er etwas verbrochen ohne sein Wissen und seinen Willen — gut, dann würde er es wenigstens endlich erfahren.

Sich erhebend, reckte er sich, als würfe er eine schwere Last von sich, und folgte dem Beamten zum Polizeipräsidium.

„Was haben Sie dazu zu erklären?“ fragte der Kommissar, nachdem er Lotz die Aussagen des Kutschers vorgelesen, ihm Hut und Anzug, die er als sein Eigentum anerkannte, vorgelegt hatte. „Erzählen Sie mir, wo Sie in der fraglichen Nacht gewesen sind, wie der Hut in die Nähe der Mordstelle gekommen und der Anzug blutig geworden ist.“

Leo Lotz sah den Sprechenden, dessen klare Augen durchdringend auf ihm hafteten, ruhig an. „Ich weiß es nicht, Herr Kommissar. Ich weiß nichts, was mit jener Nacht zusammenhängt, nicht das geringste.“

„Nichts?“

„Nichts! — Wie herausgeschnitten aus meiner Erinnerung sind jene Stunden. — Was auch geschehen sein mag, ich weiß nichts!“

„Das klingt —“

„Unglaubwürdig — ich weiß es! Aber der Arzt, den ich befragte, bestätigte mir das Vorkommen solcher Zustände.“

„Sie können auch nicht erklären, woher das Blut an Ihrem Anzuge stammt?“

„Nein!“

„Der Droschkenkutscher bezeichnete Ihre Handlungsweise in jener Nacht als eine zwar auffallende, aber durchaus bewußte. Sie sprangen in den Wagen, zogen die Decke über den befleckten Anzug und versuchten die blutige Hand beim Zahlen mit dem Taschentuch zu verdecken. Auch später die Maßnahmen in Ihrer Wohnung zeugen durchaus von bewußtem Bestreben, alles zu verdecken, zu verheimlichen. Warum das, wenn Sie sich nicht schuldig wußten?“

„Halb war es Schreck, halb Scham und Entsetzen über den Zustand meines äußeren Menschen, den ich mir nicht erklären konnte. Ich fühlte immer noch völlig unklar, handelte nur wie unter einem Zwange.“

Wieder ein rascher, scharfer Blick des Kommissars auf den bleichen jungen Mann. Es lag so gar nichts Verbrecherhaftes in dem offenen, intelligenten Gesichtsausdruck. Es war immerhin möglich, was er aussagte.

„Herr Kommissar,“ sagte Lotz plötzlich, „glauben Sie, daß es irgend einen Nutzen haben könnte, ein Detektivbureau zu beauftragen, meinen Spuren in jener Nacht nachzugehen? Mir selber kann nicht mehr an der Aufklärung liegen wie Ihnen. Es müssen sich doch Spuren finden —“

Der andere strich sein Kinn. Wenn dieser Mensch

nicht hier unschuldig war, dann war er jedenfalls der abgefeimteste Schurke, den es gab. „Ich denke, unsere Kriminalpolizei macht ebensogute Arbeit,“ antwortete er zurückhaltend, „und Sie können sich wohl denken, daß wir uns nach den vorgefundenen Spuren nicht so leicht abbringen lassen werden. Die Sache wird genau untersucht, und ich bitte Sie deshalb auch, sich zu weiteren Auskünften für uns stets bereitzuhalten.“

„Das ist selbstverständlich, ich bin ja selber Jurist. Dieser unselige Fall muß aufgeklärt werden, es handelt sich ja doch auch um meine Existenz.“

Der Kommissar hatte sich erhoben. „Es war kein Mißtrauensvotum, das ich Ihnen mit meinen Worten ausstellen wollte,“ begütigte er unwillkürlich und setzte nach einer kleinen Pause hinzu: „Übrigens — wollen Sie die Tote sehen? Ich bin bereit, Sie zu begleiten.“

Der Referendar zauderte. Er hatte nie Leichen sehen mögen. Und hier handelte es sich noch dazu um eine Ermordete, als deren Mörder er sogar in Betracht kam. Ein eisiger Schauer schüttelte ihn. Aber er fühlte auch die prüfenden Blicke des anderen.

Mit aller Willenskraft richtete er sich in die Höhe: „Ich bin bereit, Herr Kommissar!“

In der Tat hatte den sein Zögern wieder stutzig gemacht. Das war doch alles so sonderbar!

Eine Droschke brachte sie nach dem Leichenschauhaus. Während der Fahrt sprach keiner ein Wort. Leo Lotz, eine Beute der gräßlichsten, immer stärker werdenden Abneigung gegen das Kommende, sank ganz in sich zusammen, je näher sie der Hannoverschen Straße kamen; der Kommissar rauchte ruhig seine Zigarre, er schien seinen Nachbar ganz vergessen zu haben.

Dann stiegen sie aus, gingen das kurze Stückchen durch den Garten und betraten den gestreckten Raum,

in dem hinter dicken Glaswänden die Toten lagen. Gleich die erste Leiche war die Ermordete. Ein junges, üppiges Mädchen mit schreckentstellten Zügen, am Halse die breite, klaffende Todeswunde. Schwarzhaarig, nicht häßlich, aber ziemlich gewöhnlich aussehend, in blutdurchtränkter weißer Bluse und dunklem Rocke.

In halber Ohnmacht lehnte Leo Lotz mit dem Rücken an der Wand, den faden, süßlichen Geschmack auf der Zunge, der solchen Zustand zu begleiten pflegt. Nur mit äußerster Willensanstrengung konnte er seinen Blick auf die Tote richten.

Er kannte sie nicht.

Dieses Dutzendgesicht war allerdings auch nicht geeignet, sich dem Gedächtnis einzuprägen, aber trotzdem — er kannte es nicht.

Seine Augen glitten über die nackten Arme, denn die kurzen Ärmel reichten nur bis an die Ellbogen, blieben einen Augenblick an den kräftigen Händen mit den breitgedrückten Nägeln hängen, gingen dann wieder in die Höhe und umfaßten unter der durchbrochenen Bluse die schimmernden weißen Schultern — und da — — Es schüttelte ihn plötzlich so, daß seine Zähne zusammenschlugen, große Schweißtropfen seine Stirne feuchteten. Da kam es wie ein Wogen und Wallen in die finstere Mauer seiner Gedächtnislosigkeit; sie hob sich noch nicht, aber er wußte plötzlich ganz genau, daß seine Hände in jenen dunklen Stunden etwas Weiches, Warmes umfaßt gehalten.

Eisig quoll es ihm den Rücken herauf, seine Haare sträubten sich — das fühlte er deutlich. Mit einem dumpfen Laut sank er zur Seite.

Der Kommissar richtete ihn auf, schob den Arm in den seinen und sagte ruhig: „Kommen Sie an die Luft.“

„Ich habe Tote nie sehen können," stammelte Lotz entschuldigend.

Und dann saß er wieder im Wagen und fuhr in seine Wohnung — allein! Mit ihm fuhr ein Grausen, das ihn schüttelte.

„Aber das Messer," dachte er, „wo wäre das Messer, mit dem ich getötet haben könnte?"

Er besaß keines, womit man eine solche Wunde hätte beibringen können; seine einzige Waffe war in seinem Schreibtische, ein Revolver. An den dachte er in diesem Augenblicke mit einer Art von Sehnsucht als dem einzigen feststehenden Punkte in diesem Wirrsal von Angst und Unbegreiflichkeiten.

An der Mordstelle war kein Messer gefunden worden, und doch konnte die Wunde nur von einem scharfen, dolchartigen Instrumente herrühren, so tief und lang, wie sie war. Aber wenn er schon in jenen Stunden so viel Unbegreifliches getan haben sollte, dann war es auch nicht ausgeschlossen, daß er irgendwo ein Messer gekauft und es später irgendwo wieder versteckt hatte. Er begriff ja selbst jetzt noch nicht einmal, warum er mit so viel Raffinement gehandelt hatte, nachdem er sich bewußt geworden, daß er mit Blut besudelt war. Auch da hatte er noch unter einem unbegreiflichen Zwange gestanden, wie ihm, je länger er darüber nachdachte, desto klarer wurde.

War da ein Faden, der das unbewußt Geschehene miteinander verband?

— — — — — — — — — — — — — —

Frau Brückner war zu der Justizrätin gelaufen. Allein trug sie die Geschehnisse nicht mehr.

Sabine verfiel in einen Weinkrampf, und auch die Rätin saß zitternd in ihrem Stuhle, dem sonderbaren Wesen ihres künftigen Schwiegersohnes während der

letzten Tage nachgrübelnd. Zweifellos war etwas mit ihm nicht in Ordnung, aber zu diesem scheußlichen Verdachte vermochte sie sich doch nicht aufzuschwingen, sein Vorleben sprach zu laut dagegen, sein ehrenhafter Charakter, der sich ihr so oft enthüllt hatte.

Sie tat alles mögliche, Sabine zu beruhigen, sparte weder gute noch tadèlnde Worte, aber es gelang ihr schlecht. Erst nach mehreren Beruhigungsmitteln verfiel das junge Mädchen in einen Zustand der Erschöpfung, der es der Mutter erlaubte, die Wohnung zu verlassen.

Eilig ging sie zu ihrem Schwiegersohne. Er saß noch immer am Schreibtisch in schwerer geistiger Depression. Als seine Schwiegermutter ihm die Hand auf die Schulter legte, zuckte er zusammen und sah verstört auf. Seine Finger umspannten krampfhaft den Revolver, während seine Augen scheu über das ihm so liebe, gütige Gesicht glitten.

„Mein armer Leo," sagte sie bewegt, „du bist sehr krank!"

„Ich weiß es nicht, Mama!"

„Ja doch — ja! Man sieht es dir ja an. Willst du dich nicht zu mir aussprechen? Du weißt doch, wie lieb du mir bist!"

Sie nahm ihm ruhig die Waffe aus der Hand und legte sie hinter sich. „Nicht fahnenflüchtig werden!" sagte sie ernst. „Du hast Pflichten!"

„Weißt du alles, Mama?"

„Alles, lieber Sohn, und es wird sich aufklären!"

„Du glaubst also an mich?" Er sah sie forschend an.

Sie hielt dem Blicke stand. „Wie an mich selbst, Leo!"

Da beugte er sich über ihre Hand und küßte sie. Es schüttelte ihn ordentlich. „Sag selbst, warum könnte so etwas geschehen sein — dies Entsetzliche —"

„Du kanntest das Mädchen nicht?“

„Nie gesehen! — Glaubt Sabine etwa —“

Sie sah an ihm vorüber. „Ich weiß es nicht, Leo. Jedenfalls ist sie halb unzurechnungsfähig vor Schmerz und Kummer.“

Er nahm ein Blatt Papier vom Schreibtisch und reichte es der Rätin. Sie las es langsam durch. Es enthielt die Auflösung seiner Verlobung mit Sabine.

„Warum?“ fragte sie, und ihre Stimme zitterte nun doch.

„Wenn ich auch kein Mörder bin, bin ich doch ein unheilbar Kranker! Solcher Zukunft darf ich Sabine nicht entgegenführen, dagegen sträubt sich mein Ehrgefühl und meine Liebe zu ihr.“

Die Rätin weinte. „Es wird sich alles aufklären, Leo, sei dessen versichert! Ein so seltsamer Zustand braucht deshalb noch keine unheilbare Krankheit zu sein.“

Er aber zog den Ring vom Finger und drückte ihn in ihre Hand. „Es muß sein, Mama — liebe Mama, mache es mir nicht noch schwerer!“ Sie umfassend lehnte er seinen Kopf an ihre Schulter, dann geleitete er sie zur Türe. „Geh! Geh jetzt!“ bat er.

„Ich komme aber wieder,“ sagte sie, indem sie die Treppe hinabging. —

Als er an seinen Schreibtisch zurücktrat, sah er, daß der Revolver fehlte. Ein leises Lächeln hob seine Mundwinkel. Die gute Mama! Als ob sie damit dem Willen Tor und Tür verriegelte! — Es gab ja mehr Waffen — viele! Unendlich viele!

Also nun auch noch Sabine verloren! Es tat ihm so weh am Herzen, als müßte es brechen. Keinen Menschen nun mehr in der Welt, der zu ihm gehörte! Diese beiden geliebten Frauen hatten ein so unendlich

großes, lichtes Stück seines Lebens ausgemacht, daß es ihm vorkam, als könne er sich ohne sie kein Weiterleben mehr denken. Was nun beginnen die endlosen Tage lang? Womit sie fernerhin ausfüllen?

Fort aus Berlin durfte er zunächst ja nicht, so sehr es ihn auch drängte; besonders seitdem er gesehen, daß er beobachtet wurde.

Als er am Abend nach Hause kam, fand er zu seiner Überraschung die Einberufung zum mündlichen Staatsexamen auf seinem Schreibtische liegen.

Er hatte eigentlich die Absicht gehabt, zurückzutreten, hatte er doch sogar gefürchtet, man werde ihn unter den gegenwärtigen Verhältnissen gar nicht mehr zum Schlußexamen zulassen. Er starrte auf das Papier, schwankend, was er tun sollte. Aber sein Kopf war jetzt so klar, auch nicht das leiseste Stechen darin erinnerte ihn mehr an jene furchtbaren Tage, er konnte wieder scharf und logisch denken wie nur je. Wenn er das Examen als Schicksalswürfel ansah? Bestand er, gut — dann würde er weiterleben, fiel er durch, so setzte er seinem Dasein ein Ziel. Dann war es ja doch ein für allemal zu Ende.

Er fühlte, wie der Entschluß ihn befreite, alles Halbe, Gequälte war von ihm abgefallen, mit erhobenem Kopfe sah er in die Zukunft.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Assessor ging Leo Lotz aus dem Prüfungssaal. Er hatte mit Glanz bestanden, schüttelte die glückwünschend ihm gereichten Hände, warf zu Hause seinen Frack ab und verkroch sich dann in eine stille, kleine Weinstube.

Er aß und trank. Er dachte daran, wie sehr er manchmal vor diesem Tage gebangt, wie viel selige Hoffnungen er anderseits wieder daran geknüpft hatte.

Jetzt begriff er das gar nicht mehr. Es war ein Tag wie jeder andere — er hatte eben Glück gehabt. Seine Anstrengungen waren dabei nicht einmal sonderlich groß gewesen, aber rückdenkend schien es ihm auch, als hätte sein Verstand nie so klar gearbeitet wie gerade heute. Er war wieder gesund, geistig ganz normal, mochte geschehen sein, was da wollte.

Leo trat aus dem Restaurant und bummelte ziel- und planlos umher. Ein großer Trinker war er nie gewesen, die Flasche Sekt, die er sich zur Feier des Tages geleistet, hatte er noch nicht zur Hälfte getrunken. Allein schmeckte es eben doch nicht.

Er ging durch die Tauenzienstraße, an der Gedächtniskirche vorüber und wollte im Grunewald irgendwo Station machen, um dort zu Abend zu essen. Etwas ermattet fühlte er sich doch.

Als er eine lange, lange Strecke unter den grünen Bäumen dahingegangen war, hatte er auf einmal das Gefühl, als sei ihm hier alles fremd und geheimnisvoll; jedenfalls waren ihm die Nebenstraßen völlig unbekannt. In die nächste linker Hand, deren grüne Frische ihn lockte, bog er ein. Weiterhin las er dann den Namen eines sich hier öffnenden, nicht großen Platzes, auf dem weiße Propyläen sich aus grünem Rasen abhoben, denen muschelförmige Bänke sich anschlossen, hohe, dichtbelaubte Bäume, Blumenrabatten —

Er zuckte plötzlich zusammen. Den Platz kannte er doch seit jenem entsetzlichen Morgen! Er hatte vergebens versucht, ihn wiederzufinden, nur undeutlich in dämmerndem Nebel war er ihm in der Erinnerung geblieben. Jetzt aber kannte er alles wieder — jene Bank, den gelben Kies davor —

Also hier war es gewesen, wo ihm die Besinnung zurückgekommen war! Weit genug entfernt von seiner

Behausung war es ja. Er setzte sich auf eine Bank und legte den Hut neben sich. Der ganze alte Jammer erwachte wieder in ihm.

Vom Kurfürstendamm her kamen zwei junge Mädchen Arm in Arm, lachend und plaudernd; man sah ihnen an, daß sie aus gutem Hause waren. An dem Assessor vorübergehend, flog der Kopf der einen, der Blonden, plötzlich rückwärts, ein Paar blaue Augen starrten ihn sekundenlang erstaunt an. Dann schüttelte sie den Arm der kleineren Schwarzen, und Leo Lotz hörte ganz deutlich, daß sie erregt rief: „Das ist er ja, Hanna!“

Sie kehrten um und kamen noch einmal vorüber, gespannt, ihn mit keinem Blick verlassend.

Auch er sah sie nun näher an, wußte aber bestimmt, er kannte keine von beiden.

Ganz langsam gingen sie wieder an seiner Bank vorbei; eine brennende Frage lag ihnen offenbar auf den Lippen.

Noch einmal dasselbe Spiel. Und diesmal lächelte Leo Lotz ein wenig über die Neugierigen.

Da saß auch schon die lebhafte Blondine neben ihm, und mit einem ganz in Glut getauchten Gesicht sagte sie: „Sie sind es — nicht wahr? — Ach, kommen Sie uns doch ein bißchen entgegen und sagen Sie, daß Sie es sind! Hanna und ich haben Sie doch schon so lange gesucht!“

Er sah auf Hanna, ein schwarzhaariges, molliges Mädel mit sehr bleichem, nervösem Gesicht, aber er wußte beim besten Willen nicht, was er den beiden antworten sollte. Sie waren ihm völlig unbekannt.

Die Blonde starrte ihm unausgesetzt in das Gesicht, man sah ihr den Ärger an, daß er so fremd tat.

„Sehen Sie doch, Hannas Gesicht ist noch immer von

dem Schlage an der linken Seite geschwollen," fuhr sie wie überredend fort. „Und geblutet hat sie! Ich sage Ihnen, mindestens noch eine Stunde! Den Doktor hat ihre Mutter gleich holen müssen! — Ja, und das Autogeld sind wir Ihnen immer noch schuldig!"

Sie griff nach ihrem Pompadour, er aber hielt ihre Hand fest.

„Sie verkennen mich, meine Damen," sagte er. „Ich weiß von all den erwähnten Ereignissen nicht das mindeste."

Bedrücktes Schweigen.

Dann sagte eine weiche, betrübte Mädchenstimme: „Und ich hatte so sehr gehofft, unser Retter würde vielleicht mein Amulett gefunden haben. Um den Verlust bin ich so sehr traurig!"

Mit einem Satze stand Leo Lotz auf den Füßen. „Ein Amulett?" keuchte er. „Wie sah es aus?"

„Ein goldenes Kettchen mit einem Anhänger in Dreieckform, darauf Stäbchen, Kügelchen und mystische Zeichen. Meine Tante hat es mir aus Indien mitgebracht. Es gibt wohl in Berlin nicht leicht etwas Ähnliches — und ich bin so sehr traurig um den Verlust."

„Als wir mit Ihnen hier auf der Bank saßen, hat Hanna es neulich noch gehabt," fiel Grete ein.

Leo schwindelte es, seine Hände zitterten. Ein Gefühl des Erwürgens schnürte ihm fast die Kehle zu. „An welchem Tage war das?" Er sprach kaum, er flüsterte nur erregt.

„An einem Montag spät abends. Wir kamen doch von Kläres Geburtstag," sagte Grete prompt.

Er zog jetzt hastig die Brieftasche heraus und nahm aus einem Seitenfach den Fund.

Mit einem Jubelschrei streckte Hanna die Hand

danach aus. „Mein Amulett!“ jauchzte sie. „Mein Amulett!“

„Warum wollten Sie uns denn aber nicht wiedererkennen?“ schmollte Grete jetzt. „Ich habe Sie doch gleich erkannt!“

Er setzte sich wieder, sein Herz hämmerte, er war ganz bleich. „Sie müssen mir alles von jenem Tage genau erzählen, meine Damen — bitte alles! Denn an jenem Abende, ja — da war ich wohl krank. Ich erinnere mich leider an gar nichts mehr.“

„Krank? — Das kann schon sein!“ sagte Grete sinnend. „Ein bißchen komisch waren Sie jedenfalls, so langsam und benommen im Sprechen und in allem, was Sie taten. Aber sonst unser Retter aus der Not — ein echter Kavalier!“

Sie sah ganz stolz und froh aus, als sie das sagte. Das erlebte häßliche Abenteuer bekam nun noch einen ganz romantischen Anstrich.

Aber in ihm war nur Drängen nach Aufklärung. Er nahm die weichen Mädchenhände und preßte sie fest zwischen seinen Fingern. Nur hören, den dunklen Spalt seiner Erinnerung ausfüllen, wieder Mensch werden — wie einst!

„Wir kamen also von Kläres Geburtstag,“ begann Grete, „und es war schon spät geworden, weil wir so vergnügt gewesen waren, und Kläres Eltern, die waren schon in Karlsbad.“

„Wie spät mochte es wohl gewesen sein?“

Die jungen Mädchen sahen sich scheu an.

„Wahrheit, meine Damen, bitte Wahrheit!“

„Es war fast zwölf Uhr, als wir von Halensee aufbrachen,“ gestand Grete endlich kleinlaut. „Wir gingen zu Fuß, denn die Bowle war so stark gewesen, und wir schleuderten unsere Handtäschchen bei jedem Schritt

vor- und rückwärts, weil wir so vergnügt waren, und da kam der schreckliche Mensch uns entgegen. Wir bekamen so große Angst, daß wir, um ihm zu entgehen, vom Kurfürstendamm rechts abbogen und zu laufen anfingen. Aber da war er schon dicht neben Hanna, riß ihr das Täschchen aus der Hand, und als wir schrieen, hieb er wütend mit der Faust Hanna ins Gesicht, daß ihr das Blut gleich aus Mund und Nase lief und sie ohnmächtig wurde. — Und da kamen Sie, nahmen Hanna in den Arm und führten sie auf diese Bank, lehnten ihren Kopf an Ihre Schulter, obgleich Ihr Anzug ganz voll Blut wurde — und dann lief ich nach einem Auto, und Sie hoben Hanna hinein und gaben uns Geld, und — und dann kamen wir nach Hause."

Da riß Leo plötzlich die beiden Mädchenhände an seine Lippen und küßte sie wie wahnsinnig. Weinen hätte er können vor Glück, wie sich alles so natürlich aufklärte, wie er wiedergeboren wurde aus jenen Tagen der Angst und des Entsetzens, als er an sich selber irre geworden war.

Die jungen Mädchen erschraken bei dieser gewaltsamen Huldigung und warfen sich ängstliche Blicke zu.

Er lächelte sie etwas befangen an. „Nicht böse sein!" bat er. „Aber ich möchte noch so viel — so viel wissen! Seien Sie lieb und erzählen Sie mir noch mehr — schon für das gefundene Amulett."

„Aber wir haben ja schon alles erzählt!" meinte Grete. „Mehr gibt es wirklich nicht!"

„Ich kam also von diesem Platz hier — nicht wahr? Ohne Hut, etwas schwerfällig und langsam — nicht wahr?"

„Ja! Ja!"

„Und Sie erkannten mich deshalb heute gleich wieder, weil ich, wie damals, ohne Hut saß?"

„Ich hätte Sie auch im Hut wiedererkannt, nur Hanna war so ängstlich. Und sie schämte sich auch, weil sie so stark geblutet und Sie beschmutzt hat, aber sie blutet stets sehr stark, auch bei der geringsten Verletzung.“

Er sah auf das stille, bleiche Mädchen neben sich. Ihr Haar war schwarz, die Schultern weich und voll. Alles, was unbewußt in sein Bewußtsein gedrungen war, fand er bestätigt.

„Schrie Fräulein Hanna bei dem Überfall?“ fragte er.

„Nein! — Sie war ganz stumm. Aber ich habe laut aufgeschrieen, damit uns jemand hörte und zur Hilfe kam. — Sie kamen ja auch!“

„Und um wieviel Uhr waren Sie zu Hause?“ fragte er weiter.

„Um halb zwei! — Papa kam mir ja mit seiner Uhr in der Hand entgegen. Er war ebenso aufgebracht wie besorgt! — Ich bekam viel Schelte!“

Aufjauchzen hätte er mögen! Der Mord war nach ärztlichem Gutachten zwischen zwölf und ein Uhr geschehen, zu einer Zeit also, als er zwei jungen Mädchen — wie er nun einwandfrei nachweisen konnte — hier seine Hilfe angedeihen ließ. Gott sei Dank! Kein Titelchen mehr fehlte an seinem Alibibeweise!

Grete lachte bei der Erinnerung still in sich hinein und sah sehr erstaunt auf, als Leo die Bitte aussprach, ihren Vater noch heute sprechen zu dürfen. Dann stellte er sich in aller Form vor. „Noch heute!“ drängte er. „Es steht sehr Wichtiges für mich auf dem Spiele!“

Gretes Vater war Sanitätsrat, die Joachimsthaler Straße in der Nähe; es konnte sein, daß er gerade nach Hause gekommen war.

Nach einer Stunde hielt Leo Lotz seinen schriftlichen

Alibibeweis in Händen. Der Arzt hatte wie zur doppelten Bekräftigung auch seinen Stempel unter seinen Namen gedrückt. Ihn interessierte die ganze Angelegenheit sehr. Daß jemand in diesem Dämmerzustande sich wie ein verschlagener Verbrecher benehmen, ja sich selbst dafür halten könnte, war ihm neu.

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen brachte Frau Brückner ihrem Mieter den Kaffee. Auf der Platte lag ein Brief. Scheu und gedrückt sprach sie ihren Glückwunsch aus.

„Und ein Mörder bin ich auch nicht, Frau Brückner,“ sagte er ernst und strich sich über das Haar. „Ich kann es jetzt beweisen.“

Sie brach in Tränen aus. „Aber, Herr Assessor — das habe ich doch auch nicht gedacht!“

„Doch! — Und meiner Braut und Schwiegermutter haben Sie es auch erzählt.“

„Ja! Ja!“ Sie rang die Hände. „Aber es war doch auch alles so schrecklich — so verdächtig!“

„Ist Ihnen nicht gleichzeitig mit dem Verdacht auch die Erinnerung gekommen, daß ich so gelebt habe, daß man mir Derartiges nicht ohne weiteres zutrauen durfte, Frau Brückner? Sehe ich aus wie ein Verbrecher?“

„Doch, Herr Assessor — damals schon! So schrecklich verstört, scheu und verschlossen! Und dann der fehlende Hut! — Und warum hatten Sie mir kein Wort von dem blutigen Anzuge gesagt?“

Er schüttelte den Kopf. „Ich weiß es nicht! — Ich war krank! — Jetzt erst — ganz allmählich dämmert mir die Erinnerung. Aber immer noch unklar und nebelhaft.“ — Er streckte ihr die Hand entgegen. „Also — vergessen Sie alles. — Was sind wir denn, auch wir richtenden und rächenden Menschen? Blinde,

Unverständige, wenn es sich um Ausnahmefälle handelt. — Das weiß Gott!"

„Die Frau Justizrat war gestern abend auch hier," bestellte die Frau, noch immer schluchzend und bis in die Erde hinein beschämt und reuig.

Leo fuhr auf. So schnell hatte er sich noch niemals angezogen, so schnell war er noch niemals die Straße hinabgelaufen.

Die Justizrätin öffnete selbst.

„Mama — Mama!" jubelte er und fiel ihr um den Hals.

„Mein lieber Junge!"

Er jauchzte auf. „Es ist alles geklärt. Kein Schatten liegt mehr auf mir! Sofort gehe ich auf das Polizeipräsidium und bringe den Beweis meiner Schuldlosigkeit. — Wo ist Sabine?"

Da stürzte sie schon in das Zimmer. „Leo! Mein Leo!"

Lachend und weinend hielten sie sich umfaßt.

— — — — — — — — — — — — — —

Schon bei seinem Eintritt kam Leo der Kriminalkommissar freundlich und mit ausgestreckter Hand entgegen. „Wir haben den Mörder. In diesem Augenblick wird er schon dingfest gemacht sein. Ich gratuliere!"

Der Assessor zog seinen Alibibeweis hervor und bat ihn, das Schriftstück durchzusehen.

Aber während der andere las, fiel ihm noch etwas ein. „Aber mein Hut? — Wie kam wohl mein Hut an jene Stelle?" fragte er.

„Sie werden in Ihrem Dämmerzustande wohl auch im Tiergarten gewesen sein," meinte der Kommissar. „Ein Zweig hat dort Ihre Kopfbedeckung abgestreift, ohne daß Sie es beachteten. Jedenfalls lag er nicht weit

vom Tatorte des Mordes am Rande des Weges unter einem Baume."

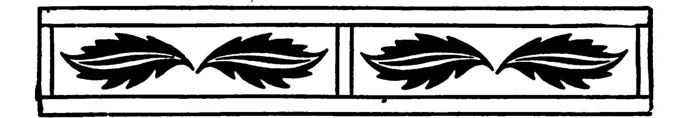
Leo strich sich über die Stirn. „Ich glaube, ich fühlte einmal eine plötzliche Kühle auf meiner Stirn, ein Leichterwerden des Kopfes."

„Also sehen Sie! — Sehen Sie! — Alles zusammen war wirklich eine Anhäufung von Indizien, die stutzig machen mußte!"

Der Assessor strich sich aufatmend über die Stirn. „Gott sei Dank für die endliche Klarheit! — Aber bei Indizienbeweisen werde ich nach diesem Erlebnisse doch in Zukunft recht vorsichtig sein. Es ist etwas sehr Bedenkliches, nur danach zu urteilen. — Leben Sie wohl, Herr Kommissar!"

Und dann umfingen Leo Lotz die Wellen des großstädtischen Lebens wieder, in die er erleichtert und froh hineinschritt.





Früchte, die der Herbst beschert.

Von B. Haldy.

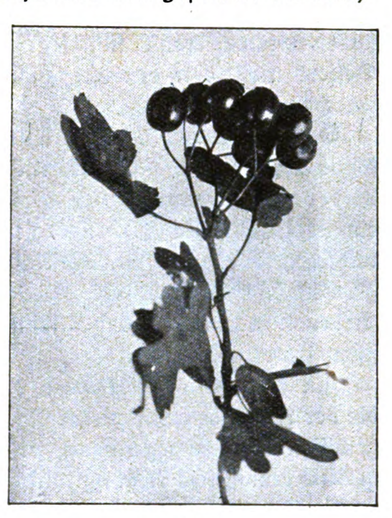
Mit 14 Bildern nach Original-aufnahmen des Verfassers.

In das dumpfe Bangen um den scheidenden Sommer mischt sich wie ein nochmaliges letztes starkes Aufflackern aller Sinne die herzhafte Freude an den kraftvollen, leuchtenden Farben des Herbstes. Für empfindsame Gemüter allerdings bedeutet die Zeit vom Bratmond ab einen barbarischen Eingriff in ihre ästhetischen Gefühle. Nichtsdestoweniger schätzen viele Menschen den Herbst höher ein als den Frühling, ganz abgesehen von den realen Werten, die er zeitigt. Die zarte, gebrochene Farbentönung, das weiche Ineinanderübergehende ist eben nicht jedermanns Geschmack; der Herbst dagegen hat für gesunde Gemüter etwas Frisches, Fröhliches, Aufmunterndes.

Die Hauptwirkung des Herbstes liegt in seinen dekorativen Farben und in seiner klaren Luft. Scharfe, helle Farben ohne Aufdringlichkeit und ohne knallige Effekte, trotz aller Leuchtkraft dezent nebeneinander gesetzt und als Ganzes geschmackvoll arrangiert. Mit den einfachsten Mitteln — nur mit Blättern und Früchten, denn die Blüten sind zum allergrößten Teil verschwunden.

Mit Rot schafft der Herbst das meiste, dann mit Gelb und hartem Grün, dazwischen blauschwarze und purpurne Beeren, in den Gärten auch ein paar in zartem

Weiß. Und die Beeren geben der Herbstespracht die „persönliche Note“. Rot in dichten Trauben der Schneeball und die Eberesche, bescheidener Maßholder und Heckenkirsche. Äußerlich appetitlich schwarz, innerlich aber höchst unappetitlich Liguster, Holunder, Faulbaum. Blau die Schlehe und orangefarben die leuchtenden Samenmäntel des Pfaffenhütchens. Rot beherrscht fast unumschränkt die Farbensinfonie, die anderen Farben klingen mehr oder weniger bescheiden dazwischen.



Weißdorn.

Das Rot hat seinen Grund. Es sichert den Fortbestand der Art. Ein wenig merkwürdig klingt das, aber es ist so. Rot ist eine Lockfarbe für die Vögel, die sich nach bestem Können an den gebotenen Beerengaben gütlich tun. Die Kerne, die Samen, gehen nicht den Weg des Vergänglichen, der Vogelmagen verschmäht sie, und sie verlassen ihn „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“. Wer weiß, wo sie hinfallen? Darin liegt Prinzip, denn die Pflanze sucht andere, fernab liegende Gebiete. Und sie tut's durch gütige Mitwirkung des Vogelmagens. Darum wundert man sich manchmal, wo beerentragende Sträucher herkommen, die sonst weit und breit nicht zu finden sind.

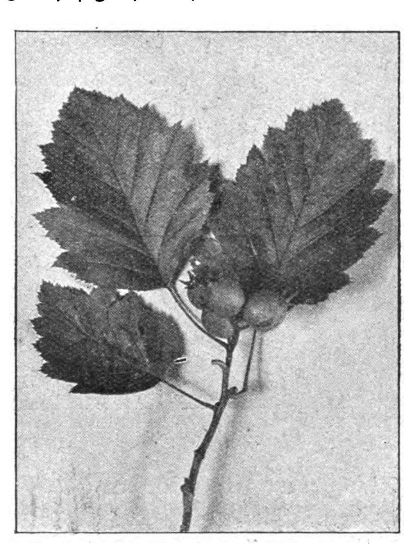
Die Gaben des Herbstes sind reich, sie können ein riesiges Vogelheer ernähren. Aber es gibt Gourmets darunter, Sachverständige und auch Böotier eines guten Tisches. Später freilich werden die Ansprüche herabgeschraubt, und man nimmt, was da ist. Auch unter den Vierfüßlern gibt's Feinschmecker, namentlich unter den zierlichen, eleganten Marderarten. Was die aber haben wollen, muß süß sein und saftig, und das Dessert muß den vorangegangenen Mahlzeiten entsprechen.

Das poesievolle Bild des leuchtenden Herbstes wird somit also recht prosaische Wirklichkeit. Hier wie überall in der Natur, obzwar sich der selbstgefällige Mensch einbildet, daß alle Farbenpracht nur zu seiner Nasen- und Augenweide da sei. Die Natur verfolgt mit bunten Farben sehr selbstsüchtige Zwecke, und ihre scheinbare Liebenswürdigkeit ist daher keineswegs auf den Menschen gemünzt.

Im allgemeinen tritt man denn auch den Gaben, die der Herbst draußen in der Natur beschert, mit einer gewissen Vorsicht gegenüber. Es mag sein, daß da eine gewisse atavistische Regung mitspielt, die in leuchtenden starken Farben Warnfärbungen erblickt, ähnlich manchen Tieren. Zum allergrößten Teil sind diese Befürchtungen unbegründet, denn die deutsche Flora weist nur wenige Beerensträucher mit stark giftig wirkenden Früchten auf. Immerhin läßt sich auch hier die Tatsache feststellen, daß gerade die am schönsten gefärbten Beeren am schlechtesten schmecken. Es ist weiter zu berücksichtigen, daß nicht jeder Organismus in der gleichen Weise nach dem Genuß der Beerenfrüchte reagiert. Während bei dem einen nicht die geringste Wirkung eintritt, können beim anderen Erscheinungen auftreten, die in der Tat an den Einfluß von Giften erinnern. In den

meisten Fällen aber wird die sanfte Wirkung des gutmütigen Rhabarbers die Folge sein.

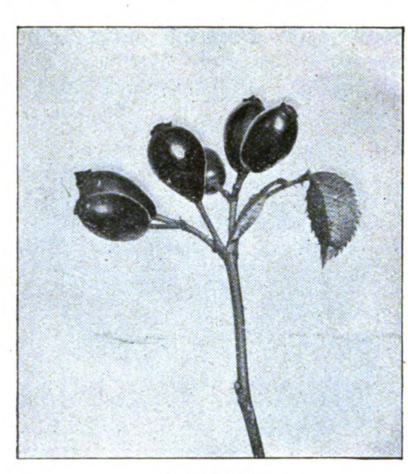
Bemerkenswert ist die Erscheinung, daß sich der Fruchtansatz der Beerensträucher ähnlich dem der kultivierten Obstgehölze verhält. Manche Jahre bringen einen sehr reichen Fruchtsegen, während andere eine auffallende Armut aufweisen. Nun findet in der Natur selbst wieder ein Ausgleich insofern statt, als bei der großen Artenzahl der Gewächse der Fehlbetrag weniger in Erscheinung tritt und für den menschlichen Haushalt pekuniär nicht fühlbar wird. Tritt allerdings der Ausfall der natürlichen Ernte infolge irgendwelcher klimatischer Erscheinungen und dergleichen auf, so kann er sich im Haushalt der Natur recht nachteilig fühlbar machen und für die Tierwelt immerhin unerfreuliche Nachteile nach sich ziehen. Doch sind derartige Vorkommnisse selten und meist örtlich beschränkt.



Azarolweißdorn.

Betrachtet man die Früchte des Herbstes ein wenig vom botanischen Standpunkt aus, so wird man bald finden, daß sie recht verschiedener Art sind. Gemeinhin nennt man zwar so ziemlich alles „Beere“, was im

Herbst im kleinen Format draußen an den Hecken als Frucht prangt; der zünftige Botaniker erklärt sich aber damit nicht immer einverstanden und hat für vieles bestimmte Bezeichnungen, die allerdings hier nicht so sehr von Wichtigkeit sind. Immerhin mag erwähnt werden, daß gerade unsere häufigsten Herbstfruchtsträucher, die Weißdornarten, keine Beeren, sondern Steinfrüchte tragen.



Hagebutte.

Gerade dieser soeben erwähnte Weißdorn aber kam bei unseren Voreltern in einen Ruf, der ihn mit einem förmlichen Nimbus umgab. Wo er stand, lag ein Schatz vergraben. Die Anhänger dieser okkulten Behauptung hatten sich allerdings auf alle Fälle in Erwartung unvorhergesehener Schwierigkeiten bei der Hebung solcher Schätze mit einem gewissen Vorbehalt versehen: wer den Schatz heben wollte, der bedurfte ganz bestimmter persönlicher Eigenschaften, Künste und Begabungen. Da aber Derartiges von gewöhnlichen Sterblichen kaum zu erwarten war, so mag es seine Ursache haben, daß man bis heute noch keinerlei Schätze unter einem Weißdornbusch gefunden hat. Eigentümlich ist aber die Sage von der Feindschaft zwischen Schwarzdorn und Weißdorn, die so groß sein soll, daß der erstere

verdorrt, sowie sich der letztere in seiner Nähe befindet.

Dieser Nimbus um den Weißdorn ist auch so ziemlich das Merkwürdigste, denn mit den teigigen Früchtchen ist's nicht weit her. Eine schönere, großfrüchtige Form aus dem Orient wird jetzt vielfach in Gärten gezogen, der Azarolweißdorn oder die welsche Mispel. Dessen Früchte schmecken ganz angenehm, und der Strauch wird namentlich in Italien dieserhalb ziemlich stark kultiviert.

Die Klasse der Steinfrüchte stellt überhaupt ein recht großes Kontingent zu den Herbstfrüchten. In erster Linie Äpfel und Birnen, dann die kleineren Formen wie Mispel, Eberesche und namentlich den Speierling, das berühmte Ingredienz des noch berühmteren Sachsenhäuser Apfelweins.



Wacholder.

An Hecken und Zäunen, weltvergessen und traumverloren, treibt sich ein Strauch herum, der heute völlig mißachtet ist. Seine schwarzen, saftigen Beerentrauben glitzern an blutroten Stielen in der Sonne, aber die Menschen gehen an dem freundlich gebotenen Segen vorbei und achten seiner nicht mehr. Vor drei-, vier-

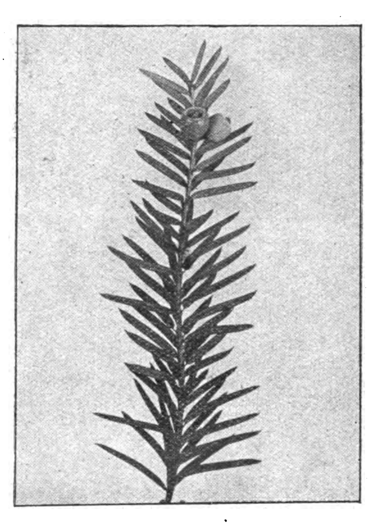
hundert Jahren und noch länger, da lag die Sache freilich anders, da stand der schwarze Holunder in erster Reihe. Alles an ihm war verwendbar, von der Wurzel bis zur kleinsten Beere, ganz abgesehen davon, daß er natürlich auch zauberkräftige Eigenschaften besaß und mit der vierten Dimension auf vertrautestem Fuße stand. Heute ist er ein Aschenbrödel. Wollte aber Anno dazumal einer einmal eine Fruchttraube von ihm haben, so ging er zu dem Strauch, kniete, die Hände faltend, vor ihm nieder und sprach: „Frau Ellhorn, gib mir was von deinem Holz, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Walde."

Seltsam sind die Beziehungen, die der Holunder oder Holler (vom althochdeutschen Holan-tar) zu dem altdeutschen Totenkult hatte. Mit seinen Zweigen nahm man das Maß zum Sarg, der Leichenfuhrmann trug eine Peitsche aus Holunderholz, und auf den Friedhöfen gewisser Gegenden wird mit Vorliebe Holunder gepflanzt. Der alte Judenfriedhof in Prag war über und über mit zum Teil uralten Holundersträuchern bestanden.

Der Holunder war von jeher der Antifieberbaum erster Klasse, und die Blüten sind ja auch heute noch als wirksames schweißtreibendes Mittel offizinell. Das Landvolk, das bekanntlich auch bezüglich seiner pflanzlichen Heilmittel sehr konservativ ist und oft mit Recht, ist noch heute vielfach der Meinung, daß die Fähigkeit dieser Pflanze, Krankheiten zu heilen, geradezu unbeschränkt ist. In vielen Gegenden werden auch die Beeren im Haushalt verwandt.

In ähnlicher Weise hat sich das Volk eingehend mit dem Hagebuttenstrauch beschäftigt, den man freilich mehr unter dem Namen der Heckenrose kennt. Bei der außerordentlichen Bedeutung, die die Rose im Leben

früherer Zeiten einnahm, konnte es nicht ausbleiben, daß sich auch auf die wirtschaftlich herzlich unbedeutende Frucht, die Hagebutte, ein wenig von dem Glanz übertrug. Die Sage der frühchristlichen Zeit will wissen, daß der Strauch mit Vorliebe da gedieh, wo früher die altgermanischen heiligen Haine der Frigga standen. Deshalb durften die Zweige nur an einem Freitag, dem Tag der Frigga, gepflückt werden. In manchen Gegenden nennt man die Hagebutte Judasbeere, weil sich Judas an einem Hagedornstrauch erhängt haben soll.

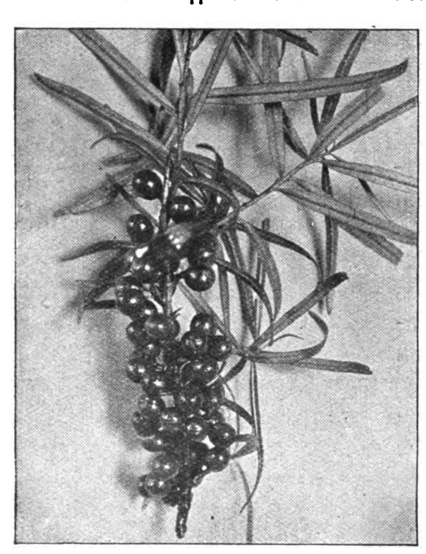


Eibe.

In Österreich verwünscht man Leute, die einem lästig sind, in den Hetscherlberg (Hetscherln = Hagebutten). Dieser Hetscherlberg ist weit weg, mindestens so weit wie das Pfefferland; er ist höchst langweilig, man findet auf ihm nichts weiter als Hetscherln und begegnet keiner lebenden Seele, daher gilt er auch schwatzhaften Frauen als der wahre Ort der Verdammnis.

Über alle Früchte der deutschen Flur erhaben war aber Frau Kranewitt oder Machandel, die Wacholderbeere. Die mannigfachen ihr innewohnenden Heilkräfte, zum Teil angedichtet, zum Teil wirklich vorhanden, machten sie zur „heiligen Beere“. Sie hilft

gegen Gift und Husten, Rheumatismus und Flechten, Seitenstechen und Schlafsucht, gegen Schwermut und Blödsinn, kurz einfach gegen alles. „Frau Machandel“ war unübertroffen. Das Volk bewies ihr eine Ehrfurcht, die ihresgleichen nirgends mehr findet und die in bald zärtlichen, bald respektvollen Namen wie Heidesegen, Waldsegen, Gnadenregen und so weiter ihren Ausdruck findet. Dazu kommt noch die merkwürdige Erscheinung, daß die Beeren zwei Jahre lang reifen; im ersten sind sie grün, im zweiten schwarz. Ihre Beliebtheit — nur die reifen sind natürlich verwendbar — hat aber oft einen sehr realen Hintergrund: wegen des Schnapses, den man, namentlich in Gebirgsgegenden, aus ihnen bereitet. Interessant ist ferner die Tatsache, daß die Wacholderbeeren als energisches Desinfektionsmittel galten, und in zahlreichen Pestordnungen des Mittelalters und sonstigen ärztlichen Vorschriften bei Epidemien in dieser Zeit finden wir sehr oft die Anordnung, Wacholderbeeren zu kauen. Insbesondere sollten sie durch ihren aromatischen Geschmack den Pesthauch unterdrücken. Bis man in einer



Sanddorn.

späteren Zeit ganz andere Auffassungen vom Wesen und von der Bekämpfung einer Seuche annahm. Als Räuchermittel geht übrigens die Wacholderbeere auch heutzutage noch, in erster Linie zur Verbesserung der Luft, dann auch als Desinfektionsmittel, welch letzteres immerhin einige Berechtigung haben mag. Die Beeren werden einfach auf eine heiße Ofenplatte gelegt, wo sie bald unter Zischen und Summen einen sehr angenehmen, stark aromatischen Geruch verbreiten.

Des Wacholders Wohnort ist ganz seinem äußeren Charakter angepaßt. Ein dunkelgrüner, durch seine geschlossene Form fast als absonderlicher Eigenbrödler erscheinender Strauch, meidet er die fetten Wohnstätten des kultivierten Pflanzenphilistertums und zieht sich in großen Gesellschaften — aber dabei wieder jeder für sich — auf die dürren, sandigen und steinigen Hänge sonniger Striche zurück. Ein im Kampf ums Dasein Geübter, sich seines inneren Wertes wohl bewußt, geht er den vom Wasser durchzogenen Weidegründen aus dem Weg und wählt jene Bodenstriche im Verein mit jenen köstlichen, starkduftenden und sonnenliebenden



Berberitze.

Würzkräutern, die ihm gestatten, die kargen Nahrungsstoffe in schätzbare Heilmittel in sich umzuwandeln. Er ist ein Eigener, Einsamer, der unnahbar dort in Sonne und Licht zwischen den aromatischen Heilkräutern unseres Landes steht.

Faulbaum.

Und er hat noch einen beerentragenden Kollegen, der die Wohlhäbigkeit der einsamen Größe vorzieht: die Eibe. Ein prächtiger, dekorativer Strauch, oft auch Baum, mit seinen herzhaft dunkelgrünen Blättern, dem leuchtenden roten Samenmantel und dem zartblauen Samen. Für und wider hat man gegen die Eibe geschrieben, und Wahrheit und Dichtung konnten sich lange nicht scheiden. Indes, die rote Hülle des Samens ist nicht giftig, nur die grünen Teile weisen gewisse toxische Eigenschaften auf. Die Eibe war in Deutschland früher viel mehr verbreitet als hochgeschätzter Werkholzbaum, wie viele Funde von Gegenständen aus Eibenholz in den norddeutschen Mooren bestätigen. Später hat sich Frau Sage ihrer bemächtigt und einen schauerlichen Mythenkranz ob ihrer Gefährlichkeit um sie gewoben. Dabei zeigt sich wieder einmal die merkwürdige Tatsache, wie man versucht hat, einem Baum mit aller Gewalt einen schlechten Namen anzuhängen; ein Chronist aber spricht seine Verwunderung darüber aus,

daß die roten Früchte trotz des üblen Rufes des Baumes von Kindern dennoch ohne jeglichen Schaden gegessen werden. Die Übertreibungen gingen sogar so weit, daß man behauptete, die Nähe des Eibenbaumes bringe zu gewissen Zeiten unfehlbar den Tod, es wurden ihm also ähnliche Eigenschaften untergelegt wie heute noch dem das bekannte Pfeilgift Upas Antiar liefernden Upasbaum. Im Spessart wiederum, jenem einsamen Gebirge mit seinem abgeschlossenen, nachdenklichen Volksstamm, ist man wieder ganz anderer Meinung und behauptet dort, daß ein Stück Eibenholz seinen Träger vor jeglicher Zauberei schütze, denn „vor der Euwe ka ko Zauber bleibe“.

Auffallend ist, daß sich das Volk so wenig mit dem Sanddorn und der Berberitze, dem Sauerdorn, beschäftigt hat. Der letztere, ein hervorragend schöner Herbststrauch mit reichen orange- bis blutroten Fruchttrauben, hätte doch eigentlich die Aufmerksamkeit allgemein erregen müssen. Merkwürdigerweise galt er oder gilt auch noch in manchen Gegenden für giftig, während doch gerade das Gegenteil der Fall ist. Denn die Früchte, die viel der Gesundheit sehr zuträgliche Apfelsäure ent-



Pfaffenhütchen.

halten, geben eingemacht einen recht schätzenswerten Beitrag für die Küche ab. In rohem Zustand schmecken sie stark sauer und erfordern daher, um dem Gaumen zuzusagen, einen erheblichen Zuckerzusatz.

Den gleichen Vorwurf der Giftigkeit mußten sich die hübschen, erbsengroßen, schwarzglänzenden Früchte der biederen Faulbaumarten gefallen lassen. Gut schmecken die Früchte allerdings nicht, aber ihre ganze Giftwirkung besteht in einer sehr milden Wirkung auf den Darm. Und auch die ist individuell immerhin recht verschieden.

Ihrem Rufe der Schädlichkeit auf den menschlichen Organismus haben es sicherlich viele der heimischen Früchtespender zu verdanken, daß man sie in Ruhe ließ und so ungewollt ihren Bestand sicherte. Denn der Mensch des Mittelalters hegte eine starke Scheu, gegen Giftpflanzen vernichtend vorzugehen. Er fürchtete sie und ging ihnen aus dem Weg, ohne ihnen etwas zuleide zu tun. Das entsprang auch zum Teil einer rein persönlichen Angst, denn nach seiner Ansicht hatten die Giftpflanzen durch ständigen „Umgang“ mit Zauberern gewisse Eigenschaften erhalten, die sie in den Stand setzten, ihre Gegner auch fernwirkend zu schädigen. Die alten Deutschen sprachen mit Haß und Furcht von ihnen, sie wagten aber nicht, ihnen zu Leibe zu gehen.

Auch den Spindelbaum behandelte man aus diesem Grunde mit einer Art Respekt. Er war der Frigga geweiht und galt als heilig; vielleicht, daß darin noch eine atavistische Regung lag, die seinem Schutze günstig war. Denn die prächtigen Früchte, die Pfaffenhütchen, sind in Wirklichkeit gar nicht so harmlos, wie man vermuten sollte. Sie wirken brechreizend, doch kommen Vergiftungen — und auch diese sind nur leichter Art — so außerordentlich selten vor, daß man von einer wirk-

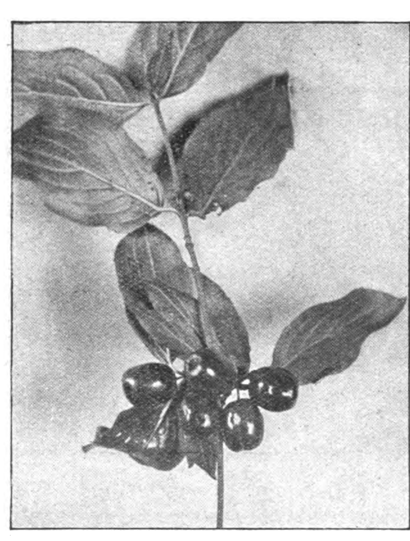
lichen schädlichen Giftigkeit nicht sprechen kann. Ein mit reifen Früchten besetzter Spindelbaum gewährt einen ungemein hübschen Anblick. Die tiefrote Fruchthülle beginnt nach vollendeter Reife zu platzen und läßt den kräftig orangefarbenen Samenmantel durchleuchten, ein dekoratives Meisterstückchen der Natur, das bei reichlichem Fruchtbehang nie seine schöne Wirkung verfehlt.



Blutroter Hartriegel.

Ungleiche Brüder in der Farbe sind die Hartriegelarten; schwarz - weiß-rot, geben sie das Bild des Reichsbanners. Und jeder hat seine eigene besondere Schönheit. Zuerst der blutrote Hartriegel, Maßholder, an Hecken und im Feldgebüsch überall mit seinen frühzeitig erscheinenden schwarzen Beeren auf blutroten Stielen. Auch das Laub färbt sich dunkelrot, braunrot, blauschwarz. Mit dieser Farbenmetamorphose erreicht der sonst ganz unscheinbare Strauch seine Wirkung. Mitten hineingesetzt in ein unruhiges hellfarbiges Chaos, ist er mit seinem dunklen Ernst „der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht“.

Daneben glitzert sein prunkvoller Bruder, die Dürlitze. Wie leuchtende Rubine funkeln die ansehnlichen, tönnchenartigen Früchte in der Herbstsonne. Ein ungeheurer Fruchtreichtum überdeckt in manchen Jahren den stattlichen Strauch. Äußerlich sind ja die Früchte in dem saftgrünen strotzenden Laub entzückend anzusehen, geradezu zum Anbeißen. Aber wehe dem Verwegenen! Denn eine Dürlitze ist der Inbegriff alles Sauren. Schon nach dem ersten herzhaften Biß ziehen sich die Mundwinkel nicht nur bis an die Ohren — nein, bis an das Hinterhauptloch. Man hat das Gefühl, als sei durch das bißchen Saft die ganze Mundhöhle gegerbt — und nicht nur vorübergehend. Der Geschmack bleibt hartnäckig eine ganze Weile. Er ist rein sauer, ohne jede schädliche Wirkung, denn in Zucker eingemacht gibt die Dürlitze bei ihrem großen Saftreichtum einen ausgezeichneten kulinarischen Genuß.

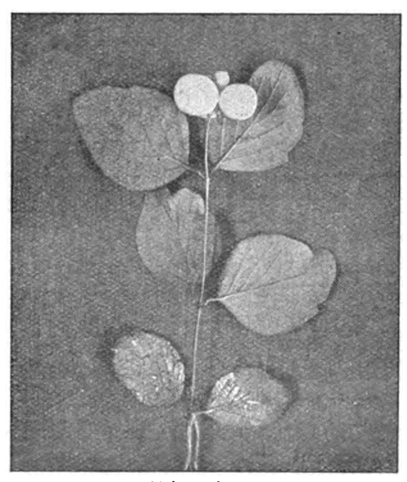


Dürlitze.

Dann kommt die weiße Farbe, dargestellt durch den weißen Hartriegel, einen amerikanischen Staatsbürger. Man findet die glasig-weißen, quabbeligen Beeren jetzt

häufig in größeren Parkanlagen im Verein mit der altbekannten Landsmännin Schneebeere, der berühmten „Knallerbse“. Essen mag die beiden kein Mensch, nur die Vögel vergnügen sich ab und zu, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, an den wenig schmackhaften Beeren.

Noch einer soll nicht übergangen werden, ein Strauch, der in sehr vielen deutschen Hecken saftstrotzend und breitbehaglich mit gertenschlanken, kräftigen Zweigen vorherrscht: der Liguster oder Tintenbeerstrauch. In dichten, schwarzen, glänzenden Ähren, oft in ansehnlicher Zahl und Größe, stehen die Früchte in ungeheuren Mengen da. Ihre Verwendungsmöglichkeit ist indes heute gleich Null, denn kein Mensch mag sie essen, selbst die Vögel gehen nur mit Widerwillen dran. Oft genug findet sie der einziehende Frühling noch einsam und vertrocknet auf den kahlen Sträuchern. Früher einmal, schon lange ist das her, da dienten sie der Wissenschaft. Man wartete, bis sie der Frost gedrückt hatte; dann verwandelte sich der fade, süßliche Saft in ein schwarzviolettes Pulver. Und dieses Pulver gab eine vegetabilische Tinte ab, die angeblich sehr gut gewesen sein soll. Heute aber kümmert sich kein



Schneebeere.

Mensch mehr um den schwarzen Herbstsegen da draußen in den Hecken.

Auf Schritt und Tritt streut der Herbst weiter seine Gaben aus in Wald und Feld, in Flur und Busch. Kaum, daß der Mensch den Blick darum aufhebt, und wenn schon, dann gewiß nicht in der Erwägung physischen Genusses. Wir haben Äpfel, Birnen und anderes Obst, und das Kleinzeug in der strahlenden Herbstsonne ist der Verachtung anheimgefallen, dieselben Früchte, die den Gaumen unserer Vorfahren vor zweitausend Jahren nach jeder Richtung hin labten.



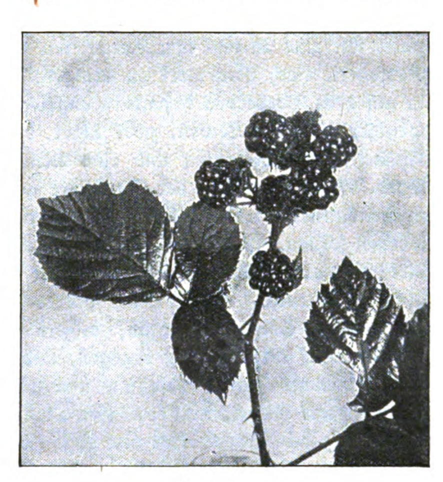
Liguster.

Gewiß, sie hatten auch Äpfel, Holzäpfel, und wer heute einen solchen ißt, wird kaum leugnen können, daß der Genuß auch schon damals für einen germanischen Mund ein ausgiebiger und nachdrücklicher gewesen sein muß ähnlich dem der Dürlitze. Aber unsere Ureltern waren wenig wählerisch, und was nicht gerade unbedingt giftige Wirkungen hatte, das wurde dem Magen mit Wohlbehagen zugeführt.

Ob das gar so schlecht gewesen ist? Denken wir an Bärenschinken mit Hagebuttensoße, an Hirschrücken mit Himbeer- oder Brombeerkompott. Ich glaube, man hat

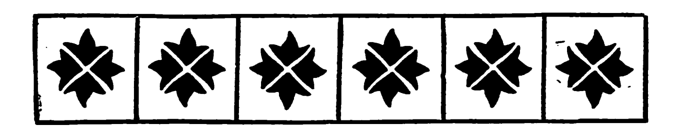
Anno dazumal besser gelebt, ohne Surrogate und ohne Mogeleien, als in manchem heutigen hypermodernen Kurhotel.

Das, was die Natur draußen im Herbst aus freien Stücken bietet, nutzbringend zu verwerten, kann heutzutage nicht mehr Absicht sein. Jahrhundertelange Kultur hat unsere jetzigen Obstarten geschaffen, und wir können leichten Herzens auf deren Urahnen verzichten. Die fortschreitende Kultivierung des Landes hat auch für den Aufmerksamen schon die Bestände der wildwachsenden Fruchtsträucher stark dezimiert. Man darf das nicht übersehen, wenn man bedenkt, daß die Vogelwelt zum Teil in recht erheblichem Maße von einem günstigen Ernteausfall des Herbstes abhängig ist. Auch sie hat sich freilich die Kulturerfolge des Menschen teilweise zunutze gemacht, und manche befiederten Leckermäuler sorgen schon dafür, daß die Früchte, die der Herbst ihrem Gegner Mensch beschert, ihnen zu einem erklecklichen Teil als Tribut zukommen.



Brombeere.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Unglücksfahrt des „Neptun". — Am 30. März 1880 verließ der Schraubendampfer „Neptun" den Hafen von Liverpool, um eine Anzahl von Raubtieren für eine amerikanische Menagerie nach New York zu bringen. Der Dampfer hatte in auf dem Vorderdeck besonders angelegten Verschlägen nicht weniger als sechs Löwen, zwei Tiger, drei Leoparden, sieben Hyänen, drei Elefanten und eine Menge kleinerer Tiere an Bord. Zur Fütterung der Raubtiere waren mehrere Pferde mitgenommen worden, die während der Fahrt geschlachtet werden sollten. Der Dampfer gehörte einem gewissen James Robinson, einem Abenteurer schlimmster Sorte. Die Disziplin auf dem „Neptun" war, wie die spätere Verhandlung vor dem Liverpooler Seegericht ergab, äußerst locker. Die Wachen wurden nur unregelmäßig bezogen, und der größte Teil der vierzehn Mann starken Besatzung war ständig betrunken. Die Nüchternsten blieben noch die vier Menageriewärter, die zur Begleitung des Transportes von New York besonders herübergekommen waren, ältere Leute, die ihren Pflichten, dem Füttern der Tiere und Reinhalten der Käfige, genau nachkamen und sich von dem wüsten Treiben an Bord nach Möglichkeit fernhielten.

Am 12. April trat, wie der Kapitän als letzte Notiz in das Schiffsjournal eingetragen hatte, dichter Nebel ein, der vier volle Tage anhielt. Da bei dem unsichtigen Wetter eine Orientierung unmöglich war, wußte man schließlich nicht mehr, wo man sich befand. Trotzdem fiel es keinem der Schiffsoffiziere ein, die Schnelligkeit des „Neptun" zu verringern

oder die Wachen zu verstärken. Und dies hätte unbedingt geschehen müssen, da der Dampfer gerade jene Meeresbreiten durchfuhr, die wegen der die Schiffahrt so außerordentlich gefährdenden Frühjahrstrift der Eisberge von jedem pflichtgetreuen Schiffsführer nur unter besonderen Vorsichtsmaßregeln befahren werden.

In diesen Tagen, wo nur graue Nebelfluten und gurgelnde Wasser das Fahrzeug umgaben, suchte sich die Besatzung vom Kapitän bis zum letzten Heizer herab mehr denn je durch reichliche Zuführung von Alkohol über die Eintönigkeit der Fahrt hinwegzuhelfen.

Am 16. April nachmittags lief der „Neptun" zwischen zwei Eisbergen hindurch, die man allerdings in dem dichten Nebel nicht sehen konnte, deren Nähe jedoch an der rapiden Temperaturabnahme und dem Brandungsgeräusch nur zu deutlich zu spüren war. Aber auch diese Begegnung brachte die Bemannung nicht zur Besinnung. In der folgenden Nacht gegen zwei Uhr morgens hatte einer der Menageriewärter seine Schlafkabine verlassen, da die Raubtiere in ihren Verschlägen plötzlich einen wahren Höllenlärm verübten. Dem Wärter fiel es, als er das Verdeck betrat, sofort auf, daß die Temperatur abermals bedenklich gesunken war. Außerdem glaubte er auch von vorwärts das Rauschen brandender Wogen zu hören. Aus Vorsicht gedachte er diese seine Beobachtungen, deren schwerwiegende Bedeutung er von früheren Seereisen her kannte, der Wache mitzuteilen. Nirgends war aber eine solche zu entdecken. Nur auf der niedrigen Kommandobrücke lehnte ein verschlafener Matrose am Steuerrad, der dem vorsichtigen Wärter jedoch groben Tones bedeutete, er solle sich nicht um Dinge kümmern, die ihn nichts angingen.

Etwa eine Viertelstunde später — der Wärter war bereits wieder in seine Koje zurückgekehrt — ließ ein furchtbarer Stoß, dem ein mehrfaches Krachen und Splittern folgte, den ganzen Schiffskörper erzittern. Alles stürzte entsetzt an Deck, denn jeder fürchtete, der „Neptun" würde in der nächsten Minute wegsinken.

Da der Tag erst zu grauen begann und der noch immer



herrschende Nebel die Finsternis noch undurchdringlicher machte, war die allgemeine Verwirrung um so größer. Außerdem bildete das Deck ein wildes Durcheinander von Stangen, Spieren und Tauwerk, durch das man sich nur schwer einen Weg bahnen konnte. Waren doch die beiden Masten — der „Neptun“ führte außer der Dampfmaschine noch Briggtakelage — durch den Anprall abgebrochen und teilweise auf das Verdeck niedergestürzt.

Als die Leute noch halb wahnsinnig vor Angst umherrannten und eben mit dem Klarmachen der Rettungsboote beginnen wollten, ertönte plötzlich der Schreckensruf: „Die Tiere sind los!“ Und wirklich sah man jetzt auf dem Vorderdeck bei dem unsicheren Lichte der Positionslaternen dunkle Tierkörper zwischen den Trümmern der Masten hin und her huschen. Schon wollten einige Matrosen, die sich schnell mit Korkwesten versehen hatten, über Bord springen, um der doppelten Gefahr zu entgehen, als der Kapitän sie noch im letzten Augenblick zurückzuhalten vermochte. Denn da der „Neptun“ jetzt nach dem Zusammenstoß völlig regungslos dalag und selbst die schaukelnde Bewegung vollständig aufgehört hatte, konnte Kapitän Robinson den ganzen Umständen nach nur annehmen, daß sein Schiff auf ein treibendes Eisfeld aufgelaufen sei, sich darin festgekeilt habe und daher die Befürchtung, der Dampfer könnte schnell wegsinken, nicht bestände.

Die ganze Besatzung stürzte nun wieder in wilder Hast auf das Hinterschiff und drängte sich in den beiden Wohnräumen des Kapitäns zusammen, wo man eilig die Tür und die Fenster des Kajütenaufbaues verrammelte.

Bei Anbruch des Tages zeigte es sich dann, daß Robinson das Richtige vermutet hatte. Der „Neptun“ lag in der flachen Ausbuchtung eines riesigen Eisberges fest und unbeweglich. Er war auf eine sich unter dem Wasser weit vorstreckende Eiszunge aufgefahren. Jetzt konnte man bei dem stetig zunehmenden Tageslicht auch endlich die Verwüstungen überschauen, die die stürzenden Masten auf dem Deck angerichtet hatten. Die Kommandobrücke und das Kartenhäuschen waren zerschmettert worden, ebenso ein Teil der Reling, und dasselbe

Schicksal mußte den größeren Teil der auf dem Vorderdeck stehenden Raubtierkäfige ereilt haben, da mehrere ihrer Bewohner, drei Löwen, das Tigermännchen und drei Leoparden, zwischen den Trümmern bald hier, bald da auftauchten.

Noch an demselben Vormittag wurde dann von den Tierwärtern und einigen mutigen Matrosen der Versuch gemacht, die Bestien zurückzutreiben. Zu diesem Zweck hatten sich die Leute mit den in der Kapitänskajüte vorhandenen Revolvern — andere Schußwaffen befanden sich nicht an Bord — und auch mit langen Stangen bewaffnet, die an der Spitze dicht mit geteerten Lappen umwickelt waren. Mit diesen primitiven, in Brand gesetzten Fackeln hoffte man die Raubtiere am leichtesten einschüchtern zu können. Aber trotz dieser Hilfsmittel mißlang der Versuch vollkommen und kostete außerdem noch einem der Matrosen das Leben. Dieser hatte sich zu weit vorgewagt und war von einem der Löwen im Sprunge niedergerissen und zerfleischt worden, ohne daß man ihm zu Hilfe eilen konnte. Sein die Nerven aufpeitschendes Hilfegeschrei, das erst verstummte, als die übrigen Leute schon wieder unter Deck geflüchtet waren, schüchterte alle derart ein, daß niemand zum zweiten Male sich hinauswagen wollte. Die Besatzung war also in den beiden Wohnräumen des Kapitäns, aus denen nur eine einzige Tür auf das Deck führte, eingeschlossen, und zwar ohne alle Nahrungsmittel und ohne einen Tropfen Trinkwasser, denn die Vorratsräume lagen im Vorschiff, und dort trieben sich die Raubtiere umher.

Als drei Tage verflossen waren — inzwischen hatte man, sobald sich eine der Bestien bis in Schußnähe an die Kajütfenster heranwagte, regelmäßig aus den Revolvern ein völlig ergebnisloses Feuern auf die Raubtiere unterhalten — spornte Hunger und Durst die Leute des „Neptun“ zu einem nochmaligen Versuch an, der Bestien Herr zu werden oder doch wenigstens bis zu den Vorratskammern vorzudringen. Mit Beilen wurde ein Loch in den Fußboden der Kajüte geschlagen, so daß man in den Laderaum hinabsteigen und von da aus weiter durch den Maschinenraum in das Vorschiff gelangen konnte. Drei der Wärter machten sich denn auch, wieder aus-



gerüstet mit Revolvern und Fackeln, auf den Weg. Eine bange Viertelstunde verging für die Zurückbleibenden. Dann ertönten Schüsse, wildes Geschrei, und bald kletterten zwei der Wärter schreckensbleich durch das Loch im Fußboden in die Kajüte zurück. Den dritten hatte der Tiger in dem Gange zu der Kambüse angesprungen und zerrissen. Demnach beherrschten die Bestien nicht nur das Verdeck, sondern auch das Innere des Vorschiffes, wohin sie nur durch die sicherlich mitzertrümmerte Vorderluke eingedrungen sein konnten.

Wieder verging ein Tag. Da machte sich in der Nacht zum fünften plötzlich Brandgeruch bemerkbar, und schon am Morgen des sechsten Tages sah die Besatzung über dem Vorderdeck feine Rauchwolken aufsteigen. Die Fackel des von dem Tiger getöteten Wärters, die man nicht mehr hatte aufnehmen können, hatte den Dampfer in Brand gesetzt.

Am Mittag dieses sechsten Tages war die Rauchentwicklung bereits so stark, daß die frei umherschweifenden Raubtiere sich auf das Hinterdeck zurückzogen, wo die Luft noch frei von Rauchschwaden war. Die vor Hunger und Durst bereits halbtote Besatzung begann nun eine wilde Schießerei auf die gefährlichen Katzen, jedoch wieder ohne nennenswerten Erfolg, da die Revolver eine zu geringe Durchschlagskraft und Treffsicherheit besaßen. Nur das eine erreichte man mit der Zeit, daß sich die Raubtiere von dem Schiffe auf den Eisberg flüchteten, wobei sie den hinteren Mast, der schräg über Bord gefallen war, als Brücke benützten. Trotzdem wagten die Leute sich erst am Morgen des siebenten Tages aus ihrem Gefängnis heraus.

Inzwischen hatte das Feuer bereits so weit um sich gegriffen, daß das Vorschiff in hellen Flammen stand. Das Geheul der in den Käfigen noch eingeschlossenen Tiere, die nun elend verbrennen mußten, war entsetzlich. Aber niemand vermochte ihnen Rettung zu bringen, befand sich die Besatzung doch in fast ebenso furchtbarer Lage. Auf dem „Neptun“ drohte ihr der Flammentod, auf dem Eisberg das Verderben durch die Raubtiere, die sich ständig in der Nähe des Schiffes aufhielten.

Da, gegen Mittag, wurde am westlichen Horizont der Rumpf

eines großen Dampfers sichtbar, der, wie sich später ergab, durch die gewaltige Rauchsäule des brennenden „Neptun“ angelockt, seine Fahrtrichtung geändert hatte. Das war Hilfe im letzten Augenblick. Die „Kanada“, ein amerikanischer Schraubendampfer, nahm die halbverhungerten Leute auf und brachte sie nach New York. Den brennenden „Neptun“ und die Raubtiere auf dem Eisberg überließ man ihrem Schicksal.

Eine Woche später begegnete der englische Kreuzer „Cumberland“ dem Eisberge, auf dem noch zwei von den Bestien, ein Löwe und der Tiger, in völlig abgemagertem Zustande umherschlichen. Diese hatten sich während der acht Tage von dem Fleische ihrer schwächeren Artgenossen genährt. Die beiden Raubtiere waren bereits so ermattet, daß man sie ohne Gefahr einfangen und an Bord bringen konnte. W. K.

Das Nest der Kronprinzessin. — In der Nähe des dem Könige von Rumänien gehörigen Schlosses Pelesch hat sich die durch ihre Schönheit berühmte rumänische Kronprinzessin vor mehreren Jahren ein eigenartiges Lusthäuschen geschaffen, wie es wohl kein zweites Mitglied einer regierenden Herrscherfamilie besitzen dürfte. Zwischen den Wipfeln mehrerer riesiger Hochwaldtannen schwebt etwa acht Meter über dem Waldboden an starken Drahtseilen ein Häuschen, das eine im holländischen Stil eingerichtete Küche, ein Vorzimmer und einen Salon enthält — alles in Miniaturabmessungen, möbliert mit zierlichen Möbeln, und doch traulich und bequem. Dieses „Nest der Kronprinzessin“, wie man es im Volksmunde nennt, hat einen ebenso seltsamen Zugang und gleicht in dieser Beziehung einer kleinen Festung. Neben dem Häuschen erhebt sich ein hölzerner Wartturm, von dem aus eine Zugbrücke zu dem „Nest“ hinübergelassen werden kann.

Bei starkem Winde schwankt das luftige Gebäude ganz bedeutend. Als einmal an einem gerade recht stürmischen Tage der verstorbene König Georg von Griechenland „das Nest der Kronprinzessin“ besichtigte und den herrlichen Fernblick von der um das Häuschen herumführenden Galerie genießen wollte, mußte er schleunigst wieder zur sicheren Erde hinabsteigen, da

sich bei ihm auf der hin und her wiegenden Galerie sehr bald die ersten Anzeichen von Seekrankheit bemerkbar machten.

Mit diesem sonderbaren Haus eng verknüpft ist eine kleine Geschichte, die deutlich beweist, daß das vielfach angezweifelte plötzliche Ergrauen des Kopfhaares infolge seelischer Erregungen durchaus nicht in das Reich der Fabel gehört. Baurat Liman, der das „Nest“ geschaffen hat, erzählt folgendes: „Als vor einer Reihe von Jahren die Frau Prinzessin mir gegenüber den Wunsch nach diesem Waldidyll äußerte, ging ich frisch ans Werk. Aber es war noch weit von seiner Vollendung entfernt, als die hohe Frau zu mir kam und meinte, in vierzehn Tagen müsse alles fix und fertig sein, da der Zar von Bulgarien mit seiner Gemahlin sich angemeldet habe. Als Überraschung wolle sie dem Paare das ‚Nest‘ zeigen und ihren ersten Tee dort geben.

Das war nun eine harte Arbeit. Tag und Nacht wurde geschafft, und zur bestimmten Zeit war denn auch richtig das ‚Nest‘ fertig mit allen inneren Holztäfelungen samt Küche und Drumherum, nebst Turm und Zugbrücke. Jedoch die Haltbarkeit war nicht ausgeprobt, und bange Zweifel plagten mich unausgesetzt, ob die Tragfähigkeit auch genügen würde. Als dann der Nachmittag kam und in dem Hüttchen oben viel mehr Personen weilten, als ich je gedacht, neben den hohen Herrschaften auch noch die Hofstaaten und Minister, da, glaub’ ich, gab’s keinen sorgenvolleren Menschen auf der Erde wie mich. Und zudem erhob sich noch ein heftiger Sturm mit peitschendem Regen, so daß der Tee statt der festgesetzten halben Stunde über zwei Stunden währte — für mich eine unendliche Qual! Denn fortwährend peinigte mich der Gedanke, daß ein Riegel, ein Seil, ein Bolzen nachgeben könnte, und daß, wenn erst der Kreis der Anwesenden dadurch beunruhigt würde, alles verloren sei. Ich stellte mich direkt unter das ‚Nestchen‘ — und wie langsam verrannen die Minuten, während der Sturm immer heftiger wurde und die Riesentannen hin und her schüttelte!

Da ging ein bulgarischer General mit dem Leibarzt des Königs vorbei, und ersterer sagte scherzend zu mir: ‚Nun,

Herr Liman, Sie haben ja großes Vertrauen zu Ihrem schwankenden Bau da oben; wie nun, wenn er einstürzen würde und Sie stehen darunter?'

‚Ja, Herr General,' sagte ich, ‚deswegen hab' ich mich ja daruntergestellt; fällt er, so soll er mich als den ersten begraben!'

Aber er fiel nicht; am nächsten Morgen jedoch war ich an den Schläfen grau." W. K.

Eine Felddienstübung des englischen freiwilligen Frauensanitätskorps. — Das in England eingerichtete freiwillige Sanitätskorps von Frauen und Mädchen der höheren Stände, das anfänglich mehr wie eine Spielerei aussah, vervollkommnet sich, wie eine kürzlich bei Norbury abgehaltene Felddienstübung



Der Sanitätswagen des freiwilligen Frauensanitätskorps.

erkennen ließ, mehr und mehr. Die Mitglieder des Korps sind beritten. Ihre Khakiuniform besteht aus Schoßbluse und Rock. An einem Gürtel hängen eine Feldflasche zur Erquickung der

Verwundeten und eine Tasche mit Mundvorrat. Auf dem linken Ärmel ist das Rote Kreuz befestigt. Die Damen haben sämtliche Unkosten für die Ausrüstung selbst zu bestreiten.



Das Korpstier des freiwilligen Frauensanitätskorps.

Ein bei der erwähnten Felddienstübung mitgeführter Sanitätswagen enthielt zehn Zelte. Sie wurden von den Damen in sehr kurzer Zeit aufgestellt. Neun davon waren zur Aufnahme von Verwundeten, das zehnte für die Sanitätsoffiziere

bestimmt. Sodann wurden Tragbahren hergestellt und Wagen für den Transport von Verwundeten zweckentsprechend eingerichtet. Außerdem wurde ein Feldlazarett aufgeschlagen. Alles vollzog sich ohne männliche Beihilfe schnell und umsichtig. Endlich wurden Leute als Verwundete auf die Tragbahren gelegt und nach dem Feldlazarett und den Zelten geschafft.

Nach der Übung entfalteten die Damen auch ihre rein hausfraulichen Vorzüge. In dem Zelt für die Sanitätsoffiziere wurde Tee bereitet, und man lud die Offiziere zu einem Plauderstündchen ein.

Wie viele englische Regimenter und Kriegschiffe ihr Lieblings- und Schutztier besitzen, so hat sich auch das freiwillige Frauensanitätskorps ein solches zugelegt. Es ist eine stattliche Bulldogge, die zugleich zum Schildwachestehen abgerichtet worden ist. Th. S.

Gelungene List. — Heinrich Marschner, der Komponist der Opern „Hans Heiling“ und „Vampir“, war sehr eitel, und wer diese Schwäche zu benützen verstand, erreichte manches, was Marschner sonst nie gewährt haben würde. Er stellte sich Mozart und Beethoven gleich und pflegte bei Nennung der drei Namen den seinigen stets zuerst anzuführen.

Einst kam der bekannte Tenorist Stigelli, der Komponist des bekannten Liedes „Du hast die schönsten Augen“, nach Hannover, dem Wohnorte Marschners. Er suchte Engagement, und man sagte ihm, daß dies von Marschner abhänge. Wenn es ihm gelänge, sich diesen geneigt zu machen, würde seine Bewerbung voraussichtlich von Erfolg sein.

Am nächsten Morgen begab sich Stigelli in die Wohnung des Komponisten, ließ sich anmelden und wurde angenommen. An der Tür zu Marschners Arbeitszimmer klopfte er leise und zaghaft an.

„Herein!“ rief drinnen der Komponist.

Stigelli aber folgte dem Rufe nicht, sondern wiederholte nach einer Pause das Klopfen.

Wieder tönt aus dem Innern des Zimmers ein „Herein!“, nur kräftiger als vorher, aber mit demselben Erfolg: der Tenorist öffnet nicht, wohl aber klopft er zum dritten Male an.

Da hört er drinnen einen Stuhl zurückschieben, einen kernigen Fluch und rasche Schritte. Im nächsten Augenblicke wird die Tür heftig aufgerissen, Marschner erscheint und schreit dem Wartenden zu: „Zum Donnerwetter, Herr, sind Sie denn taub?"

Zitternd wankt der Künstler zurück, lehnt sich an die Wand und stammelt in höchster Befangenheit: „O — o, Ver—zeih—ung, meine Ver—messenheit, o —"

Marschner tritt näher, mustert den jungen, hübschen Mann und sagt teilnahmvoll: „Sind Sie krank, oder ist Ihnen etwas zugestoßen?"

„O nein, aber — meine Kühnheit — o, bitte, lassen Sie mich lieber gehen!"

Der Komponist nötigte nun den seltsamen Besucher in sein Zimmer und bot ihm einen Stuhl. „Nun, wird Ihnen wohler?" fragte er.

„Ach nein — ich habe mich überschätzt — ich will fort!" stotterte der Tenorist.

„Überschätzt — wieso?" fragte Marschner.

„Ich stellte mir es leichter vor, dem größten Musiker aller Zeiten gegenüberzutreten. Ich wollte meine Stimme von ihm prüfen lassen, und jetzt, wo er vor mir steht, der weltberühmte Mann, da bin ich schwach und befangen wie ein Kind!"

In kurzen, abgerissenen Sätzen stieß der Künstler diese Worte hervor, während seine Blicke am Boden hafteten.

„Na, fassen Sie sich nur, lieber Freund," erwiderte der Komponist wohlwollend. „Ich glaube Ihnen gern, daß Sie aufgeregt sind, kann mir Ihre Befangenheit recht gut erklären. Aber nur Mut, Sie sehen, daß große Männer nicht immer so unnahbar sind, wie Sie glauben."

„Hier diese geheiligten Räume, die Werkstätte Ihres Schaffens, wo die unsterblichen Werke entstanden, in denen auch ich das Glück hatte mitzuwirken —"

„Sie haben in meinen Opern mitgewirkt?" unterbrach Marschner den schlauen Tenoristen. „Dann müssen Sie mir etwas vorsingen. Kommen Sie ans Klavier!"

Stigelli sang, und am nächsten Tage hatte er den Kontrakt auf drei Jahre in der Tasche. D. C.

Die Träne im Leben des Kindes. — Das Kind ist in hohem Maße ein Augenblickswesen; es läßt sich leicht von seinen verschiedenen Gefühlen ganz und gar beherrschen und bringt diese wechselnden Stimmungen auch äußerlich zum Ausdruck. Zu keiner Zeit im Leben lacht der Mensch so viel wie in seiner Jugend, nie aber tritt auch die Träne so leicht in seine Augen, als wenn er noch ein Kind ist. Dieses hat auch noch das Vorrecht, sich äußerlich so zu geben, wie ihm wirklich in seiner Seele zumute ist, und diese ursprüngliche Naivität und Unbefangenheit, diese Art Unschuld und Wahrheit machen ja zum großen Teil den erfreuenden Reiz des kindlichen Wesens aus.

Der Erwachsene ist schon ganz anders geartet als das Kind. Er hat ebenso oft und noch tiefere Ursachen zur Träne. Aber er weiß den Schmerz zu verbeißen, das Auge trocken zu erhalten, wenn sich auch die Tränenpforte öffnen möchte. Wir Großen lassen uns auch mehr vom Verstande leiten und durch die Erfahrung belehren. Das Kind aber steht ganz unter dem Eindruck des Augenblickes und der jeweiligen Empfindung.

Weil das Kind in der Hauptsache noch ein Sinnenwesen ist, leidet es auch am schwersten am physischen Schmerz. Wo der Erwachsene seinen Schmerz bei irgend einer Krankheit heldenmütig trägt, weint ihn das Kind aus und fühlt sich wohl dadurch einigermaßen erleichtert. Wer könnte ermessen, wie viele Tränenbächlein allein aus dieser starken Quelle tagtäglich fließen, aus einem Born, der, solange es Menschen geben wird, nie versiegen kann!

Noch trauriger aber sind vielleicht die Tränen, die um absichtlich zugefügten Leides willen geweint werden. Wie viele Schmerzen werden den Kindern bereitet, die nicht nötig wären! Wir denken an die körperliche Züchtigung, denken an die unendlich vielen Mißhandlungen, die im Zorn, in der Unüberlegtheit, im Alkoholrausch, aber auch in teuflischer Absicht und Bosheit begangen werden. Auf der einen Seite sündigt man in blinder Affenliebe mit widerlicher Verzärtelung der Jugend, auf der anderen mit finsterer Strenge und Roheit. Die englische

Kinderschutzgesellschaft spricht in einem ihrer Berichte von einer Zählung von 428 000 gemarterten Kindern, deren Vorbeiziehen in einer Prozession 81 Stunden währen würde. Unter diesen Unglücklichen, Hungrigen, Verwahrlosten sind 61 000 Kinder mit Wunden, Striemen und Brandblasen bedeckt oder mit gebrochenen Gliedern, erloschenen Augen, stierem Blick, zugrunde gerichtet durch Mißhandlungen mit Schaufeln, Stiefeln, Lederriemen, Schürhaken, Plätteisen, kochendem Wasser, glühenden Zangen.

Aber auch über diese häufige Ursache hinaus fehlt es nicht an Anlässen, die so oft das Kinderauge feuchten. Wie viele seelische Leiden hat manchmal auch schon ein Kind zu durchkosten! Hier ist vor allen Dingen an das Furchtgefühl zu denken. Angst vor einer Strafe, überhaupt vor allem, was den Ton des Unangenehmen in sich trägt, schreckliche Wahnvorstellungen — das alles treibt zur Träne und beweist dadurch, wie viele dunkle Gefilde auch schon im Kinderleben zu durchmessen sind.

Harmloser sind die vom Kinde so häufig geweinten Tränen der Rührung. Kinder lassen sich bekanntlich leicht rühren. Eine traurige Geschichte feuchtet bald ihr Auge; weinen erst andere Personen, so lockert sich auch bald ihr volles Tränensäcklein. Diese Zähren sind aber auch leicht wieder getrocknet und schnell vergessen. Wie es überhaupt ein glücklicher Ausgleich des gütigen Geschickes ist, daß die Kindertränen leicht wieder verschwinden und bei der nächsten Freude schon wieder vergessen sind. Beide Extreme des menschlichen Empfindens folgen beim Kinde oft so schnell und unvermittelt aufeinander, daß man wohl behaupten kann, es weint oft mit dem einen Auge, während es mit dem anderen schon wieder lacht. Dagegen ist wohl die eigentliche Freudenträne dem Kinde noch völlig fremd; wenn es sich glücklich fühlt, dann kann es eben nur lachen. Auch die Träne wie das Gefühl der Wehmut sind mit dem kindlichen Wesen noch völlig unvereinbar; beides zu durchkosten, bleibt dem reiferen Alter vorbehalten.

Nicht bei allen Kindern öffnet sich die Tränenpforte gleich schnell. Physische Organisation und seelische Beschaffenheit sind verschieden und lassen das eine Kind weicher, das andere härter

erscheinen. Mit dieser Verschiedenheit ist der Wert der Kinderpersönlichkeit noch keineswegs berührt. Aber die Träne ist immerhin etwas so Kindertümliches, ein so natürliches Ventil für allerlei Spannungen, daß es höchst sonderbar erscheint, wenn Kinder nie oder höchst selten Tränen vergießen.

Wenngleich die Kinderträne oft fast um ein Nichts vergossen wird, so gibt es auch wieder gar viele, die der herbe Ausdruck eines gar langen und tiefen Leides sind. Darum sollte sich der Erzieher, dem sie zum Ankläger und Richter werden, recht sehr bemühen, sie, wo es angebracht ist, zu trocknen, wenigstens dann, wenn es sich um einen unnötigen Schmerz handelt. Denn wenn auch unter Tränen manche Tugend reift wie unter Schmerzen die köstliche Perle, so flieht doch mit dem Naß der Augen auch gar manchmal alles weiche Empfinden aus der Seele. Gerade das Bessere im Menschen ist durch die vielen Tränen oft ausgeweint worden; mancher, der in der Jugend leicht zu rühren war, ist verbittert, hart, tränenlos geworden und läßt später andere entgelten, was einst an ihm gesündigt worden ist. So hinterläßt die Träne ebenso wie das Lachen ihre Spuren bis in die Jahre des Alters hinein.

Nur in einem Falle heißt es hart und fest gegen Kindestränen bleiben. Es gibt auch heuchlerische, ja man könnte sagen raffinierte unter ihnen — Tränen, die das Kind aus Eigensinn, aus Berechnung vergießt. Wenn ihm sein Wille nicht getan wird, dann spielt es wohl, nachdem es alle anderen Register vergebens aufgezogen hat, mit der Träne den letzten und höchsten Trumpf aus, der es so häufig zum Sieger im Streite mit den Eltern macht. Wenn der Liebling weint, dann gibt nicht nur die weichere Mutter nach, dann kapituliert sogar der härtere, festere Vater, und das Kind bekommt seinen Willen. Nicht selten ist die Träne die Waffe, die das Kind zum schrecklichen Haustyrannen macht. Da heißt es festbleiben auf seiten der Eltern; falsche Nachgiebigkeit ist hier entschieden vom Übel. Und nicht selten wird es vorkommen, daß die Eltern einmal in bitterer, zu später Erkenntnis die Tränen selber nachweinen, die sie bei ihren Kindern in blinder Zärtlichkeit zur Unzeit gestillt haben. Denn auch die Tränen,



die die Eltern später über ungeratene oder unglückliche Kinder weinen, müssen eigentlich den Kindertränen zugezählt werden. P. Hoche.

Verbrecherischer Leichenhandel. — Unter Ludwig XIV. setzten nicht nur Kinderentführungen, Giftmorde, sondern auch seltsame Verbrechen und andere Ausgeburten der Hölle Paris in Schrecken. Damals verschwanden in wenigen Monaten auf geheimnisvolle Weise sechsundzwanzig junge Männer, Angehörige besserer Bürgerfamilien. Die seltsamsten Gerüchte schwirrten darüber durch Paris. Als König Ludwig erfuhr, das Volk habe eine Prinzessin im Verdacht, sich in Menschenblut zu baden, drohte er dem Generalpolizeileutnant de la Reynie mit seiner Ungnade, wenn er nicht binnen drei Wochen Herr des schrecklichen Geheimnisses sei.

La Reynie wandte sich in seiner Verzweiflung an den bekannten Lecoq, einen seiner besten Geheimagenten. Lecoq versprach, im Verlauf von acht Tagen den geheimnisvollen Menschenräubern auf der Spur zu sein.

Lecoq hatte einen Sohn. Diesem setzte er seinen Plan auseinander. Den jungen Lecoq begeisterte das Abenteuer. Als junger Stutzer, aber wohlbewacht von den Spähern seines Vaters, flanierte er fleißig durch die Straßen und Lustgärten von Paris, um der gefährlichen Sirene aufzufallen, die, wie sein Vater sehr richtig vermutete, den geheimnisvollen Verbrechern und Menschenräubern als Lockvogel diente. Denn darüber, daß die vermißten jungen Leute das Opfer irgend eines galanten Abenteuers geworden waren, war sich der gewiegte Kriminalist von Anfang an klar. Nur kannte er den verbrecherischen Zweck nicht.

Der junge Lecoq erging sich am fünften Tage nachmittags im Tuileriengarten. Da begegnete ihm eine bildschöne, junge Dame an der Seite ihrer Gouvernante, die ihm auffallende Blicke zuwarf. Instinktiv fühlte er, daß er die Richtige getroffen habe. Er setzte sich auf eine Bank. Einige Minuten später nahm die Gouvernante neben ihm Platz und gab ihm im Auftrag ihrer Herrin, der Prinzessin Jabirouska, auf den Abend ein Rendezvous an der Kirche St. Germain l'Auxerrois.

Der junge Lecoq stellte sich als Student und Sohn eines Edelmanns aus Le Mans vor und versprach, pünktlich zur Stelle zu sein.

Der Vater teilte den Verdacht seines Sohnes und verabredete alles Nähere mit ihm. Der junge Lecoq stellte sich pünktlich an der Kirche ein, wo ihn die vermummte Duenna empfing und ihn an ein Haus in der Waisenstraße geleitete. Der alte Lecoq blieb den beiden mit seinen Leuten dicht auf den Fersen. Während er seine Agenten vor dem Hause verteilte, wurde sein Sohn von der „Prinzessin" mit allen Zeichen der Freude empfangen. Von der Erscheinung des herrlichen jungen Weibes betäubt, vergaß der junge Mann sich und das mit dem Vater verabredete Signal, und erst als die „Prinzessin" den jungen Mann verließ, um Champagner zu bestellen, benützte der junge Lecoq ihre Abwesenheit und öffnete einen Schrank, aus dem ihm viele abgeschnittene Menschenköpfe entgegengrinsten. Er gab sofort das Signal. In demselben Augenblick, als Lecoq mit seinen Leuten in das Zimmer drang, erschien auch die „Prinzessin" an der Spitze von vier bis an die Zähne bewaffneten Banditen. Zehn Minuten später war die ganze Gesellschaft verhaftet.

Die sogenannte „Prinzessin", eine Engländerin, diente in der Tat einer Mörderbande als Lockvogel, die mit den Leichen der Ermordeten einen schwunghaften Handel betrieb. Die Körper kamen auf die Seziertische der Professoren der Chirurgie und wurden gut bezahlt.

Der König, der bei dem Bekanntwerden dieser scheußlichen Verbrechen den Ausbruch von Unruhen befürchtete, gab Befehl, die Missetäter alle Grade der Folter durchmachen zu lassen, und sie dann insgeheim hinzurichten. Den Doktoren und Professoren wurde bei Todesstrafe verboten, fürderhin von unbekannten Leuten kopflose Leichen anzukaufen. W. F.

Bewiesener Einfluß. — Unter der Regierung des Zaren Alexander I. erfreute sich Fürst Peter Michailowitsch Wolkonsky der ganz besonderen Gunst seines Herrschers. Alexander unternahm selten etwas, bevor er den Fürsten nicht erst um seinen Rat gefragt hatte. So sagte er einst zu ihm: „Ich habe da

einen wunderschönen Brillanten von seltener Größe, den möchte ich gern einem Freunde zum Geschenk machen. Und zwar möchte ich ihn in den Knopf eines Stockes setzen lassen. Bestelle doch die Sache beim Juwelier."

Der geizige Fürst war tief erschrocken, als er diesen Befehl des Herrschers hörte. „Aber, Majestät," widersprach er, „dieser Brillant ist doch viel zu wertvoll, als daß Sie ihn verschenken können!"

„Ich weiß wohl, was er wert ist," meinte Alexander, „doch mein treuester Freund soll ihn haben, und für diesen ist mir nichts zu teuer."

Der Fürst, der seinen Einfluß befestigen wollte, redete hin und her, der Stein sei viel zu teuer und zu kostbar, und es gelang ihm schließlich wirklich, den Zaren von seinem Vorhaben abzubringen. Er gab ihm den Auftrag, den Stock ohne den Brillanten anfertigen zu lassen.

Voller Genugtuung führte Wolkonsky den Auftrag aus.

Als der Stock fertig war und man ihn dem Kaiser brachte, überreichte dieser ihn dem Fürsten mit den Worten: „So, lieber Peter, den Stock hatte ich für dich bestimmt!"

Alexander lachte herzlich über das verblüffte Gesicht, das der Fürst jetzt machte, behielt aber seinen Stein. A. Sch.

Ein wirksamer Inhalationsapparat. — Es ist eine bekannte Tatsache, daß wohl der größte Teil aller Erkrankungen, deren Ursachen man sich zumeist nicht erklären kann, auf unbeachtete oder harmlos angesehene Erkältungen zurückzuführen sind. Erkältung und Katarrh sind die hauptsächlichsten Ursachen und Anfänge vieler schwerer Leiden, denn Nasen- und Rachenverschleimungen, die ersten Folgen einer Erkältung, verursachen die plötzliche Entwicklung der bis dahin friedlich schlummernden Kleinlebewesen, die nun ihre verheerende Tätigkeit beginnen, indem sie die mit den Atmungsorganen in Verbindung stehenden Wege vollständig vergiften und verseuchen.

Trotz aller Mahnungen und Aufklärungen sind sehr viele Menschen gegenüber diesen feststehenden Tatsachen von einer unbegreiflichen Sorglosigkeit. Die Ursachen aber der Erkran-

kungen im Keime ersticken, heißt oftmals sich oder anderen das Leben retten. Schnell handeln heißt alles gewinnen.

Zur Erreichung dieses Zweckes wird immer ein guter Inhalationsapparat das wirksamste Mittel bleiben. Unter den vielen vorhandenen Systemen zeichnet sich nun der „La Vie-Inhalator“ (Fig. 1) besonders vorteilhaft aus und bildet sozusagen eine Klasse für sich. Seine Verwendung ersehen wir aus unseren Abbildungen (Fig. 2 und 3). Das Gebläse beziehungsweise der Windball ist in seiner Dimension so gewählt, daß ein sogenannter Doppelapparat völlig überflüssig ist.

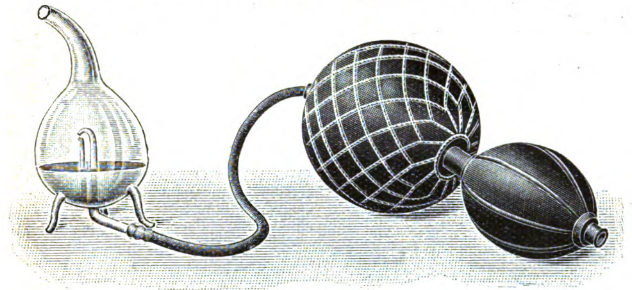


Fig. 1.

Da man bekanntlich mit einem bestimmt begrenzten Quantum Preßluft auch nur ein ganz bestimmtes Quantum Flüssigkeit zerstäuben kann, nimmt bei einer Mehrzahl von Düsen die Druckwirkung sogar ab, anstatt daß sie, wie oftmals zu Unrecht behauptet wird, zunimmt. Infolge seiner von allen anderen Apparaten abweichenden Konstruktion wird die angesaugte, aber nicht zerstäubte überschüssige Flüssigkeit unmittelbar nach unten, also zurück in den Behälter gedrückt, so daß der bei anderen Apparaten erforderliche Tropfenfänger unnötig ist und ein Ausströmen auch nur des allerkleinsten Quantums Flüssigkeit in Form von Tropfen vollständig vermieden wird. Die Inhalationsflüssigkeit, die durch die Betätigung des Gebläses in einen hauchartig feinen Nebel umgewandelt wird, wie dies durch andere Konstruktionen nie erreicht werden kann, ist nun in der Lage, durch die natürlichen Luftwege bis in die

alleräußersten Teile der Lunge vorzudringen und so die Krankheitserreger mit unbedingter Sicherheit unschädlich zu machen.

Dem Apparat ist eine Inhalationsflüssigkeit beigegeben, die Sauerstoff, diesen für unser Leben unentbehrlichsten Stoff, enthält. Der künstlich erzeugte Sauerstoff tötet einmal radikal alle Krankheitserreger und belebt zugleich die erkrankten Stellen.

Noch einige Worte über die Verwendung des Apparates. Dieser darf nicht höher als etwa zwei Zentimeter mit der Flüssigkeit gefüllt werden. Der überhäkelte Gummibehälter des Doppelgebläses wird mit Luft gefüllt, was dadurch erreicht wird, daß man den Gummischlauch an der Schlauchtülle zudrückt. Man setzt dann das Ausströmungsrohr an den Mund, holt recht tief Atem und gibt gleichzeitig mit dem Atmen den Schlauch frei,



Fig. 2.

so daß die bis jetzt eingepreßte Luft den Inhalator in Bewegung setzt, die Inhalationsflüssigkeit zu unendlich feinem Nebel zerstäubt und diesen der Lunge und allen entzündeten Organen intensiv zuführt. Bei der Naseninhalation gegen

Schnupfen benützt man die Nasenolive und inhaliert in der gleichen Weise, wie es unsere Abbildung zeigt. Um der Luftröhre temperierte Inhalation zuzuführen, braucht man nur den Inhalator mit eingefüllter Flüssigkeit zu erwärmen.



Fig. 3.

Die Kosten für den Apparat sind so gering gestellt, daß jedermann ihn sich beschaffen kann. Die Gesundheit ist doch unser kostbarstes Gut, und am falschen Ende und zu unrechter Zeit sparen, hat schon viele bösen Folgen gezeitigt. Fabrikant dieses von einem hervorragenden ersten Spezialisten erfundenen Apparates ist Leopold Oppen in Berlin-Halensee, Paulsbornerstraße 91. H. Herzberg.

Die Schwurfinger. — Bei der Eidesleistung ist es gebräuchlich, die drei ersten Finger der erhobenen rechten Hand emporzustrecken, die zwei letzten zu beugen. Welche Bedeutung die Schwurfinger bei unseren Vorfahren hatten, geht aus einem Dokument aus der Zeit von 1559 hervor, das einen interessanten Beitrag zur Symbolik des Eides liefert.

„Was durch Aufreckung der Finger, so Einer einen Eid schwört, bedeut wurde. Es ist zu merken, ein jeglicher Mensch, der lügenhaftig oder unwahrhaftig schwört, der schwört auf sich selbst vier Flüch, die bezeichnet werden durch seine Finger, der er drei aufreckt, und zwei, die er niederneigt. Von erst durch den Daumen, der der kürzte ist, wird verstanden das gegenwärtig Leben, das kurz und vergänglich ist. Wenn er also den Daumen aufreckt, das bedeut so viel, als ob er sprech: Ob ich nit wahr hab, so abkürz mir Gott mein Leben. Der ander Finger ist länger und bedeut das künftige Leben. Und so er den aufreckt, ist so viel gesprochen: Ob ich nit wahr hab, so soll mein Seel nach dem Leben, in dem künftigen Leben, kein Ruhe finden, bis an den jüngsten Tag. Der dritte Finger ist der längste und bedeut das ewige Leben, das angehen wird von dem jüngsten Tag und bleibt ohne End: So er den aufreckt, das ist so viel bedeuten, als ob er sprech: Ob ich nit wahr hab, so werde mein Seel und Leichnam an dem jüngsten Tag geschaiden und geteilt von dem ewigen Leben und von der Gesellschaft und Gemeinschaft aller Heiligen und Auserwählten. Aber die andern zwei abgegangene und geneigte Finger bedeuten die in der Höll sind, und so er dieselben zwei Finger beugt oder abneigt, bedeut so viel, als ob er sprech: Ob ich nit wahr hab, so werde ich mit Leib und Seel mit denen, so in der Höll sind, ewiglich begraben.“ K. K.

Gefälschte und geborgte Kronen. — Nachdem in der Nacht vom 3. zum 4. Oktober 1910 König Manuel von Portugal aus Lissabon vor den Revolutionären geflohen war und diese am Tage darauf die Republik erklärt hatten, war es eine Hauptsorge der neuen Machthaber, schnellstens eine genaue Übersicht über die Finanzverhältnisse des Landes zu gewinnen, die infolge der jahrelangen Schuldenwirtschaft in schlimmster Weise zerrüttet sein mußten. Bei der Inventarisierung des Staatseigentums wurde auch die aus dem 17. Jahrhundert stammende portugiesische Königskrone, ein reich mit Edelsteinen besetztes Kleinod, herangezogen und mit einem Wert von etwa einer Million in das Verzeichnis eingesetzt, eine Summe, auf die einmal vor Jahren ein Sachverständiger sie abgeschätzt hatte.

Im April 1911 versuchte dann die republikanische Regierung die Krone zu Geld zu machen. Man ließ daher den Pariser Juwelier Salange nach Lissabon kommen. Dieser erklärte jedoch nach kurzer Untersuchung, daß das auf eine Million taxierte Kleinod kaum einen Wert von 10 000 Franken habe, da nicht einmal mehr der Stirnreif, geschweige denn die Steine echt seien. Darob große Bestürzung. Als dann auch andere Fachleute ihr Urteil dahin abgaben, das Gold der Königskrone sei nur plattiertes Silber und die Brillanten Simili, konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß einer der letzten Herrscher Portugals, die ja sämtlich an chronischem Geldmangel litten, die echte Krone veräußert und dafür eine genaue Imitation hatte herstellen lassen. Diese unechte portugiesische Krone lagert noch heute in den Gewölben der Lissaboner Banca Republicana. Ein Käufer für sie hat sich bisher nicht gefunden.

Bietet die Geschichte Portugals ein Beispiel dafür, daß auch gekrönte Häupter in bedrängter Lage ihre Zuflucht zu nicht ganz sauberen Geschäften nehmen, so kann man wieder von einem englischen König berichten, der sich eine Krone zu seiner feierlichen Krönung regelrecht leihen mußte. Der nachmalige König Georg IV. war als Prinz ein sehr verschwenderischer Lebemann. Trotz seiner hohen Einkünfte häufte sich seine Schuldenlast von Jahr zu Jahr mehr an. In einem der vornehmsten Londoner Klubs verlor er am Spieltisch in einer Nacht allein 50 000 Pfund Sterling. Als er 1820 zur Regierung kam, borgte ihm niemand mehr einen Schilling. Trotzdem bestellte er zu seiner Krönung bei dem Juwelier Rundell in London eine Krone, die sieben Pfund wog und fast 3 Millionen Mark kostete. Sie bestand aus reinem Golde und war dicht mit Edelsteinen besetzt. 1821 war dieses Prunkstück fertig, und nunmehr wurde der Tag der Krönung festgesetzt. Aber der vorsichtige Juwelier wollte das Kleinod nicht ohne Bezahlung hergeben. Nach längeren Verhandlungen wurde dann, da Georg IV. die nötige Summe nirgends auftreiben konnte, ein schriftlicher Vertrag geschlossen, nach dem Rundell dem König die Krone für den Tag der Krönung gegen eine Leihgebühr von 200 000 Mark überlassen wollte.

So kam es, daß der Vorgänger der Königin Viktoria mit einer geborgten Krone gekrönt wurde. Diese wurde tatsächlich gleich nach dem feierlichen Akt von Angestellten des Juweliers wieder abgeholt.

Sehr bald drang das Gerücht von diesem merkwürdigen Leihgeschäft in die Öffentlichkeit. Doch niemand dachte daran, Rundell wegen dieser Vorsichtsmaßregeln, unter denen er seine kostbare Ware hergegeben hatte, zu verurteilen. Dazu sind die Engländer viel zu sehr Geschäftsleute. Man wollte sich aber trotzdem nicht vor dem Ausland noch mehr blamieren und eröffnete daher eine allgemeine Sammlung, angeblich zu dem Zweck, dem König aus Anlaß seiner Krönung ein hohes Geldgeschenk zu machen. Es kamen auch wirklich in einem halben Jahre nicht weniger als 4 Millionen Mark zusammen. Das Komitee, das die Sammlung eingeleitet hatte, bezahlte davon zunächst die Krone und überwies den Rest dem Herrscher.

Niemand war froher als Rundell, denn daß er ohne diese nationale Hilfe noch jahrelang auf sein Geld hätte warten können, wußte er nur zu genau.

Im Jahre 1831 wurde die Krone dann für die Krönung der Königin Viktoria vollständig umgearbeitet, da diese sich weigerte, den sieben Pfund schweren Herrscherschmuck zu tragen. In dieser neuen Gestalt befindet sich das denkwürdige Kleinod noch heute im englischen Kronschatz im Tower. W. K.

Sonderbare Eier. — Die am häufigsten vorkommende Absonderlichkeit ist der doppelte Dotter; weit seltener schon sind die Eier mit drei Dottern. Nach Davaine werden in den „Hallen“ zu Paris, in denen jährlich über 140 Millionen Eier verkauft werden, nicht mehr als fünf oder sechs der letzteren Art gefunden, also etwa auf 23 Millionen ein einziges Ei mit dreifachem Dotter. Eier mit Doppeldotter zählt man auf dieselbe Gesamtzahl 200 bis 300; besonders häufig will man sie in den Sendungen aus der Normandie beobachtet haben. Meist sollen sie von Hühnern gelegt werden, die der Brahmaputrarasse angehören.

Hie und da finden sich auch Fremdkörper mit in einem Ei eingeschlossen. So fand der berühmte Architekt Perrault, der

zu gleicher Zeit ein geschickter Arzt und Naturforscher war, einmal eine Stecknadel und ein anderes Mal einen kleinen Stein in einem Ei eingeschlossen.

Eier ohne Dotter kommen auch vor, ja sie sind nicht einmal so selten, als man gewöhnlich annimmt; sie sind alle sehr klein und öfters sogar ohne Schale, also nur in die Eihaut eingehüllt. In Italien galt ein solches Ei zur Zeit Fabrices von Aquapendente als das hundertste und das letzte, das ein Huhn legt, bevor es mit dem Legen aufhört; daher auch der Name Ovum centesimum, das hundertste Ei. Zu anderen Zeiten betrachtete der Aberglaube solche Eier als Hahneneier; diese letztere Überzeugung ist nicht allein sehr alt, sondern auch heute noch sehr verbreitet. Das Vorkommen von Eiern ohne Schale ist aber meistens nur auf eine verkehrte Ernährung des Huhnes zurückzuführen.

Eine merkwürdige, ziemlich seltene Anomalie ist der Einschluß eines vollkommen ausgebildeten Eies oder eines solchen ohne Dotter in ein zweites. Ein derartiges Ei beschreibt F. Henneguy in „La Nature". Es stammte von einer dreijährigen Henne, die bereits öfter Eier mit zwei Dottern gelegt hatte. Es war von ganz normaler Form und wog 204 Gramm; seine Längsachse maß 90 Millimeter, seine Querachse 58 Millimeter. Außer einem normalen Dotter und Eiweiß beherbergte diese Schale noch ein vollständiges Ei von 65 Millimeter Länge und 45 Millimeter Breite. Über ein ähnliches Vorkommnis bei einem Gänseei berichtete Rayer, und Supino beobachtete 1897 ein kleineres, nur 72 Millimeter langes Hühnerei, das ein zweites Ei von 56 Millimeter Länge enthielt.

Ein weiteres Eierkuriosum. Man fand vor 18 Jahren zwei Hühnereier mit dem geringen Gewicht von 17 Gramm. Bei der Öffnung zeigte sich, daß das Eiweiß mit einem Teile des Dotters eine halbmondförmige Schalenbildung eingegangen war, die, der äußeren Schale vollständig ähnlich, einen gelblich glänzenden Bruch zeigte. Der Rest des Eidotters bildete eine kräftig konsistente Masse, von Häuten umschlossen, die in der Spitze des Eies lagerte und die Veranlassung war, daß das Ei auf seiner Spitze stehen konnte. C. T.



alleräußersten Teile der Lunge vorzudringen und so die Krankheitserreger mit unbedingter Sicherheit unschädlich zu machen.

Dem Apparat ist eine Inhalationsflüssigkeit beigegeben, die Sauerstoff, diesen für unser Leben unentbehrlichsten Stoff, enthält. Der künstlich erzeugte Sauerstoff tötet einmal radikal alle Krankheitserreger und belebt zugleich die erkrankten Stellen.

Noch einige Worte über die Verwendung des Apparates. Dieser darf nicht höher als etwa zwei Zentimeter mit der Flüssigkeit gefüllt werden. Der überhäkelte Gummibehälter des Doppelgebläses wird mit Luft gefüllt, was dadurch erreicht wird, daß man den Gummischlauch an der Schlauchtülle zudrückt. Man setzt dann das Ausströmungsrohr an den Mund, holt recht tief Atem und gibt gleichzeitig mit dem Atmen den Schlauch frei,



Fig. 2.

so daß die bis jetzt eingepreßte Luft den Inhalator in Bewegung setzt, die Inhalationsflüssigkeit zu unendlich feinem Nebel zerstäubt und diesen der Lunge und allen entzündeten Organen intensiv zuführt. Bei der Naseninhalation gegen

Schnupfen benützt man die Nasenolive und inhaliert in der gleichen Weise, wie es unsere Abbildung zeigt. Um der Luftröhre temperierte Inhalation zuzuführen, braucht man nur den Inhalator mit eingefüllter Flüssigkeit zu erwärmen.



Fig. 3.

Die Kosten für den Apparat sind so gering gestellt, daß jedermann ihn sich beschaffen kann. Die Gesundheit ist doch unser kostbarstes Gut, und am falschen Ende und zu unrechter Zeit sparen, hat schon viele bösen Folgen gezeitigt. Fabrikant dieses von einem hervorragenden ersten Spezialisten erfundenen Apparates ist Leopold Oppen in Berlin-Halensee, Paulsbornerstraße 91. H. Herzberg.

Die Schwurfinger. — Bei der Eidesleistung ist es gebräuchlich, die drei ersten Finger der erhobenen rechten Hand emporzustrecken, die zwei letzten zu beugen. Welche Bedeutung die Schwurfinger bei unseren Vorfahren hatten, geht aus einem Dokument aus der Zeit von 1559 hervor, das einen interessanten Beitrag zur Symbolik des Eides liefert.

„Was durch Aufreckung der Finger, so Einer einen Eid schwört, bedeut wurde. Es ist zu merken, ein jeglicher Mensch, der lügenhaftig oder unwahrhaftig schwört, der schwört auf sich selbst vier Flüch, die bezeichnet werden durch seine Finger, der er drei aufreckt, und zwei, die er niederneigt. Von erst durch den Daumen, der der kürzte ist, wird verstanden das gegenwärtig Leben, das kurz und vergänglich ist. Wenn er also den Daumen aufreckt, das bedeut so viel, als ob er sprech: Ob ich nit wahr hab, so abkürz mir Gott mein Leben. Der ander Finger ist länger und bedeut das künftige Leben. Und so er den aufreckt, ist so viel gesprochen: Ob ich nit wahr hab, so soll mein Seel nach dem Leben, in dem künftigen Leben, kein Ruhe finden, bis an den jüngsten Tag. Der dritte Finger ist der längste und bedeut das ewige Leben, das angehen wird von dem jüngsten Tag und bleibt ohne End: So er den aufreckt, das ist so viel bedeuten, als ob er sprech: Ob ich nit wahr hab, so werde mein Seel und Leichnam an dem jüngsten Tag geschaiden und geteilt von dem ewigen Leben und von der Gesellschaft und Gemeinschaft aller Heiligen und Auserwählten. Aber die andern zwei abgegangene und geneigte Finger bedeuten die in der Höll sind, und so er dieselben zwei Finger beugt oder abneigt, bedeut so viel, als ob er sprech: Ob ich nit wahr hab, so werde ich mit Leib und Seel mit denen, so in der Höll sind, ewiglich begraben." R. R.

Gefälschte und geborgte Kronen. — Nachdem in der Nacht vom 3. zum 4. Oktober 1910 König Manuel von Portugal aus Lissabon vor den Revolutionären geflohen war und diese am Tage darauf die Republik erklärt hatten, war es eine Hauptsorge der neuen Machthaber, schnellstens eine genaue Übersicht über die Finanzverhältnisse des Landes zu gewinnen, die infolge der jahrelangen Schuldenwirtschaft in schlimmster Weise zerrüttet sein mußten. Bei der Inventarisierung des Staatseigentums wurde auch die aus dem 17. Jahrhundert stammende portugiesische Königskrone, ein reich mit Edelsteinen besetztes Kleinod, herangezogen und mit einem Wert von etwa einer Million in das Verzeichnis eingesetzt, eine Summe, auf die einmal vor Jahren ein Sachverständiger sie abgeschätzt hatte.

Im April 1911 versuchte dann die republikanische Regierung die Krone zu Geld zu machen. Man ließ daher den Pariser Juwelier Salange nach Lissabon kommen. Dieser erklärte jedoch nach kurzer Untersuchung, daß das auf eine Million taxierte Kleinod kaum einen Wert von 10 000 Franken habe, da nicht einmal mehr der Stirnreif, geschweige denn die Steine echt seien. Darob große Bestürzung. Als dann auch andere Fachleute ihr Urteil dahin abgaben, das Gold der Königskrone sei nur plattiertes Silber und die Brillanten Simili, konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß einer der letzten Herrscher Portugals, die ja sämtlich an chronischem Geldmangel litten, die echte Krone veräußert und dafür eine genaue Imitation hatte herstellen lassen. Diese unechte portugiesische Krone lagert noch heute in den Gewölben der Lissaboner Banca Republicana. Ein Käufer für sie hat sich bisher nicht gefunden.

Bietet die Geschichte Portugals ein Beispiel dafür, daß auch gekrönte Häupter in bedrängter Lage ihre Zuflucht zu nicht ganz sauberen Geschäften nehmen, so kann man wieder von einem englischen König berichten, der sich eine Krone zu seiner feierlichen Krönung regelrecht leihen mußte. Der nachmalige König Georg IV. war als Prinz ein sehr verschwenderischer Lebemann. Trotz seiner hohen Einkünfte häufte sich seine Schuldenlast von Jahr zu Jahr mehr an. In einem der vornehmsten Londoner Klubs verlor er am Spieltisch in einer Nacht allein 50 000 Pfund Sterling. Als er 1820 zur Regierung kam, borgte ihm niemand mehr einen Schilling. Trotzdem bestellte er zu seiner Krönung bei dem Juwelier Rundell in London eine Krone, die sieben Pfund wog und fast 3 Millionen Mark kostete. Sie bestand aus reinem Golde und war dicht mit Edelsteinen besetzt. 1821 war dieses Prunkstück fertig, und nunmehr wurde der Tag der Krönung festgesetzt. Aber der vorsichtige Juwelier wollte das Kleinod nicht ohne Bezahlung hergeben. Nach längeren Verhandlungen wurde dann, da Georg IV. die nötige Summe nirgends auftreiben konnte, ein schriftlicher Vertrag geschlossen, nach dem Rundell dem König die Krone für den Tag der Krönung gegen eine Leihgebühr von 200 000 Mark überlassen wollte.

So kam es, daß der Vorgänger der Königin Viktoria mit einer geborgten Krone gekrönt wurde. Diese wurde tatsächlich gleich nach dem feierlichen Akt von Angestellten des Juweliers wieder abgeholt.

Sehr bald drang das Gerücht von diesem merkwürdigen Leihgeschäft in die Öffentlichkeit. Doch niemand dachte daran, Rundell wegen dieser Vorsichtsmaßregeln, unter denen er seine kostbare Ware hergegeben hatte, zu verurteilen. Dazu sind die Engländer viel zu sehr Geschäftsleute. Man wollte sich aber trotzdem nicht vor dem Ausland noch mehr blamieren und eröffnete daher eine allgemeine Sammlung, angeblich zu dem Zweck, dem König aus Anlaß seiner Krönung ein hohes Geldgeschenk zu machen. Es kamen auch wirklich in einem halben Jahre nicht weniger als 4 Millionen Mark zusammen. Das Komitee, das die Sammlung eingeleitet hatte, bezahlte davon zunächst die Krone und überwies den Rest dem Herrscher.

Niemand war froher als Rundell, denn daß er ohne diese nationale Hilfe noch jahrelang auf sein Geld hätte warten können, wußte er nur zu genau.

Im Jahre 1831 wurde die Krone dann für die Krönung der Königin Viktoria vollständig umgearbeitet, da diese sich weigerte, den sieben Pfund schweren Herrscherschmuck zu tragen. In dieser neuen Gestalt befindet sich das denkwürdige Kleinod noch heute im englischen Kronschatz im Tower. W. K.

Sonderbare Eier. — Die am häufigsten vorkommende Absonderlichkeit ist der doppelte Dotter; weit seltener schon sind die Eier mit drei Dottern. Nach Davaine werden in den „Hallen" zu Paris, in denen jährlich über 140 Millionen Eier verkauft werden, nicht mehr als fünf oder sechs der letzteren Art gefunden, also etwa auf 23 Millionen ein einziges Ei mit dreifachem Dotter. Eier mit Doppeldotter zählt man auf dieselbe Gesamtzahl 200 bis 300; besonders häufig will man sie in den Sendungen aus der Normandie beobachtet haben. Meist sollen sie von Hühnern gelegt werden, die der Brahmaputrarasse angehören.

Hie und da finden sich auch Fremdkörper mit in einem Ei eingeschlossen. So fand der berühmte Architekt Perrault, der

zu gleicher Zeit ein geschickter Arzt und Naturforscher war, einmal eine Stecknadel und ein anderes Mal einen kleinen Stein in einem Ei eingeschlossen.

Eier ohne Dotter kommen auch vor, ja sie sind nicht einmal so selten, als man gewöhnlich annimmt; sie sind alle sehr klein und öfters sogar ohne Schale, also nur in die Eihaut eingehüllt. In Italien galt ein solches Ei zur Zeit Fabrices von Aquapendente als das hundertste und das letzte, das ein Huhn legt, bevor es mit dem Legen aufhört; daher auch der Name Ovum centesimum, das hundertste Ei. Zu anderen Zeiten betrachtete der Aberglaube solche Eier als Hahneneier; diese letztere Überzeugung ist nicht allein sehr alt, sondern auch heute noch sehr verbreitet. Das Vorkommen von Eiern ohne Schale ist aber meistens nur auf eine verkehrte Ernährung des Huhnes zurückzuführen.

Eine merkwürdige, ziemlich seltene Anomalie ist der Einschluß eines vollkommen ausgebildeten Eies oder eines solchen ohne Dotter in ein zweites. Ein derartiges Ei beschreibt F. Henneguy in „La Nature“. Es stammte von einer dreijährigen Henne, die bereits öfter Eier mit zwei Dottern gelegt hatte. Es war von ganz normaler Form und wog 204 Gramm; seine Längsachse maß 90 Millimeter, seine Querachse 58 Millimeter. Außer einem normalen Dotter und Eiweiß beherbergte diese Schale noch ein vollständiges Ei von 65 Millimeter Länge und 45 Millimeter Breite. Über ein ähnliches Vorkommnis bei einem Gänseei berichtete Rayer, und Supino beobachtete 1897 ein kleineres, nur 72 Millimeter langes Hühnerei, das ein zweites Ei von 56 Millimeter Länge enthielt.

Ein weiteres Eierkuriosum. Man fand vor 18 Jahren zwei Hühnereier mit dem geringen Gewicht von 17 Gramm. Bei der Öffnung zeigte sich, daß das Eiweiß mit einem Teile des Dotters eine halbmondförmige Schalenbildung eingegangen war, die, der äußeren Schale vollständig ähnlich, einen gelblich glänzenden Bruch zeigte. Der Rest des Eidotters bildete eine kräftig konsistente Masse, von Häuten umschlossen, die in der Spitze des Eies lagerte und die Veranlassung war, daß das Ei auf seiner Spitze stehen konnte. C. T.



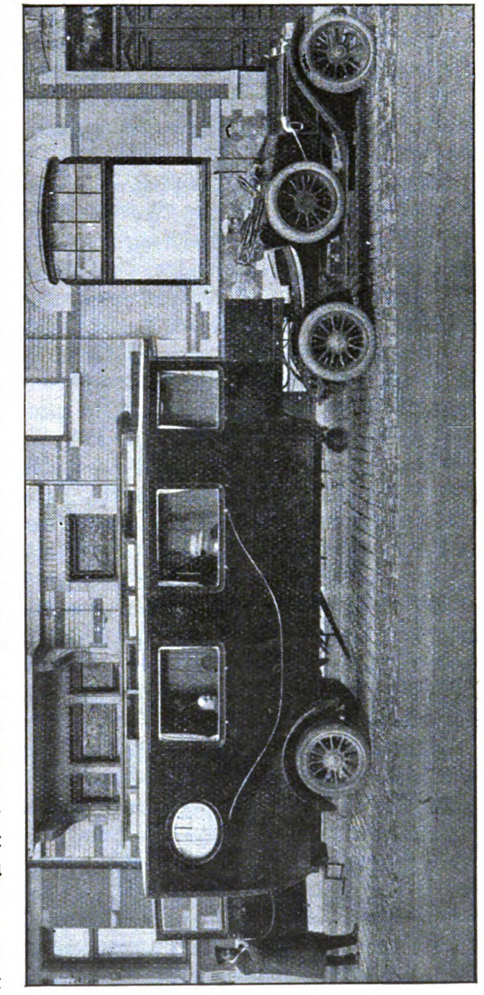
Wie die Marokkanerin ihren Mann fesselt. — Ein eigenartiges Liebeselixir verrät ein soeben aus Marokko zurückgekehrter französischer Offizier. „Das Mittel," so erklärt der Offizier, „soll unfehlbar sein, aber ob es auch außerhalb Afrikas seine Zauberkraft bewährt, kann ich natürlich nicht voraussagen."

Die Marokkanerin, die ihres Mannes Liebe wiedererobern möchte, bedient sich folgender Methode: Zunächst zieht sie in gerader Linie einen Streifen reinen Honig von der Mitte ihrer Stirn bis zum Kinn und fängt den langsam herabtropfenden Honig in einem großen Löffel auf. Dann muß sie die Spitze ihrer Zunge mit einem Feigenblatte reiben, bis sie blutet, und sieben Salzkörner in diesem Blute auflösen. Diese Mischung kommt in den Löffel mit dem Honig, zusammen mit weiteren sieben Salzkörnern, die die Dame einen Tag und eine Nacht lang zwischen den Augenbrauen getragen hat. Das Elixir wird dann noch durch so viel Erde ergänzt, als man etwa auf drei Fünfzigcentimestücke häufen kann. Die Erde aber muß von der Stelle stammen, die vorher von dem nackten Fuß der Frau berührt wurde. Wenn dann der etwas leichtfertige Herr Gemahl diese Mischung genossen hat — wie man ihn dazu bewegt, ist Sache weiblicher Erfindungsgabe — dann ist er fortan unfehlbar treu und verzehrt sich in Liebe. O. v. B.

Automobilreisewagen. — Einen großen, wirklich bequemen Reisewagen zu bauen, war bisher eine ungelöste Aufgabe geblieben. Die Ursache aller Mißerfolge war die, daß lange Karosserien auf vierräderigen Unterrahmen den Verdrehungen, welche die Unebenheiten der Fahrstraße hervorbringen, auf die Dauer nicht widerstehen können. Der hier im Bilde wiedergegebene Reisewagen ist nach dem Prinzip der Traktorzüge gebaut. Diese haben einmal den Vorteil, daß keine Verdrehung auf die Karosserie übertragen werden kann, ferner kann der Anhänger in kurzer Zeit an- und abgekuppelt werden. Wie die Erfahrung zeigt, nimmt das mächtige Fahrzeug mit Leichtigkeit ganz kurze Biegungen, auch fährt dieser Wagen infolge seiner großen Eigenmasse außerordentlich sanft.

Der Hauptvorteil liegt jedoch in dem großen Raum, den er zur Verfügung stellt und dessen Einrichtung wir uns etwas

näher ansehen wollen. Auf einer zusammenklappbaren Treppe gelangt man durch eine Tür am hinteren Ende in den Reisewagen. Dieser ist in zwei Abteile getrennt. Zuerst kommt man in die als Küche und Toilettenzimmer eingerichtete Abteilung, in der mit hervorragendem Geschick Schränke und Truhen angebracht sind. Es genügt ein Handgriff, um die Spülstelle in einen Toilettentisch mit Spiegel zu verwandeln. Gegenüber sehen wir einen Schrank mit



Automobilreisewagen mit Traktor verbunden, fertig zur Abfahrt.

aufklappbarem Tisch, der das Bett des Chauffeurs verdeckt. Dieser Raum wird durch zwei hohe, ovale Luken und

durch das Fenster an der Eintrittstür erleuchtet. Wir gelangen nun durch eine Tür in den vorderen Raum, dessen weite Spiegelfenster nach allen Seiten einen unumschränkten Ausblick gewähren. Der Reiz der Aussicht wird noch vermehrt durch die erhöhte freie Lage. Rings an den Fenstern läuft eine tiefe, bequeme, einladend gepolsterte Ruhebank. Bei eintretender Dunkelheit werden seidene Vorhänge zugezogen, und elektrisches Licht durchflutet den Raum. Als elektrische Zentrale dient hierzu die benzin-elektrische Motorgruppe des Traktors. Zwei sinnreiche Verschläge lassen sich dann in der Mitte der Wohnstube aufklappen. Ihr Inneres bildet zwei geräumige Kleiderschränke, während sie selbst den Raum in zwei Schlafzimmer verwandeln. Die Bänke verwandeln sich in Betten, so daß der Reisewagen im ganzen fünf Schlafgäste beherbergen kann. Man kann sich kaum ein bequemeres und angenehmeres Fahrzeug vorstellen. Während der Anhänger irgendwo auf hoher Warte oder in einem idyllischen Walde ein kurzes Heim aufschlägt, kann der abgekuppelte Traktor ihn verlassen, um in raschem Zuge die Landschaft auszukundschaften oder Proviant zu holen. Ebenso rasch kann das Fahrzeug wieder aufbrechen, um in geräuschlos flüchtigem Zuge Gebirg und Tal zu durcheilen.

Erwähnt sei, daß das Fahrzeug infolge seiner Konstruktion außer seiner jetzigen Anwendung als Reisewagen auch vorzügliche Dienste als Generalstabs- und als Ambulanzwagen leisten kann. Mit einer etwas geänderten Karosserie wird es auch für Feldküchen und Feldbäckereien verwendbar sein. H. H.

„Sie starb am gebrochenen Herzen,“ hieß es vor einiger Zeit wieder einmal in den Tagesblättern bei der Beschreibung einer „Tragödie“, die ihren Anfang nahm mit dem Abstürzen eines jungen Mannes in den Alpen, und die ihren traurigen Abschluß fand in dem plötzlichen Tode seiner Braut, als sie den Sturz ihres Verlobten erfuhr.

Da tauchte denn auch wieder überall die Frage auf: Ist es überhaupt möglich, daß jemand am „gebrochenen Herzen“ sterben kann, oder ist dies nur eine Phrase phantasievoller Reporter?

Viele verneinen diese Möglichkeit vollständig, aber auch die meisten von denen, die sie zugeben, wissen keine Begründung

dafür und behaupten, daß auch die Ärzte keine geben könnten. Das ist jedoch, wie wir gleich sehen werden, nicht richtig.

Alle plötzlichen heftigen Gemütsaffekte üben auf die Zellen unseres Hirns starke Reize aus ähnlich wie ein elektrischer Strom. Das Zentralnervensystem leitet dann die Reize weiter auf die Blutgefäße und das Herz. Dadurch tritt häufig ein krampfhaftes Zusammenziehen, eine Verengerung der Blutgefäße ein. Wir sehen dies deutlich an dem Blaßwerden des Gesichtes bei Schreck und Angst. Alles Blut scheint dann aus den verengerten äußeren Adern verschwunden zu sein, und „kreideweiß" steht der Unglückliche da. In anderen Fällen wiederum wirkt der Reiz derartig, daß die Blutgefäße der inneren Organe verengert werden, und das Blut dringt in übermäßiger Fülle in die äußeren sichtbaren Adern. Daher das Rotwerden vor Freude und Scham. Wie sehr die ganze Blutzirkulation von solchen Gemütserregungen beeinflußt wird, erkennen wir auch daran, daß im ersten Falle Herz und Puls fast fühllos schwach gehen, weshalb man vom „Stocken des Herzschlages" spricht, und daß im letzteren Falle alle Pulsadern ungestüm schlagen, was der Dichter mit „Fliegen der Pulse", mit „Höherschlagen des Herzens" ausdrückt.

Im allgemeinen werden solche plötzlichen übermäßigen Reize bald wieder ausgeglichen; nur bei krankhaft veranlagten Herzen können sie schlimme Folgen, ja sogar den Tod nach sich ziehen. Es tritt dann meist ein mehr oder weniger plötzlicher Stillstand des Herzens, eine Herzlähmung ein. Solche schon vorhandenen sogenannten „Herzfehler" können bestehen in krankhaften Veränderungen der Herzwände oder Herzklappen, oder der das Herz mit Blut versorgenden Arterien. Tritt dann bei solchen Personen eine Gelegenheitsursache in Gestalt eines intensiven Reizes, zum Beispiel einer heftigen Gemütsbewegung, Aufregung, Schreck, Freude, ein, so versagt ganz plötzlich die Tätigkeit des Herzens.

Auch kann ein schon länger schwer erkranktes Herz bei plötzlicher übermäßiger Blutwallung tatsächlich „bersten". Von einem alten Ehepaar starb der Mann am Vormittag an einer Lungenentzündung, die Frau aber aus schwerem Gram über

den Verlust ihres Gatten am Nachmittag desselben Tages. Professor C. Hoffmann in Wien nahm die Sektion der beiden Leichen vor und fand bei der Frau als Todesursache die Berstung des Herzens.

Von den Angehörigen wird nur selten die Sektion gestattet, sonst würden viel mehr derartige Fälle erkannt und bekannt werden. Es sind eben die Beziehungen zwischen unserem Nerven- und Gefäßsystem so innig, daß das Herz und der ganze Blutkreislauf sich an allen Aufregungen, an unserem Leide und an unserer Freude lebhaft beteiligen. Daher ist es auch keine leere Phrase, wenn man vom Fliegen der Pulse und Höherschlagen des Herzens bei freudigen und erhebenden Anlässen, vom Stocken des Herzschlages bei Schreck und Angst spricht. Ja, es liegt sogar ein guter Kern Wahrheit darin, wenn der Dichter seine Personen im Übermaße des Schmerzes zusammenstürzen läßt am „gebrochenen Herzen". Dr. Th.

Geschäftsgrundsätze des Mittelalters. — Wareneinkauf und Kundenbehandlung sind auch heute noch wichtige Faktoren der Geschäftsführung, und welcher Wert schon von den Kaufleuten des alten Nürnberg auf diese Punkte gelegt wurde, geht aus den nachstehenden Kaufmannsregeln hervor.

Nach einigen Hinweisen auf Gott und redlichen Lebenswandel heißt es: „Halte deine Waren fein sauber, ordentlich und musterlich, das macht Käufer und Verkäufer lustig.

Erzeige dich nicht zornig, unlustig, noch als wärest du mit heimlichen Sachen beladen, denn solches macht die Käufer scheu.

Frage viel, glaub aber nicht alles, was du hörest; vertraue nicht einem jeden, so hast du desto weniger zu verantworten.

Bietet man dir ein Billiges und rücket zu deinem vorhabenden Ziel, so drücke bald ab, ehe dich's reuet.

Keinem aber gib dein äußerstes Wort, bis er nicht zuvor selbst dazu rückt. Bedenke, daß ihrer viele deine Waren auch haben und milder im Hingeben sein möchten als du, derselben Köpfe mußt du dich auch annehmen, willst du anders nicht stecken bleiben.

Verlieren zur rechten Zeit ist auch eine Kunst.

Hast du aber eine Ware allein, so genieß derselben, doch mach's brüderlich.

Deine alten und guten Kunden verlaß nicht gern und drücke sie nicht zu hart, denn es tut ihnen weher als einem Fremden.

Neben eine würdige Ware setze eine unwürdige, nimm von jeder einen leidlichen Gewinn, das ist dir nützer und löblicher, als wenn du eine zu hoch spannest.

In den Märkten und Messen gilt es nicht lange besinnen; was einmal versäumt, wird nicht wieder gebracht. Denn es ist besser, mit Reu verkauft, als mit Reu behalten.

Schreibe ein, ehe du ausgibst, und nimm ein, ehe du aufschreibest, und vergesse nichts.

Lege dich keine Nacht nieder zur Ruhe, du habest denn die Handlung desselben Tags in die Bücher gebracht. Was du einschreibst, sei lauter, verständig und richtig eingetragen. Zahl keinen Wechsel vor der Zeit, damit du ihn nicht noch einmal zahlen mußt.“ K. K.

Vom Erzherzog Rainer. — Während eines Manövers wurde der Stab des Oberkommandierenden, des kürzlich verstorbenen Erzherzogs Rainer, von einem mächtigen Gewitter überrascht, das kein Ende zu nehmen schien. Man beschloß deshalb, in der nächsten Ortschaft zu übernachten. Der Wirt des einzigen Gasthofs wurde beauftragt, die Zimmer instand zu setzen, worauf der Erzherzog samt Gefolge sich zur Ruhe begab.

Am nächsten Morgen, ehe die Herren wieder in den Sattel stiegen, stellte sich der Wirt beim Erzherzog mit der Bitte vor: „Würden Kaiserliche Hoheit gestatten, daß ich zum Andenken an den hohen Besuch meinen Gasthof ‚Zum Erzherzog Rainer‘ nenne?“

„Ja — aber unter einer Bedingung!“ meinte der Erzherzog lächelnd.

„Und die wäre?“ fragte der beglückte Wirt mit einem tiefen Bückling.

„Daß Sie Ihren Gasthof zunächst ‚reiner‘ machen.“ A. E.

Was den Frauen versagt ist. — Im Stammbuch der im Anfang des vorigen Jahrhunderts gestorbenen Herzogin Elisabeth von H. findet sich folgendes Gedicht, das vielleicht auch heute noch die Wahrheit sagt:

Als von seinem Strahlenthrone
Seinem armen Erdensohne
Gott das Weib zur Seite gab,
Daß es aus dem Garten Eden
Mit sich nähme Blumenfäden,
Ihn zu leiten bis ans Grab,
Gab er ihr den reichsten Segen
Mit auf ihren Erdenwegen,
Stattet sie mit Gaben aus,
Daß sie sei des Lebens Blume,
Gnadenbild im Heiligtume,
Engel in dem Erdenhaus;
Und den Frauen er verlieh:
Körpersymmetrie,
Seelenharmonie,
Herzenssympathie,
Stimmenmelodie,
Lebenspoesie,
Jede Art Magie,
Nur nicht — Orthographie! C. T.

Die königliche Kuh. — König Viktor Emanuel II., der Einiger Italiens, war im höchsten Grade freigebig. Kein Wunder daher, daß er oft in unerhörter Weise ausgebeutet wurde und stets in Geldverlegenheiten steckte.

Die stetige Bedrängnis der königlichen Schatulle gab einst dem Finanzminister Sella den Mut, dem König ernstliche Vorstellungen über seine Verschwendung zu machen, und im Eifer der Rede ließ er sich zu der Äußerung hinreißen: „Euer Majestät gleichen wirklich einer Kuh, die von allen gemolken wird.“

Viktor Emanuel erzählte später oft in intimen Kreisen von dieser Strafpredigt und pflegte lachend hinzuzufügen: „Wenn er mich wenigstens noch anders genannt hätte! Aber nein, wahrhaftig — eine Kuh!“ F. Z.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.



Schlüssellose Sicherheits-Kassetten



mit selbstkombinierbarem Buchstaben-Schloß, mit feuersicherer Asbest-Einlage. Nur wer das Stichwort kennt, kann sie öffnen. Auf beliebiges Wort einzustellen. Unzählige Wertkombinationen, geeignet für Geld, Schmucksachen, Sparkassenbücher, Briefe, Wertpapiere usw. — Größe: 23 × 17 × 8 M. **9.50**, 17 × 12 × 8 M. **8.–** und 11 × 8,5 × 5,5 M. **4.–**. — Verl. Sie sofort illustr. Prospekt u. Preisl. gratis. — Zu beziehen durch

B. Krinsky, Berlin-Wilmersdorf 2, Babelsberger Str. 47.

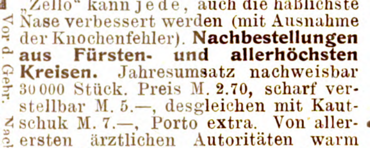






Nasenformer „Zello"

Die Wirkung kann jedermann an obenstehenden Bildern ersehen. Es sind weder Retuschen noch Zeichnungen, sondern Original-Photographien, welche in meinem Institut zur Einsicht liegen. Der Erfolg wurde in 4—8 Wochen erzielt. Mit meinem verbesserten Nasenformer „Zello" kann j e d e, auch die häßlichste Nase verbessert werden (mit Ausnahme der Knochenfehler). **Nachbestellungen aus Fürsten- und allerhöchsten Kreisen.** Jahresumsatz nachweisbar 30 000 Stück. Preis M. 2.70, scharf verstellbar M. 5.—, desgleichen mit Kautschuk M. 7.—, Porto extra. Von allerersten ärztlichen Autoritäten warm empfohlen. Lassen Sie sich nicht durch nachgeahmte Inserate täuschen, meine Nasenformer wurden nie erreicht.



Vor d. Gebr. Nach d. Gebr.

Einziges Spezial-Institut für Nasenformer

Spezialist L. M. Baginski, Berlin 266, Winterfeldtstr. 34.



Entwicklung und Befestigung der Büste

durch unseren unübertroffenen Büstenentwickler!

Schon immer war es der höchste Wunsch einer jeden Dame, eine schöne, volle Büste zu besitzen. Nun ist gerade in dieser Hinsicht die größte Mehrzahl unserer Damen stiefmütterlich bedacht worden, so daß dieses Manko weidlich von gewissen Leuten ausgenutzt wird, um Salben, Pillen und Tränklein zu horrenden Preisen an den Mann zu bringen; leider helfen diese Sachen nur immer dem Verkäufer, **niemals** aber der Käuferin.



Vorher Nachher

Wir behaupten hiermit, **daß jeder Creme vollständig wertlos** ist. Warum? Weil nur die Massage, welche selbstverständlich bei jeder Einreibung ausgeübt werden muß, von Wert ist. Diese Massage können Sie auch mit Vaseline usw. ausüben, aber bedeutend billiger.

Unser Büstenentwickler **„Thilossia"**, gesetzlich geschützt, ist nun ein Produkt jahrelanger Forschung der bedeutendsten Professoren, so daß selbst jeder Laie sofort davon überzeugt wird, daß mit einem Thilossia-Apparat ein wirklicher Nutzen, also **Vergrößerung und Befestigung der Büste erreicht werden muß.** Unser Thilossia-Apparat saugt täglich mehrmals frisches Blut in die Brüste, dieselben werden voll, straff und üppig, magere Arme und Schulterknochen verschwinden, kurz, ein nie geahnter Erfolg tritt ein. Wir haben bisher viele Tausende verkauft und sind die jüngsten Mädchen wie ältere Damen gleich entzückt und befriedigt, wie die zahllosen Anerkennungen bezeugen. **Bei Nichterfolg Geld zurück** laut Garantieschein. **Preis** des kompletten Apparates inklusive Massagecreme in Verpackung nur **7,50 M., Porto extra.** Unser Verfahren ist das Billigste, weil der Apparat **nur einmal** angeschafft wird und immer gebrauchsfertig ist, von jeder Dame **ohne Hilfe** anzuwenden. Bevor Sie Ihr Geld für nutzlose Quacksalbereien ausgeben, machen Sie mit unserem Apparat einen Versuch. Bei Bestellung Körperumfang unter den Armen ringsherum um den Brustkorb angeben. Dr. G. Weisbrod & Comp., Waidmannslust.

Über 4000 Stück im Gebrauch.

Schlafbinde



Ges. gesch. Neuheit! Gegen **Schlaflosigkeit** und **Magenbeschwerden.** Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück 3.— M.

Rudolf Hoffers, Apotheker,
Berlin 75, Koppenstr. 9.

Über 300 000 im Gebrauche

Haarfärbekamm



(ges. gesch. Marke **„Hoffera"**) **färbt graues** oder **rotes** Haar **echt blond, braun od. schwarz.**



Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. **M.3.—.**

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium Berlin 75, Koppenstr. 9.



Viele Tausende Anerkennungsschreiben sind unaufgefordert bei der Firma eingegangen. Z. B.:

Ihre „Licht-Hingfong" ist mir und meinen Freunden unentbehrlich. Ich habe einmal eine Probe anderweitig bezogen, ich habe aber gefunden, daß Ihre Licht-Hingfong die beste war.

Herr H. Stoll in P.








UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 955 F

